Hoefer,
Erzählende Schriften

Edmund Hoefer's

Erzählende Schriften.

Vierter Band.

Edmund Hoefer's

Erzählende Schriften.

Vierter Band.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1865.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Inhalt.

Verlorene Liebe.

1858.

Es war ein wunderbar stiller Augustabend, so still, wie er dort zu Lande nur selten gefunden wird; der Himmel hatte sich grau bezogen, als ob es regnen wolle, und von Zeit zu Zeit zog ein leises Wehen von Westen her über die Dünen und durch ihre halbdürren, schwankenden Gräser gegen die See zu. Aber es war so schwach und kehrte auch nur so selten wieder, daß es auf die Bewegung der Wellen gar keinen Einfluß hatte; nach wie vor legten sie sich müde und langsam auf den weichen Sand des Strandes, als hätten sie draußen genug getanzt und gespielt und dürften endlich gleichfalls ruhen.

Der Tag war auch völlig zu Ende, die Sonne bereits untergegangen, die Strandvögel und Möven hatten ihre Nester aufgesucht, und die Fischerböte, welche auf den Abendzug hinausgelaufen und vor kurzem noch sichtbar gewesen, waren mit ihren kleinen Masten und braunen Segeln jetzt auch schon hinter der dort drüben scharf hervorspringenden Landspitze verschwunden. Die See zeigte sich einsam und verlassen, und ebenso verlassen und öde erschien der Strand. Da war kein Laut zu vernehmen, da war nichts Lebendes zu sehn. Denn selbst von den Häusern des nahen, in seinen Garten- und Straßenbäumen versteckten Fischerdorfs kam keinerlei Geräusch herüber, da ihre Bewohner bei den täglichen Abendbeschäftigungen weilten oder auch schon ihr Lager aufgesucht haben mochten, um später zur Rückkehr der Böte desto munterer bei der Hand zu sein.

So hätte man glauben mögen, denn ringsumher war, wie bemerkt, nichts als Dämmerung und Stille. Allein man täuschte sich; es weilte dennoch jemand am Strande, und zwar war es eine Frau, die in einer kleinen Höhlung der Dünen auf dem Sande saß, im Rücken durch die höher ansteigenden Hügel selbst gegen das leise Ziehen des Windes geschützt, und vor sich die weite, graue, sanftbewegte Fläche der See. Sie hatte den Arm auf das Knie gestützt, den mit einem kleinen dunklen Tuch umbundenen Kopf in die Hand gelegt, und dazu summte sie leise, leise die Weise eines Wiegenliedes vor sich hin. Auf ihrem Schooße lag auch ein kleines Kind und schlummerte süß unter der sorgsam übergedeckten Schürze der Mutter. Und so saß das Weib da, verborgen und einsam; die Lippen summten immerfort dieselbe einförmige Weise, aber sie regten sich dabei niemals und die großen Augen sandten ernst und unverwandt all ihre Blicke in die stets tiefer und tiefer dämmernde Ferne, und nicht einer von ihnen fiel jemals auf das Kind oder die Umgebung.

Wer sie so dort plötzlich erblickte, wo kein Laut und keine Bewegung sonst von einem lebenden Wesen sprach, der durfte wohl mit Recht erschrecken und stutzen, wie es der Mann zu thun schien, der eben von der andern Seite her die Höhe der Düne erstiegen hatte, nun die regungslose Gestalt unter sich erblickte und in solcher Nähe auch den summenden Gesang vernahm. Er blieb überrascht stehn, beugte sich, um die Einsame besser erkennen zu können, weit vorüber und sagte dann mit verwundert klingender Stimme: „Aber — seid Ihr das, Frau?“

Sie zuckte sichtbar zusammen, warf den Kopf mit einer raschen Bewegung zu dem Frager herum und schaute ihn verwirrt an. Und erst nach einer Pause, während welcher ihre Gedanken aus der weiten Ferne in die nächste Umgebung zurückgekehrt sein mochten, versetzte sie gefaßt: „Ja ja, Herr, ich

bin's freilich. Aber kommt Ihr jetzt schon aus dem Hause zurück?"

Er stieg die kleine Anhöhe vollends herab und war mit ein paar Schritten an ihrer Seite. „Um alles in der Welt," sprach er, nachdem sein rascher Blick die Umgebung und Aussicht gemustert hatte, „was treibt Ihr denn hier noch so spät und allein? Und das Kind habt Ihr auch bei Euch?" setzte er kopfschüttelnd hinzu; „dem solltet Ihr doch seine Ruhe und sein Bett gönnen. Es muß sich hier ja erkälten." — Die Frau schüttelte gleichfalls den Kopf, und ein leises Lächeln glitt über ihr schönes, aber von der Sonne verbranntes und mageres Gesicht. „Unsereins erkältet sich nicht leicht, Herr," entgegnete sie; „der Abend ist ja auch still und warm. Allein zu Hause mag ich das Würmchen nicht lassen," fuhr sie fort. „Ich würde mich drum ängstigen und könnte keine Minute ruhig sein."

„Weshalb bleibt Ihr aber nicht selbst zu Hause und ruhet dort aus — denn Ihr habt, glaub' ich, freilich schwere Arbeit," gab der Mann zur Antwort und ließ seine Blicke von der Frau wiederholt zu der unendlich einsamen und melancholischen Aussicht vor ihnen hinüberschweifen. „Das scheint mir ein Platz und ein Anblick, um das froheste und leichteste Herz schwer zu machen, und ich meine, in Eurem Stübchen oder am hellen Herde in der Küche lasse es sich behaglicher ausruhen, heiterer denken und träumen als hier." — Sie mochte von den letzten Worten wenig oder nichts gehört haben, denn sie erwiderte mit leisem Kopfneigen nur: „Ja Herr, bei mir ist das was Andres. Ich kenne den Platz schon lange und saß hier hundert- und hundertmal. Mich macht er nicht traurig; mein Herz ist auch sonst nicht fröhlich und leicht. Dagegen läßt sich nichts thun."

„Schon gut," wandte er nach einer Weile ein, „damit mag es bei Euch freilich ein ander Ding sein, da Ihr in dieser Gegend

wohl daheim. Doch, daß Ihr hier so oft sitzt — warum das?" — Sie erhob ihre Augen mit einem festen Blick zu den seinen. „Das wird man Euch schon gesagt haben, Herr," sagte sie kurz und scharf. — Er drehte den Kopf verneinend hin und her. „Wie wäre das möglich, liebe Frau?" entgegnete er. „Ich bin seit wenigen Tagen hier und kenne von den Einheimischen nur den alten Bootsmann, der nicht spricht, selbst wenn ich fragen möchte. Habt doch Vertrauen zu mir," fuhr er fort; „ich bin nicht neugierig, sondern voll Theilnahme. Ihr seid eine junge, wackere Frau, habt das hübsche Kind, das eigene Haus und auch zu leben — und doch seid Ihr nicht munter, wie es sich für solche Zustände ziemt, sondern still und ernst, Ihr geht allein und haltet Euch abseits. Muß ich da nicht theilnehmen, mich wundern, fragen? — Aber ihr seid hier ein seltsam Volk, voller Kälte und Mißtrauen gegen jeden Fremden. Und es will euch doch niemand etwas zu Leide thun; im Gegentheil, mancher würde gern einmal rathen, trösten, helfen — denn es gibt auch anderwärts freundliche Herzen! — aber ihr wollt ja nicht."

Er lehnte neben der Frau am Sande des Hügels und hatte das alles zwar gedämpft, aber im herzlichen, eindringlichen Tone gesprochen, während die Frau wieder ihre erste Stellung eingenommen und ihren Blick unverrückt und nachdenklich auf der See hatte ruhen lassen. Auch da er nun schwieg, blieb sie noch eine ganze Weile ohne Bewegung, bis sie endlich den Kopf erhob und die Arme um das Kind legte. „So ist es nicht, Herr," erwiderte sie dann ernst; „es ist mit uns nicht anders, als mit der ganzen Menschheit. Was man im Kopf und Gemüth hat, sagt man nicht jedermann — er würd' es doch nicht verstehn, und was fragt er im Ernst auch darnach? Da muß man sich erst lange kennen — hier so gut wie überall, denke ich. Und dann, Herr," sprach sie nach einer Pause ebenso ruhig weiter, —

„jedermann treibt's, wie es bei ihm daheim Mode ist. Wenn Ihr länger hier wärt, würdet Ihr manche Frau zuweilen an der See sitzen sehn, so lange ihr Mann draußen ist, — die Eine früh, die Andere spät, wie sie Zeit und Lust hat. Und so sitze ich zur Abendzeit, weil es sich nicht anders passen will."

Der Fremde sah gedankenvoll in die See hinaus. „Euer Mann ist auch da draußen?" fragte er endlich. — Sie hatte den Kopf wieder in die Hand gelegt und, da das Kind sich rührte, auch ein paar Takte des Wiegenliedes vor sich hin gesummt. „Ja, Herr," versetzte sie nun auf seine Frage. — „Schon lange, Frau?" — „Ja, Herr, schon lange. Er ist zweiter Steuermann auf dem neuen Wallfischfänger unter Kapitän Aalborg, und als er fortging, war meine Kleine noch nicht geboren; es sind im Herbst drei Jahre." — „Aber es geht ihm gut, Frau?" — „Vor'm Jahr war Schiff und Volk wohlauf, sagte mir der Rheder. Seitdem hörten wir nichts von ihnen. Es ist auch so weit, und Schiffe kommen nicht viel daher, die Briefe mitbringen könnten." — „Und in all der Zeit habt Ihr hier gesessen, Frau?" — „So oft ich konnte und wenn das Wetter nicht gar zu bös war — ja, Herr," antwortete sie einfach und ohne ihre Stellung zu ändern.

Nach einer Weile richtete sich der Mann auf. „Es wird Zeit," sprach er. „Mein Koffer muß noch ausgepackt werden. Kommt Ihr mit nach Hause?" — „Nein, Herr," entgegnete sie, „ich bleibe noch, aber für Euch ist's recht; denn es ist kein Platz für die Stadtherren, und es thut auch sonst kein gut, daß Ihr hier so lange bleibt," setzte sie leiser hinzu. „Es schickt sich nicht." — „Wie meint Ihr das?" fragte er betroffen. — „Es gibt böse Zungen, Herr," erwiderte sie gedämpft. „Das Feuerzeug steht auf dem Herde, rechter Hand, und auch die Lampe."

Nach einigen Augenblicken sagte er kurz: „gute Nacht, Frau

Wirthin!“ und ging ohne ein weiteres Wort an den Dünen entlang, dem Dorfe zu, von dessen erstem Hause ihm ein einzelnes, einsames Licht im langen, zitternden Strahl durch Laub und Gezweig des Gärtchens freundlich entgegen schimmerte. Erst nach einer ziemlichen Strecke blieb er stehn und schaute sich nach dem verlassenen Platze um. Allein er konnte die Frau nicht mehr erblicken, und indem er leise den Kopf schüttelte und ein mitleidiges: „das arme Weib!“ vor sich hinmurmelte, wandte er sich langsam ab und war im nächsten Augenblick schon im Dorf und bei seiner nahe gelegenen Wohnung.

Nach einem flüchtigen Blick, der dem Scheidenden folgte, hatte die Frau ihre Schürze fester an das schlummernde Kind gedrückt, dann ihr Haupt wieder in die Hand gelegt und saß nun ruhig und schweigend wie zuvor. Obgleich die Nacht inzwischen völlig hereingebrochen, war es doch eigentlich nur wenig dunkler geworden. Hinter der Wolkendecke droben stand der Vollmond und erfüllte die Luft mit einem zwar gedämpften, aber doch hinreichenden Licht, um selbst die Landspitze drüben mit den dunklen, sie bedeckenden Waldmassen noch sichtbar bleiben zu lassen. Aber es war ringsumher womöglich noch stiller geworden; die Wellen legten sich immer müder auf den Strand, die Luft strich immer leichter durch die Dünengräser, und ihr Rauschen war zu jenem leisen geisterhaften Flüstern gedämpft, das man nirgends sonst vernimmt und, wenn man es einmal zu solcher Stunde und an solchem Ort belauschte, niemals vergißt. Denn so geheimnißvoll und schwermüthig, so friedensvoll und so müde dringt kein anderer Laut zum Ohr des Menschen.

Die Frau schaute stumm hinaus, doch ihre Gedanken folgten ihren Blicken nicht und weilten auch nicht bei dem fernen Gatten. Sie waren jetzt bei dem Fremdling, der eben davon gegangen, und seit wie kurzer Zeit sie denselben auch erst kannte — sie dachte

ernst und lange an ihn und konnte nicht von ihm loskommen ohne eigentlich zu wissen, weshalb.

Ihr Leben war vergangen, wie es dort zu Lande für Leute dieses Standes oft vergeht. Sie hatte in der Stadt, drüben in der hintersten Ecke des Meerbusens, gedient, hatte dort den wilden schmucken Seemann kennen und lieben gelernt und war ihm als sein Weib hieher in seinen Geburtsort gefolgt, wo er von seinen Eltern ein Haus ererbt hatte, zwar klein und eng, aber sauber und geputzt von der Sohle bis zum Dach hinauf, mit weißen Wänden und grünen Fensterladen, einem blanken Messinggriff an der Thür und einem kleinen schattigen und blumenreichen Garten daneben. Drinnen fanden sich ein paar reinliche Stübchen mit gutem Hausrath versehn, und als die junge Frau zuerst hinein trat, meinte sie, es sei das Paradies, und Besseres gäb's auf der Welt nicht. Sie wußte freilich nicht, daß ihr Mann sich beim Einrichten und Aufputzen über seine Kräfte angegriffen und zu den alten Schulden noch neue auf das kleine Besitzthum gehäuft. Der Steuermann selbst wußte es zwar, dachte jedoch sicher nur wenig dran und quälte sich drum noch viel weniger. Ein rechter Seemannskopf denkt nicht weiter als von Tag zu Tag und läßt sich um die Zukunft kein graues Haar wachsen.

Casper — denn Caspar zu sagen, klang ihm zu vornehm — Casper Rüter war ein „befahrener" Seemann, hatte schon ein paar Fahrten als Steuermannsgehülfe gemacht und stets und leicht gute Stellen gefunden. Daß er sich hinauf arbeiten werde, war ihm nicht zweifelhaft, obgleich seine Vorgesetzten manches an ihm zu tadeln fanden. Sein Selbstvertrauen war groß, und seine Wildheit und Ausgelassenheit in seinen Augen kein Fehler, sondern Seemannsnatur. Das Haus, in dem seine Frau wohnen sollte, mußte sein eigen und sauber sein, wie es sich schickte. In keinem Stande der menschlichen Gesellschaft hat das Sprichwort:

was sein muß, muß sein! eine größere Geltung, als unter den Seeleuten, und nirgends darf man sich weniger „lumpen lassen.“ — Im Hause war überdies ein übriges Zimmer für einen Badegast, da der kleine Ort seit einigen Jahren in Aufnahme gekommen und von Sommer zu Sommer mehr Besucher gehabt. So war alles „klipp und klar,“ und die Schulden deckten sich, so zu sagen, selbst; wenn Casper gute Fahrten hatte, mußten sie sich sogar bald abbezahlen lassen; das konnte gar nicht fehlen. Casper konnte also sorglos davongehn und sorglos das Leben an sich kommen lassen. In einem halben Jahr spätestens war er wieder daheim und brachte Geld in Hülle und Fülle, rechnete er. Er ward Steuermann, Kapitän. O, es war ein kommodes Leben für ihn und seine Frau! Sie war doch eine glückliche Kreatur, daß sie's so gut getroffen!

Inzwischen ward aber aus alledem nichts. Ohne daß man recht erfuhr oder begriff, weshalb, ging Casper plötzlich an Bord des Wallfischfängers, von dem vorauszusehn war, daß er Jahr und Tag draußen bleiben mußte. Und daheim, in seinem Hause, wurde es auch anders, als er gerechnet.

Einige Monate nach seiner Abreise war das kleine Mädchen geboren worden, — und Regine — so hieß die Frau — die schon seit des Gatten Abfahrt still und schwermüthig umhergegangen, verfiel dann in eine lange, anhaltende Schwäche und Kränklichkeit, welche die Aermste verhinderte, einen Verdienst zu suchen, wie er sich bald zu ihrer Existenz nöthig zeigte. Das Geld war zu Ende und Casper in der Ferne; an dem Miether ihres Stübchens machte sie im nächsten Sommer auch eine herbe Erfahrung, in Folge deren sie ihr Zimmer lieber leer stehn ließ. Und dazu ward ihr von den Erben eines Gläubigers ein kleines Kapital gekündigt, das sie nur nach vieler Mühe durch eine anderweitige Anleihe zu bezahlen vermochte.

Casper schwamm fern auf den Wellen des stillen Oceans oder im Eismeer und ließ nichts von sich hören. War er vielleicht schon todt, und verschwieg man's seiner Frau nur? Im Ort hatte sie keine verwandte Seele, und das war sehr traurig. Denn die Schifferfrauen sahen sie nicht für voll an, da sie nur ein Dienstmädchen gewesen, und die kleinen Leute argwöhnten bei ihr den herkömmlichen Stolz auf ihren Rang als Steuermannsfrau. Und wie falsch das sein mochte, wie freundlich, nachbarlich, wie arbeitsam und hülfbereit Regine war, — es half nichts. Sie blieb den mißtrauischen und verschlossenen Menschen fern; ihr Herz ward immer schwerer und trauriger, es regte sich in ihr eine tiefe Bitterkeit, sie schloß sich nach und nach von aller Welt ab, lebte einsamer von Tag zu Tag nur für ihr Kind, das sie abgöttisch liebte, und widmete sich ganz den Geschäften und der Arbeit, die ihr, wenn auch spärlich, aus der Stadt zukamen.

Die Zeit verfloß, ohne daß sich ihr Loos änderte oder verbesserte; im Gegentheil ging es im kleinen Hause immer knapper her, denn das Kind brauchte mehr, die Zeit war schlecht, das Zimmer stand den ganzen zweiten Sommer leer. Regine verkaufte, was sie entbehren konnte. Betteln und Almosen nehmen wollte sie nicht; sie sah eine Schmach darin für das Kind und sich selbst, und auch für den fernen Gatten.

Da lag sie an einem heißen Nachmittage in ihrem Gärtchen auf den Knieen und beschäftigte sich bei den Gemüsebeeten, welche längst die Stelle der Blumenrabatten einnahmen. Die Kleine hatte sich müde gespielt und schlief nicht fern von ihr im Schatten, und Regine sah von der Arbeit nicht auf, bis sie hörte, daß durch die öde Dorfstraße ein fester ruhiger Schritt daher kam und vor dem Stacket ihres Gartens innehielt. Es war ein Herr im leichten Sommeranzuge und weißen Hut; er betrachtete das

Haus und seine Umgebung aufmerksam und richtete dann auch auf die emporschauende Frau einen so langen und festen Blick, daß sie unwillkürlich erröthend den Kopf senkte und eifrig fortjätete.

„Ist das Euer Haus?" hatte der Fremde dann plötzlich gefragt. — Sie sah wieder auf und bejahte. — „Ist ein Zimmer darin frei, oder habt Ihr schon Gäste?" fragte er auf's neue. — „Ja, es ist eins frei, aber —," gab sie abbrechend zur Antwort, denn sie hielt das alles theils für müßiges Fragen, wie es ihr schon oft begegnet, theils regte sich auch die Erinnerung an jene Erfahrung, die sie bei einem frühern Miether gemacht. — „Schon gut," versetzte er kurz und wandte sich ab; und Regine beugte sich zu ihrer Arbeit, schweigend und gefaßt, wie es ihr zur Gewohnheit geworden.

Einige Stunden später war dann aber der einzige Mensch gekommen, der im Ort sich um sie kümmerte und ihr bei Gelegenheit half, — das war der Bootsfahrer Peter Oom, ein alter, verwittweter und kinderloser, rauher Gesell, ein barscher, aber treuer Freund des armen Weibes, und er hatte ihr mitgetheilt, daß der Herr, den er Mittags von der Stadt herübergebracht, hier einige Zeit verweilen wolle und sich Reginen's Haus zur Wohnung erwählt habe. Er, Peter, habe nach Kräften zugeredet, und der Herr werde morgen bei Zeiten kommen und alles richtig machen.

„Aber Peter —!" entgegnete Regine zögernd, und ein dunkles Erröthen bedeckte ihr Gesicht. — Er unterbrach sie barsch. „Dummes Zeug!" sagte er. „Der Herr ist kein Windbeutel, — will verdammt sein, wenn er's ist! — Und übrigens — seid Ihr nicht eine ehrbare Frau, und bin ich nicht da?" — Sie nickte. „Freilich sieht er reputirlicher aus. Aber, Peter, — kann ich in meiner Armuth den Herrn aufnehmen? Mir fehlt ja außer

dem Bett schier alles, und ich kann's auch nicht schaffen." — „Dummes Zeug!" erwiderte er beharrlich. „Ein Schelm thut mehr als er kann. Richtet das Zimmer her, wie es sich schickt; über acht Tage bekommt Ihr Geld, und bis dahin wollen wir schon sorgen. Sagt nur, was Ihr braucht; ich werde Euch dann morgen das Nöthige mitbringen. — Na, dabei gibt's doch nichts zu heulen?" setzte er hinzu, als er ihre Augen voll Thränen sah. — Sie suchte zu lächeln. „Laßt's gut sein, Peter," antwortete sie und drückte seine Hand fest und herzlich. „Gottes Lohn für alles und alles, bis ich selber vergelten kann." — „Da werde der Henker daraus klug," sprach der Alte achselzuckend. „Ein Andrer würde dabei über's ganze Gesicht lachen, aber so ein Weibsbild thut's nicht anders — es muß geheult sein."

Seitdem war nun über eine Woche vergangen, der Fremde in dem sauber hergerichteten Stübchen heimisch geworden, und Reginen's anfängliches Mißtrauen und Sorgen begann einem tiefempfundenen Dank gegen Gott zu weichen, der in ihrer Noth ihr solche Hülfe gesendet. Der Fremde — er hieß Huldberg — speiste im Badehause, hielt sich morgens ein paar Stunden in seinem Zimmer auf, streifte während des übrigen Tags viel umher und war bisher mit der Frau wenig in Berührung gekommen. Er hatte hier und da ein paar freundliche, theilnehmende Worte mit ihr gewechselt oder auch einmal mit dem hübschen muntern Kinde gescherzt und gespielt; im Uebrigen blieb er meistens für sich und war „ein stiller Herr." Reginen gefiel das mehr als alles; und da überdies sein Aeußeres anziehend, sein Benehmen stets höflich und anspruchslos war, so fühlte sie sich gewissermaßen wirklich glücklich, als sie nun auch sein größeres Gepäck anlangen sah und eines längern Aufenthalts versichert sein konnte. So scheu sie war — mit dem ließ es sich leben.

Nun hatte er zum ersten Mal länger mit ihr geredet, nach

ihren persönlichen Verhältnissen gefragt. Er war dabei ruhig und ohne Zudringlichkeit gewesen, in seinem ganzen Wesen sprach sich Wärme und Theilnahme aus. Seine Erscheinung an dieser Stelle, zu dieser Stunde, hatte sie zuerst bestürzt und zurückgeschreckt, sie hatte sich verschlossen und ihn fern gehalten; innerlich jedoch fühlte sie sich desto tiefer berührt. Es hatte da etwas an ihr Herz geklopft, was sie lange nicht mehr empfunden, was ihr in solcher Weise niemals zu Theil geworden. Das spürte sie jetzt wohl, das ließ sie das scheue, heimliche Zittern überwinden, welches, sie wußte nicht, woher, durch ihr Inneres zog. Das war ein braver Mann, und ihre Kälte gegen ihn that ihr leid. Seine Theilnahme war in sie hineingefallen, wie ein langer Sonnenstrahl auf eine im Schatten verkümmernde Pflanze. — Und es war ein Fremder, der sie nicht kannte, den sie nichts anging! — Und dagegen nun der, dem sie gehörte, der nach ihr zu fragen hatte! — Wie sind die Gaben der Menschen so gar — gar verschieden! dachte sie, und als sie jetzt aufstand, murmelte sie vor sich hin: „Casper, Casper! Gott verzeih' dir deine Härte und deinen wilden Trotz!"

Sie nahm das Kind fest und sorgsam verhüllt in den Arm und ging dem Dorfe zu. Die See lag wie schlummernd, der Wind war ganz davongeflogen, und vom Himmel begann der Regen jetzt leise herab zu rieseln. Als Regine ihre Wohnung erreichte, war sie dunkel und still, wie das ganze Dorf umher; auch im Zimmer ihres Gastes zeigte sich kein Licht mehr. Ein freundlich Herz gibt Ruhe, dachte sie. Gott segne ihn!

Aber der Fremde wachte noch und dachte gleichfalls an die Frau und die Begegnung am Strande. Es war eine zufällige gewesen, obschon Huldberg durch den Badewirth erfahren, daß Regine jeden Abend an den Dünen sitze, seit, wie die Mittheilung gelautet hatte, ihr Mann nach einem Zank mit ihr zu

Schiff und davongegangen war. „Es ist ein nettes Weib," hatte der Badewirth hinzugesetzt, „und es könnte ihr recht gut gehn. Aber die Person ist dumm und störrisch und stößt ihr Glück muthwillig von sich."

Huldberg hatte sich angewidert abgewendet und nicht weiter an die Sache gedacht. Er interessirte sich allerdings lebhaft für die Frau, aber dies Interesse war bisher ein rein künstlerisches. Er war Maler, und die eigenthümliche, fast strenge und doch auch wieder schwermüthige Schönheit des Weibes, der Blick der zu ihm aufschauenden, großen und tiefblauen Augen hatten ihn allein bewogen, in dem kleinen Hause eine Wohnung zu suchen. Seitdem lebte er dort, verkehrte mit ihr, beobachtete sie und fand sich auch durch ihr Wesen und Benehmen angesprochen; allein von einem andern Interesse war keine Rede, und höchstens mischte sich allmälig in die Zufriedenheit mit seiner Wirthin auch einige Theilnahme für die einsam und ärmlich lebende Frau. Doch war das, wie bemerkt, nur nebenbei. Er hatte Jahre lang in einer so dumpfen und stumpfen Gleichgültigkeit gegen die ganze Welt gelebt, daß er nun, endlich erwacht, sich nur lebhaft der Natur und ihren Reizen hingab und an den Menschen als Menschen noch immer kalt vorüberging.

Da war er, von einem Spaziergang zurückkehrend, auf Regine gestoßen und mit ihr in's Gespräch gekommen. Was ihn in demselben besonders angeregt, fand er trotz alles Nachdenkens nicht, aber mit einem seltsamen, halb wehmüthigen, halb frohen Gefühl spürte er jetzt in der einsamen Nacht, wie sich das Menschliche wieder in ihm regte, wie sein Herz warm ward und leicht und frisch den nächsten, bessern Tagen entgegenschlug.

Der Tag, den er beinahe heranwachte, war trüb und grau, der Regen fiel sanft und dicht, und die Luft hatte sich so sehr abgekühlt daß nicht nur aus dem lange ausgedörrten Boden,

sondern auch aus den Wassern des vorüberziehenden Flusses und aus der See sich dunstige Schleier erhoben und die ganze Gegend verhüllten. Huldberg fand sich jedoch dadurch nicht gestört; im Gegentheil fühlte er sich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder schaffenslustig und eilte mit dem Morgenbade fertig zu werden. Dann suchte er aus dem Koffer Zeichen- und Malgeräth hervor, rückte den Tisch in's günstigste Licht und setzte sich zur Entwerfung einer Skizze nieder. Als bald darauf Regine mit dem Frühstück erschien, saß er so tief in der Arbeit, daß er erst den Morgengruß hörte, den sie beim Niedersetzen der Platte in seiner Nähe wiederholte.

„Ihr seid zeitig auf und schneller vom Bade zurück, als ich gedacht, Herr," sagte sie entschuldigend, da er freundlich aufsah, „drum hat es mit dem Frühstück länger gewährt." — „Ei," erwiderte er, „ich fühlte mich wohl und frisch und zum Arbeiten getrieben, so daß ich nicht lange ausbleiben mochte. Das ist mir lange nicht passirt, und da muß man zugreifen, wißt Ihr." — Ihr Auge ruhte fest auf der Zeichnung. „Das ist die Bremer-Spitze," sprach sie, „und das werden die Dünen, — man erkennt's schon." — Er lächelte. „Ihr habt einen guten Blick, Frau. Wie seht Ihr das den Umrissen ab?"

„O, man sieht's eben," versetzte sie ruhig. „Bei meiner alten Herrschaft in der Stadt hingen viele Bilder vom Strande; und wenn ich hier an der Düne saß, wie gestern, und grade nichts Nöthiges zu denken hatte, da hab' ich zuweilen gemeint, daß daraus auch ein Bild werden könne. Aber Ihr müßt Euch dazu einen Abend aussuchen, Herr," fuhr sie fort, „wenn die Sonne drüben bald untergehn will. Wenn da ihre langen Strahlen über die Dünen streifen und dann über die Wellen fahren — nur so obenhin, wie eine entlang schießende Möve, so daß grade nur der Schaum ganz goldig wird und das Wasser drunter

schimmernd hell, — und wenn die Strahlen an den Bäumen der Bremer-Spitze so mit aller Macht und Gewalt hinaufschlagen, — das, Herr, sieht wundersam aus. Es ist schon manche Herrschaft stehn geblieben und hat sich hoch drüber gefreut."

Wie sie das sagte, war nicht nur ihre Stimme milder und, man möchte sagen, klangvoller als sonst, sondern auch das Gesicht nahm einen weichern Ausdruck an, und selbst die Augen waren ganz aufgeschlagen, deren Blicke durch die Scheiben des Fensters in den grauen Morgen hinausgingen, als ob sie dort das eben geschilderte Bild in Wirklichkeit vor sich sähen. Huldberg schaute sie überrascht an. Wunderbar! dachte er, und die Frau konnte ich Thor arm nennen! — Thor, der ich war! — Und da senkte sie die Augen wieder, und der stille ernste Blick fiel auf den vor ihr sitzenden Mann und seine Zeichnung. „Das solltet Ihr malen, Herr," sagte sie dabei, „denn Ihr seid doch ein Maler?" — Er nickte. „Ich war es wenigstens, liebe Frau, uud versuche eben es wieder zu werden." — Sie sah ihn fragend an. „Wie meint Ihr das, Herr?" sprach sie. „Kann man so was verlernen oder liegen lassen? Mir däucht, was so aus dem Herzen kommt, läßt sich nicht ablegen, läßt den Menschen auch nicht ruhen."

Er legte sich ganz an die Lehne des Stuhls zurück und erhob die Augen mit einem ernsten Lächeln gegen das Fenster, ohne für's Erste eine Antwort zu geben. „Ja ja," sagte er endlich, „Ihr habt Recht, so ist's, und ich habe das besser erfahren als Einer. Aber das Schicksal ist stärker als unser Herz und Wille. Es hat eben jeder zu tragen," fuhr er fort und strich mit der Rechten leise über Stirn und Augen, „Ich ward vor sieben Jahren in Italien plötzlich augenkrank und dann auf mehrere Jahre ganz blind, bis ich erst durch eine glückliche Operation geheilt wurde. Das ist nun zwei Jahre her, und zuerst

versuchte ich's wieder zu meiner Kunst zurückzukehren. Allein es wollte nicht gehn; die Augen waren zu schwach, und die Aerzte prophezeiten mir neue, unheilbare Blindheit. Da hab ich denn über Jahr und Tag ganz geruht — denn Blindsein ist kein Spaß, liebe Frau, und noch weniger, wenn man zum Theil von seinen Augen leben muß. — Nun aber will ich's einmal wieder versuchen," setzte er hinzu. „Denn wie Ihr sagt, — was so aus dem Herzen kommt, läßt uns nicht ruhen. Und mir ist, als müsse es hier, grade hier besser werden."

Er schob den Stuhl zurück, stand auf und ging ein paarmal durch's Zimmer, während die Frau ernst und gedankenvoll still vor sich hinsah. „Blind — das ist schrecklich!" meinte sie nach einer Pause und sah theilnehmend zu ihm hinüber. „Der Herrgott gebe es Euch hier nach Euren Gedanken, Herr! Das sollte mir eine rechte Herzensfreude sein." — Er nickte dazu mit dem Kopf und entgegnete dann im Aufundabgehn: „ja, Blindsein ist schrecklich, aber noch schrecklicher die Angst, daß man's wieder wird. Wie man sich da zuerst sehnt nach einem freien Blick! Wie Einem da zu Muth ist, als hinge Leben und Seligkeit von diesem Blick ab, als konzentrire sich jeder Herzenswunsch nur in diesem Verlangen! Und dann die Angst vor dem drohenden Unheil, das stete Gefühl: du darfst das nicht thun! — O Frau!" fuhr er fort und blieb stehn und schüttelte heftig den Kopf, „da wird man endlich so müde, so stumpf, so gleichgültig gegen alles, gegen Menschen und Leben, gegen Noth und Tod. Es wird Einem alles egal. Und das ist eine Qual, — die geht über alles, Frau! Glaubt mir das! — Aber wenn man das endlich von sich abschüttelt, wenn man wieder Muth faßt, wenn uns der Tag wieder freundlich in's Auge blickt und die Menschheit uns lieb wird — das ist dann auch eine Seligkeit, als sei man lebenden Leibes gen Himmel gefahren und im Paradies!"

Sie stand schweigend, die Hand leicht auf den Tisch gestützt, die schlanke Figur ein wenig zusammengesunken und den Kopf, um den auch jetzt das dunkle Tuch gebunden war, leicht vorübergeneigt. „Ja," sagte sie endlich, „wenn man alles wieder gern ansieht und überall nur Liebes und Freudiges schaut und recht voll Glück und Zufriedenheit sein kann, — das muß freilich ein rechter Gottessegen sein! Aber," setzte sie hinzu und erhob rasch das Gesicht, über welches eine leichte Röthe zog, „nehmt's nicht für ungut, Herr, daß ich da stehe und schwatze und Euren Kaffee kalt werden lasse. Aber wenn man immer für sich ist, wie ich, vergißt man, was sich schickt. — Guten Morgen, Herr!" Und bevor er noch eine Einwendung machen konnte, war sie schon mit ihrem schnellen festen Schritt durch's Zimmer und hatte die Thür hinter sich geschlossen.

Er sah ihr gedankenvoll nach, bevor er zum Fenster trat und mit gekreuzten Armen in's Weite schaute. Wer einmal hineinsehn könnte in die Gründe und Ursachen der Dinge, in die Strömungen des Schicksals und des Lebens! dachte er. Was führt die Menschen zu einander, was läßt sie sich begegnen, was hält sie getrennt? Weshalb schlägt hier ein so arm Geschick an ein so reiches Herz? Weshalb ist dies Leben mit einem andern vereint, von dem ihm nichts kommt als Sehnsucht, Sorgen und Kummer? — Das müßten wunderbare Einblicke werden! Das müßte ein lohnendes Studium sein! —

Und als er sich langsam abwandte und zum Tisch setzte, war seine Stirn stolz und rein und der Blick seiner Augen voll Kraft und Muth. Die Frau muß ich kennen lernen, bis in's Innerste! dachte er. Der muß ich helfen! Solch ein königlich Herz soll nicht im Staube zu Grunde gehn!

Die Ausführung dieses Entschlusses — denn es war mehr gewesen als eine augenblickliche Aufwallung — stieß gewisser-

maßen auf weniger Widerstand, als er gefürchtet. Wir wissen, welchen Eindruck schon das erste Gespräch auf Regine hervorgebracht; und die zweite Unterredung, welche wir eben schilderten, hatte, zumal durch die Mittheilungen des Malers über sein eigen Geschick und Leben, vollends die Scheu und das Mißtrauen besiegt, welche die einsame, schutz- und hülflose Frau erfüllten. Es schloß mit einem Male ihr Sein und Wesen auf; sie zog sich nicht mehr zurück, sie wich, wie es bis dahin bei ihm sowohl, wie bei andern zuweilen vorgekommen, dem Gaste nicht mehr aus; sie lebte vor ihm, möchte man sagen, ihr tägliches Leben, wie sie es bisher nur für sich gethan, einsam im Haus, einsam in ihrem Fühlen, Denken und Handeln. Sie redete mit ihm in mancher ruhigen Abend- oder Morgenstunde immer unbefangener und eingehender, sie gab ihm hin, was ihr durch den Kopf zog und durch das Herz klang, empfand und kleidete vielleicht zum ersten Mal in's Wort, was sich in ihr regte und bis dahin, ihr selbst unbewußt, schlummerte; sie horchte schier andächtig auf seine berichtigenden und erklärenden Worte, auf seine freundlichen und ernsten Reden, sie erzählte und ließ sich erzählen, lauschte der Kunde von seinen Reisen und Erlebnissen, freute sich, nahm theil, beschwichtigte, erheiterte, wie es kam und ihr noth zu thun schien.

Es war nicht nur die mächtige Anregung, die durchdringende Läuterung ihres ganzen Wesens, Fühlens und Denkens, welche die Frau bei diesem Verkehr unwiderstehlich anzog und ihn ihr je länger je mehr zu einer Art von Bedürfniß machte, es war auch, und zwar vor allen Dingen, die Offenheit und Ruhe dieses neuen Lebens, die ganze herzliche, unbefangene, klare Weise des Malers, was sie selbst immer unbefangener werden und sich mit einer gewissen Sorglosigkeit den Eindrücken hingeben ließ. Ein Unrecht sah sie für sich nirgends, wie denn auch wirklich keins

dabei war. Es gab nichts, was sie von ihren Pflichten abführte; der Gang ihres Lebens blieb ganz derselbe, ihr Fühlen und Denken mochte klarer, bewußter werden, allein es bewegte sich auf keinen neuen, fremden Bahnen. Sie fühlte sich, so zu sagen, ruhig und zufrieden, ernst gehoben bis in's Herz hinein, und, wo ihr anfangs doch einmal der leise Gedanken gekommen, wohin denn das alles führen solle, ob denn diese Theilnahme, diese Offenheit nicht unrecht sei? — da lehnte sie ihn lächelnd ab. Huldberg war ja ein wackerer Mann, erkannte sie immer deutlicher, ein freundliches, treues Herz und ein Mensch, der Theilnahme und Aufmunterung verdiente nach all' dem Schweren, das ihn betroffen, aus dem er sich eben erst wieder zu erheben begann.

So stand sie vor ihm, und Huldberg konnte nicht nur beobachten, wie ein solches Herz überhaupt Welt und Leben erfaßt, in sich aufnimmt und gestaltet, sondern er blickte auch immer tiefer hinein in das eigene selbstständige Leben und Weben dieses Frauenherzens und Gemüths. Das war ein Einblick, der ihn von Tag zu Tag mächtiger anzog, tiefer interessirte; ihr Inneres erschloß sich ihm, wie eine Blume, deren Kelch, je tiefer und aufmerksamer wir hineinschauen, immer wunderbarere, ungeahnte Schönheiten zeigt. Aber wie lebhaft ihn das alles bewegte, und wie voll es ihn durchdrang — er beherrschte sich und sein Gefühl mit Ernst und Ruhe; denn je länger und je besser er die Frau kannte, desto schöner trat ihm die Reinheit dieser Natur entgegen, desto wahrhafter achtete er sie. Und mit ernster, sorgender Ueberlegung vermied er alles, was ihr Vertrauen mindern, in ihrer Unbefangenheit sie stören konnte.

So stand sie vor ihm, wiederholen wir, mit ruhiger, freundlicher Offenheit und Hingebung. Allein über die tiefsten und eigensten Regungen ihres Innern, über den Gatten und ihre Ehe mit ihm, über ihre Gefühle und Gedanken darüber sprach

sie jemals eben so wenig, wie über die Zeitabschnitte, in denen sie nach und nach die Frau geworden, welche sie war. Und dennoch hätte Huldberg grade in diese Verhältnisse einen Einblick gewinnen mögen, in denen er den Schlüssel zu manchem vermuthete, was ihm bisher an ihr und ihrem Wesen noch unverständlich geblieben war und ihn störte. Er wollte klar sehn und wandte sich daher endlich bei einer seiner gewöhnlichen nachmittäglichen Bootsfahrten gradezu an den alten Peter Oom mit der offenen Frage, weshalb der Casper eigentlich so schnell und für so lange davongegangen und Frau und Kind in den traurigsten Umständen hülflos und schutzlos gelassen habe.

Der Alte schaute grämlich nach dem Focksegel hinüber und zog die Schote fester an; er schien heut noch wortkarger zu sein als gewöhnlich, und erst nach einer ganzen Weile versetzte er murrend: „Dummes Zeug!" — „Was denn, Peter?" fragte der Maler belustigt, „daß er davonging?" — „Ja auch. Aber Unsereiner kann freilich nicht immer daheim sitzen und sich schnäbeln wie ein Taubenpaar." — „Aber warum auf so lange Zeit, Peter, und in solchem gefährlichen Dienst?" — Der Alte warf das Ruder scharf nach rechts, um das Boot wieder in den Wind zu bringen. Dann entgegnete er: „drum, Herr, war der Casper auch 'n Narr." — „Was gab es denn, Peter?"

Der Bootsmann zog die starken Brauen fest zusammen. „Was weiß ich?" erwiderte er finster. „War's eine giftige Zunge oder der Eifersuchtsteufel, der ihm eingab, daß sein Weib es vordem mit dem Sohn ihrer alten Herrschaft gehalten — er machte Lärm und Halloh, verbot ihr den Weg zur Stadt, quälte sie bei Tag und Nacht. Und als sie dann auch obstinat wurde und ihm ernst zu Gemüth redete, schlug das Feuer bei ihm gleich aus allen Luken, er trank sich toll und voll und nahm die Heuer auf dem Schiff an. Sie stachen schon lange nach ihm,"

setzte der Alte lebhafter hinzu, „denn es gab keinen bessern Steuermann, so lange er vernünftig war. Aber bis dato wollte er nicht; er konnte bessere Stellen und kürzere Fahrten haben.“

Huldberg schüttelte den Kopf und schaute eine Zeitlang stumm in die munter bewegte See, wo die frische Brise die Wellen immer höher und brausender vorübertrieb. „Also eines dummen Argwohn's oder Geschwätzes wegen!“ bemerkte er endlich fast traurig. „Wie war das möglich? Wer mit Reginen lebt und nicht auf ihre Schuldlosigkeit schwört, muß ihr nicht wohlwollen oder ein Narr sein. Ihr Herz liegt in den Augen, und es ist fest und treu.“ — „Ich denk's,“ versetzte der Bootsmann mit einem schiefen Blick auf seinen Begleiter und in einem seltsamen Ton, so daß Huldberg überrascht auf und zu ihm hinübersah. „An der kann man sich die Zähne verbeißen — Gottlob!“ Dann aber versank er in seine gewöhnliche starre Gleichgültigkeit, und in dem rauhen Gesicht konnte man nichts als die feste Ueberzeugung lesen, daß er heut schon mehr als genug geredet habe.

Der Maler brachte von der Fahrt einen Druck mit sich zurück, der ihn unruhig umhertrieb. War es die letzte Bemerkung des Alten, von dem er sich nun erinnerte, daß er ihn schon seit einigen Tagen noch mürrischer als sonst gefunden; war es, daß er einen Andern nach Dingen gefragt, die Regine ihm bisher verschwiegen, und daß ihm diese Frage nun wie ein Unrecht erschien? Oder war es endlich, daß er die Frau gestern und heut fast gar nicht gesehn? Sie war fast die ganzen beiden Tage in der Stadt auf Arbeit gewesen, und Huldberg hatte sich so an den Verkehr mit ihr, an ein flüchtiges freundliches Plaudern, ja nur an das gelegentliche Erblicken ihrer Gestalt, ihres Gesichts gewöhnt, daß er das alles in ihrer Abwesenheit ernstlich entbehrte. Es kam dazu, daß er das Strandbild mit Mutter

und Kind im Vordergrund wirklich zu malen begonnen und Reginen's Gesichts dazu gebrauchte. Sie hatte sich freundlich verstanden, ihm dazu zu sitzen.

Im Badehause und im Kreise der bereits stark verringerten Gesellschaft war es ihm noch unbehaglicher als draußen, und endlich ging er mit dem Entschlusse hinaus, Regine einmal wieder an der Düne aufzusuchen, was er seit jenem ersten Abend streng vermieden hatte. Er wollte mit ihr selber reden; sie mußte nun aus der Stadt zurück sein.

Der Abend war klar, die Luft kühl, der frische Wind jagte die Wellen in wilder Lust dahin. Aber die Stelle, welche sich die Frau zu ihrem Ruheplatz erkoren, war auch jetzt ziemlich geschützt, und man konnte dort mit Behagen weilen und hinausschauen.

Regine saß wie damals, den Kopf in die Hand gelegt, den Blick hinausgerichtet, auf dem Schooße das Kind in die Schürze gehüllt; aber den Wiegengesang, wenn sie ihn summte, verwehte diesmal der Wind. Erst da er herantrat, schaute sie auf, erwiderte seinen Gruß, reichte ihm auch die Hand. Aber es war dabei eine Art von Kälte und Kürze in ihren Bewegungen, ihrer Stimme, die ihn verwunderte. Er lehnte sich jedoch ruhig an die Seitenwand und fragte freundlich: „seid Ihr in der Stadt fertig geworden?" — „Ja," sagte sie kurz. — „Es ward Zeit," fuhr er im frühern Tone fort, „die Kleine war sehr unruhig und weinte so viel. Sie scheint nicht wohl zu sein." — Sie sah flüchtig zu dem unruhig zuckenden Kinde nieder, dann aber wie gleichmüthig in die Ferne. „Es hat nichts zu sagen," erwiderte sie. „Sie wird sich nach mir gesehnt haben, und dann jammert und schreit so ein Würmchen. Es weiß noch nicht, daß es doch nichts hilft."

Er sah sie einen Augenblick prüfend und kopfschüttelnd an

und öffnete auch die Lippen zu einer Antwort. Doch unterdrückte er dieselbe und sagte nach einer Pause: „heut Nachmittag hat mir Peter Oom erzählt, wie es eigentlich mit dem Weggehn Eures Mannes zusammenhängt.“ — Da erhob sie den Kopf und richtete die Augen in ihrer ganzen Größe auf ihn mit einem durchdringenden, fast strengen Blick, und ebenso klang auch ihre Stimme, als sie dabei sprach: „das heißt, Herr, daß Ihr den Peter darnach gefragt habt, denk' ich.“ — Nach einer Weile erwiderte er lächelnd: „wenn Ihr so streng unterscheiden wollt — ja, so ist es gewesen.“

„Und es war nicht recht von Euch,“ redete sie aufgeregt weiter. „Wenn es Euch was anginge, würde ich schon selber davon gesprochen haben. Aber es geht niemand an, als den Casper und mich; wir haben's damals unter uns allein ausgemacht und werden es auch später unter uns allein zu Ende bringen. Ich leide keinen Fremden dabei.“ — Er schüttelte den Kopf. „Ich verstehe das nicht. Ist das so unverzeihlich, wenn jemand, der an uns herzlich theilnimmt, auch unsere frühern Zustände kennen zu lernen wünscht und darnach fragt? — Und that ich's heimlich? — Fragte ich nicht den darnach, der es Euch sicher wiedersagte? Komm ich jetzt nicht selber zu Euch und sag' es, weil —.“ — „Weil Ihr es mußtet,“ unterbrach sie ihn, und ihre Augen ruhten stets ebenso streng und fest auf ihm. „Ein braver Mensch, wie Ihr, mußte einsehn, daß es ein Unrecht war, und es gut zu machen suchen. Das hab' ich von Euch geglaubt, so wie ich die Sache vom Peter hörte; ich habe Euch hier erwartet, damit ich Euch meine Meinung sage, und daß sich das für Euch nicht schicke.“

Da er nichts entgegnete, sprach sie nach einem kurzen Schweigen weiter: „Sagen mußt' ich es Euch, Herr; ich kann zu allem

Andern auch nicht noch so was auf mir tragen. Ihr seid ein braver Herr und man muß Euch rechtschaffen gern haben; ich kann's nicht ändern — wenn Ihr wäret wie mancher Andere, — das hielt' ich nicht aus und wir müßten auseinander. Denn wie die Andern es machen, daß sie sich um ihre Gäste nicht kümmern und neben ihnen nur so hinlaufen — so kann ich's nicht. Ich muß theilnehmen dürfen. Mein Haus ist auch zu eng, um sich drin aus dem Wege zu gehn. Darin muß jedermann seine Grenze kennen und festhalten. — Und nun," setzte sie plötzlich milder hinzu, indem auch ihr Auge freundlich blickte und sie ihm die Hand hinhielt, „nun ist's gut. Nehmt meine Hand, Herr! Böse bin ich nicht, aber sagen mußt' ich's Euch. Ihr seid ein so guter Mensch, und es würde mir unleidlich sein, mit Euch auseinander zu kommen."

Er nahm die Hand und drückte sie schweigend; er verstand das Wesen, die Aufregung der Frau gar nicht, aber er wollte nicht weiter darauf eingehn, um sie nicht noch mehr zu reizen. Er bemerkte daher endlich auch nur ernst: „das muß ich Euch doch noch sagen, Frau, daß ich nicht aus Neugier fragte, sondern aus Theilnahme. Ihr seid mir lieb, wie Ihr da seid, — aber drum möchte ich Euch ganz klar vor mir haben. Daß in Eurer Vergangenheit nichts sei, was Euch zur Unehre gereichte, wußte ich vorher, und noch bevor Peter es mir sagte." — „So denkt Ihr, hat mir der Peter berichtet," erwiderte sie, und durch ihr Auge zog es wie ein Schatten. „Der Mann hat nicht so gedacht, obschon er mich hätte besser kennen sollen, und hier im Ort gibt's auch noch Leute, welche das Ding schmachvoll genug ansehn. Aber mir ist das alles egal," setzte sie hinzu, doch die jäh in ihre Augen schießenden Thränen verriethen nur zu deutlich, daß in ihrem Innern nichts weniger als Gleichgültigkeit war; „der Herrgott weiß, daß ich unschuldig bin, wie das Kind hier

auf meinem Schooß. Das muß denn eben genug sein." Und sie beugte sich beschwichtigend zu dem kleinen Wesen nieder, das aus seinem unruhigen Schlummer weinend erwachte. „Annchen, meine Krone," sagte sie zärtlich, „was ist dir denn? Ich bin ja da, mein Herzblatt!"

Der Maler beobachtete ernst das Kind, sein geröthetes Gesichtchen, das Zucken des kleinen Körpers. „Frau," sprach er dann, „seid vorsichtig! Es ist heut nicht der Platz hier für Eure Kleine. Sie ist krank und muß in's Bett." — Regine sah rasch empor. „Denkt Ihr wirklich so, Herr? — Gott verhüte es! Ich muß ja jetzt grade viel in die Stadt; wer sollte da auf das Würmchen achten?" — „Frau, Frau!" sagte er dringender und stand auf. „Ist davon die Rede? Wollt Ihr von Eurem Kinde gehn, wenn es krank ist? Seht, wie es fiebert! — Bringt es in's Bett und sorgt für Thee; inzwischen kann man den Arzt kommen lassen." — Sie stand rasch auf. „Haltet Ihr es für so schlimm?" fragte sie hastig; und als werde sie sich jetzt erst völlig der Gegenwart und des vollen Ernstes bewußt, setzte sie leise hinzu: „Herr du mein Gott — wenn sie wirklich so krank wäre — wenn sie gar — das wär' ja doch nicht möglich!" Und ohne ein weiteres Wort sich abwendend, eilte sie dem Dorfe zu. Die Angst, die sie plötzlich erfaßt hatte, beflügelte ihre Schritte.

Huldberg ging indessen rasch zum Badehause, wo unter manchen Leuten, die hin und wider auf ein paar Stunden von der Stadt herüberkamen, zuweilen auch ein junger Arzt zu sitzen pflegte. Diesmal jedoch fand er ihn nicht und ebensowenig den alten Peter, den er darauf aufzusuchen eilte, um ihn mit dem Boot in die Stadt zu schicken. Zu Hause aber, wohin er nun sorgenvoll zurückkehrte, fand er Regine finster an der Wiege sitzen und den Zustand des Mädchens bedenklicher, das Fieber heftiger, als er irgend gefürchtet. Er nahm sich zusammen, ver-

hieß sogleich wieder Peter aufzusuchen und nach dem Arzt zu schicken und suchte mit tröstenden Worten die einsame Mutter zu beruhigen.

Aber Regine schüttelte heftig den Kopf. „Da hilft kein Arzt mehr,“ sprach sie abgebrochen. „Das ist zu schnell gekommen, zu stark! Ich weiß — es geht zu Ende. Ich hab' nicht Glauben — nicht Hoffen — nicht Glück! — Mich trifft alles! Und wenn der Casper nach Hause kommt, kann er auf den Kirchhof gehn und suchen, was er lebendig nicht haben wollte.“ — „Frau!“ versetzte er, und seine Stimme war mahnend, und sein Auge ruhte ernst auf ihr, „ist das recht von Euch? Ist Euer Herz drei Jahre lang voll Treue und Fassung gewesen und kann nun so hoffnungslos verzagen?“ — Sie schüttelte auf's neue heftig mit dem Kopf. „Es hat eben alles sein Ende,“ sagte sie und strich über das Bettchen des Kindes. „Wenn ich mein Kind nicht mehr habe, ist's vorbei. Ich bin dann nichts mehr nütz.“ — „Und Euer Mann, Frau?“ — Sie beugte sich zur Wiege nieder. „Der!“ murmelte sie verächtlich.

Huldberg ging schweigend hinaus. Er traf den alten Peter daheim, theilte ihm das Vorgefallene mit und trieb ihn an, so schnell wie möglich nach der Stadt zu eilen und einen Arzt mitzubringen. Der Bootsmann schaute den Maler grämlich an. „Es ist schon gut,“ meinte er, „'s wird nicht solche Eile haben. Kümmert Euch nicht drum, Herr; wir Leute werden schon allein mit uns fertig.“ — Huldberg runzelte die Stirn. „Menagirt Euch, Freund,“ sagte er gemessen. „Ich brauche Eure Lehren nicht. Wollt Ihr nicht fahren, so thut's ein Anderer. Das Kind soll nicht durch Eure Narrheit sterben.“ — Dem Alten schien die Weise des Fremden imponirt zu haben, denn er langte nach Jacke und Mütze und fragte um vieles höflicher: „ist's wirklich so arg?“ — „Ja, Mann,“ antwortete Huldberg kurz. „Nun,

wird's?" — „Freilich wird's, Herr. Ich habe auch 'n Herz." Er sprach das ziemlich barsch und schaute den Maler dabei finster an. Doch dieser ließ sich nicht einschüchtern. „Das zeigt Ihr grade nicht durch das unnöthige Schwatzen, wo's auf die Minute ankommt," bemerkte er fest und ging aus der Thür. Der Alte folgte brummend, aber willig. Die kurze, derbe Weise des Fremden flößte ihm mehr Respekt ein, als es alle Höflichkeit vermocht hätte.

Daheim sah es nicht anders, nicht besser aus, als vorhin. Das Kind fieberte auf's heftigste und phantasirte wild; starr und stumm weilte Regine an der Wiege, während das halberwachsene Mädchen, welches in der Mutter Abwesenheit auf das Kind und den kleinen Hausstand achtete und auch jetzt zugegen war, weinend und händeringend in der Ecke saß. Der Maler blieb, nachdem er anfangs sich in der Kammer umgesehn und ein paar leise, tröstende Worte gesagt, in seinem Zimmer. Da stand er am Fenster und sah in die Nacht hinaus. Ihm war seltsam zu Muth — bang und traurig, und als berge die Zukunft auch für ihn des Ernstes viel, und viel des Kummers.

Der Wind war frisch, und Peter's flinkes Boot brachte den Arzt in der möglichst kurzen Zeit herbei. Ueber den Zustand der Kleinen schüttelte der Doctor den Kopf, obgleich er die angstvoll auf seinen Ausspruch harrende Mutter durch einige ermuthigende Worte zu beruhigen suchte. Aber als er dann mit dem Maler in dessen Zimmer hinübergegangen war, um ein Recept zu schreiben, mit dem Peter rasch zurück sollte, verbarg er es nicht, daß er die Medicin fast unnütz und die Kleine hoffnungslos fände. Der Maler schwieg gedankenvoll, aber der alte Bootsmann stieß einen furchtbaren Fluch aus und meinte: „wenn's kommt, kommt's in Haufen! — Heut Nachmittag hat sie vom Rheder erfahren, daß Nachricht vom Schiff da ist, und daß es zurückkommt. Und

nun —!" — „Das ist ja gut!" sprach Huldberg überrascht, „also kommt auch der Mann zurück!" — „Wer weiß!" murrte der Alte. „Von dem steht kein Wort im Brief — und am Ende, was wär's denn Großes?" — „Das muß ein herzloser Bursch sein," bemerkte der Arzt kopfschüttelnd. — „Das ist er, Herr," antwortete Peter kurz und ging mit dem Recept zur Thür hinaus.

Was der Arzt vorhergesagt, zeigte sich nach Anwendung des Mittels als richtig; es blieb wirkungslos, und das Kind ward kränker von Stunde zu Stunde. Gegen Morgen mußte der Doctor zur Stadt zurück und Huldberg entschloß sich ihn zu begleiten, da seine Gegenwart hier doch nichts nützen konnte, denn Regine hatte keinen Gedanken, keinen Sinn, kein Gefühl, als für ihr Kind; sie wich nicht von seiner Wiege und hörte auf keine Tröstung. In der Stadt suchte er den Rheder auf, um sich bei demselben weiter zu erkundigen. Es schien ihm unmöglich, daß Casper nicht eine Nachricht gesendet, falls er noch überhaupt am Leben war, und es war ihm, als müsse er für Regine irgend einen Halt suchen in der bevorstehenden schweren Zeit.

Er ward artig empfangen. „Es ist mir lieb, daß Sie nach dieser dummen Geschichte fragen," sagte der Kaufmann. „Ich scheute es, mit dem armen Weibe davon zu reden. Ja, ich weiß von dem Rüter, aber leider nichts Gutes. Kapitän Aalborg ist von Anfang an nicht gar zufrieden gewesen; der Patron hat in jedem Hafen gespielt, getrunken, sich an Dirnen gehängt, Skandal gehabt. Jetzt — in Valparaiso ist er vom Schiff verschwunden, und wäre es nicht um die arme Frau, so wollten wir ihm drei Kreuze nachschlagen, und er könnte zum Teufel gehn. — Sagen Sie das der Frau, Herr Huldberg," setzte der alte Herr hinzu; „ich bring's nicht über das Herz; sie sieht Einen immer so — heilig an, daß man ihr nicht weh thun kann. Sagen Sie

ihr, daß sie sich den Rest von ihres Mannes Heuer holen könne. Er ist wahrscheinlich zwar stark im Vorschuß — aber es thut nichts. Sie soll darunter nicht leiden."

Dem Maler war es wundersam zu Muth — als schliefe alles in ihm, Denken und Fühlen: er wußte nicht, was er sollte, und nicht, was er wollte; er mochte auch nicht darüber nachdenken, denn es war ihm, als könnte er durch solche Gedanken erwecken, was jetzt schlief und still war. Und er scheute das Erwachen. Er hatte nicht ungestraft die Wochen neben der einsamen Frau gelebt — das wußte er jetzt.

Während der Rückkehr fragte Peter nach dem Ergebniß der Erkundignng bei dem Rheder. — „Der Mann soll in Valparaiso das Schiff verlassen haben," erwiderte Huldberg kurz, denn er mochte nicht reden. „Wir verschweigen es jetzt aber noch der Frau." — Ueber das Gesicht des Bootsmanns flog ein höhnisches Lächeln. „Dacht 's mir," murmelte er. „Nun, so ist sie ihn los, und der Satan gesegn' es ihm." Weiter redeten sie kein Wort.

Daheim war alles beim Alten. Das Kind ging sichtbar seinem Ende entgegen, und die neuen, von Huldberg und Peter mitgebrachten Mittel vermochten das scheidende junge Leben nicht mehr zu fesseln. Ein paar Frauen, die halb neugierig halb theilnehmend sich eingefunden, füllten die Kammer und das davorliegende Zimmer mit Jammern, Rathen und Schwatzen. Regine ließ das stumpf und gleichgültig geschehn. Sie hörte nur auf die immer schwächern Athemzüge der Kleinen. Huldberg aber hielt es nicht aus. Er floh in's Freie und an den Strand.

Als er gegen Abend zurückkam, war es im Hause still und kein Fremder zu sehn. Nur Regine saß noch einsam und regungslos an der Wiege, den Kopf in die Hand gelegt und das Auge auf das Kind gerichtet, das bleich und still in den Kissen lag.

Da sie den Maler eintreten und an der Thür stehn bleiben hörte, wandte sie ihm das Gesicht zu und sprach mit einem müden Lächeln: „es ist vor einer Stunde gestorben, Herr.“ — Dann stand sie auf und ging ein paarmal leise im Zimmer hin und her, ohne zu ihm hinzusehn. Aber endlich blieb sie neben ihm stehn, legte beide Hände auf seine Schulter und senkte den Kopf darauf. So stand sie regungslos, und dem Mann war zu Muth, als bräche ihm bei diesem stummen Schmerz das Herz entzwei. Er wagte kein Wort und wußte keins.

Erst nach einer ganzen Weile vermochte er sich so weit zu fassen, daß er sagen konnte: „Soll ich Euch das Mädchen rufen, daß es für Euch hier bleibt? Ihr solltet ein wenig an den Strand hinausgehn — es wird Euch wohlthun.“ — Sie erhob den Kopf und trat zurück. „An den Strand? Nein!“ versetzte sie. „Was sollt' ich dort? Ich bleibe bei meiner Kleinen.“ — Und als er zögernd einwandte: „denkt an Euren Mann!“ — warf sie das Haupt fast trotzig auf und sprach mit einem finstern Blick: „Der! — Was geht mich Der an? Er ist davongegangen, wie es niemand soll; er hat's nachher getrieben, wie kein rechter Mann es thut. Ich habe das längst gefühlt. Aber,“ fuhr sie heftiger fort, „ich wollte ihm treu sein, ich war einmal seine Frau; ich hatte das Kind. Darum ging ich auch noch an den Strand, denn mir war's, als sei ich ihm dort näher — das Wasser geht überall in einer Bahn! — und könne dort auch besser von ihm denken. Er war ja ein tüchtiger Mensch zur See. — Aber nun,“ setzte sie tief aufathmend hinzu, „nun ist mein armes Würmchen todt, und er ist davongelaufen — in Valparaiso, heißen sie's. Nun ist's aus und zu Ende. Meine Treue ist verloren, mein Herz will nichts von ihm, und grämen thu' ich mich d'rum auch nicht.“

Huldberg drückte sich heimlich die Nägel in die Hand. Wahn=

sinniger Schwätzer! dachte er zornig, mußtest du ihr das Elend jetzt schon sagen? — Und laut sprach er sanft: „Ihr müßt nicht verzagen, armes Kind! Er wird und muß zurückkehren, und alles kann noch gut werden.“ Sie schüttelte nur mit unsäglicher Verachtung den Kopf und wandte sich ohne ein Wort zur Wiege zurück. Da ließ der Maler traurig sie allein und ging wieder an die Dünen hinaus. Schelten konnte er sie nicht. Treue verloren — Herz verloren! klang es ihm leise durch den Kopf.

Den alten Bootsmann, dem er am folgenden Morgen begegnete, stellte er ernst wegen seines Ausschwatzens zur Rede, ohne daß jedoch der mürrische Gesell nachgab. „So mußt es sein und nicht anders,“ antwortete er rauh. „Sollte sie die Noth tropfenweise haben? Nun ging's in Einem hin und ward ihr leicht bei dem Gram um den Wurm.“ — „Ihr habt ihr den letzten Halt genommen,“ sagte Huldberg zürnend. — „Conträr, Herr! Ich hab' ihr 'nen neuen gegeben. Nun muß sie auf eigenen Füßen stehn und ganz für sich aufkommen. Der Mann deckt nichts mehr, nicht Ehre, nicht Schande. Ich sag's, — sie muß für sich selber aufkommen und sich allgemach besinnen. Es thut Noth!“ — „Peter Dom,“ sprach Huldberg finster und schüttelte drohend den erhobenen Finger, „Ich will Euch wünschen, daß Ihr Euer Thun nie bereuen mögt. Es ist eine Todsünde, fürcht' ich, die Ihr an Reginen begangen habt.“ — Der Alte zog die Schultern in die Höhe. „Ich bin kein Kind, Herr,“ erwiderte er höhnisch, „daß Ihr mir von Reue und Gewissen redet. Steht Ihr nur für Euch selbst.“ Und indem er den Hosenbund fester zog und davonschritt, setzte er halblaut hinzu: „Verdammt seien diese Stadtnarren!“ —

Huldberg wußte nicht, was er von dem Wesen und den Reden des Alten denken sollte. Aber alles vermehrte nur den Druck, der auf ihm lag. Er ahnte ein Verhängniß von den

ernstesten, traurigsten Folgen, und er hatte weder Muth noch Kraft, es abzuwenden. Das Stärkste im Menschen ist das Herz, und es sind nur Wenige in der Welt, die es zu zerdrücken vermögen, wenn es kraftvoll und gewaltig aufschlägt in einer Liebe.

Er weilte in dem kleinen, jetzt so stillen Hause so wenig wie möglich; er wich Reginen aus, wo er konnte, und kürzte die zufälligen Begegnungen immer mehr ab. Sie hatte freilich auch genug zu thun; was zum Begräbniß der Kleinen gehörte, ordnete und besorgte sie eifrig und stumm und hielt das Hauswesen mit allen kleinen nothwendigen Geschäften im ruhigen Gang, ohne von den jetzt häufiger erscheinenden Nachbarinnen irgend eine Hülfe anzunehmen. An dem Maler schien sie still vorbeizugehn, aber er fühlte es nur zu wohl, daß sie dennoch zuweilen auf und ihm nachsah und sich dann jäh abwandte. Und in den Abendstunden dieser traurigen Tage, wo er, alle Kraft zusammennehmend, bei der einsamen Frau im todtenstillen Zimmerchen saß, um sie, so gut er's vermochte, zu unterhalten und ein wenig von dem lastenden Kummer abzuziehn, da sah er's und spürte es, wie ihre Augen hin und wider fragend, oder traurig oder träumerisch auf ihm ruhten, bis sie dann langsam die Hand erhob und sie für einen Augenblick fest darüberdeckte. Aeußerlich und für sich selbst war sie immer gleich, gefaßt, fast kalt und ohne Klage; sie lauschte sogar wie sonst seinen Reden, hatte Einwendungen und Fragen. Und dennoch mußte sie wissen, wie es in ihm aussah, er fühlte ja selbst, wie fieberhaft er war und wie gepreßt. Er hatte weder Ruh noch Rast, nicht in ihrer Nähe und auch nicht fern von ihr. So war es über ihn gekommen, so war es emporgeschossen, und dem sonst so ernsten, ja kalten Mann half nun kein Umherschweifen mehr, kein Ausweichen, keine Zerstreuung. So volle, heiße Schläge des Herzens übertönen alles Andere.

Und dennoch suchte er noch immer sich aufzuraffen — wohin sollte das führen? Sollte Regine d'ran zu Grunde gehn? Sollte er selbst die tiefe Wunde mit sich tragen sein Lebenlang? — In dumpfer Verzweiflung beschloß er endlich abzureisen — nützte das noch etwas? War überhaupt noch Zeit dazu? — und begann langsam seine Sachen zusammenzutragen und in den Koffer zu legen.

Sie hatten das Kind erst am vierten Tage zu Grabe gebracht; der Himmel war so trübe wie die Empfindungen der Theilnehmenden. Vom Begräbniß ging Huldberg trotz des feinen Regens in's Feld und an die Dünen hinaus, denn daheim, beim Leichenschmause, vermochte er nicht zu weilen. Da an der Küste suchte er einen geschützten Platz, zog sein Taschenbuch hervor und zeichnete. Aber seine Gedanken waren nicht dabei. Wie ist das Leben so gar verschieden für den Menschen! — Er dachte der Jahre, die inhaltslos, bleischwer an ihm vorübergegangen, die nichts in ihm berührt, nichts getroffen hatten. Und nun die wenigen Wochen, die ihm ein neues, helles Leben brachten, neuen Muth, neue Lust, alles in ihm bewegten, anspannten, nur um ihm jetzt auch schon wieder das Ende zu bringen und ihn zurückzustoßen in das alte, einförmige Grau. Er liebte die Regine mit seiner ganzen Lebenskraft — es war, als ob dieselbe nur darum seit Jahren geschlummert, um jetzt desto gewaltiger hervorzubrechen. Und das Ende davon war die Trennung. Denn er hatte Herz genug, um das arme Weib nicht nur für heut' zu lieben, sondern auch für alle Folgezeit ihres und seines Daseins.

So saß er, zeichnete und dachte; die Zeichnung ward nicht fertig, die Gedanken kamen nicht weiter als bis zur Abreise. Reisen mußte und wollte er — aber dann? — Das wußte er nicht. Und als es darüber zu dämmern begann und Abend

wurde, ging er in's Dorf zurück und in's Badehaus. Dort saß er Stunde auf Stunde, ein einsilbiger Gesellschafter für den kleinen Kreis, der sich zum Abendtisch zusammengefunden hatte; und da er endlich aufbrach, sagte er dem Badewirth, daß er ihm für den andern Morgen ein Boot zur Stadt bestellen möchte.

Daheim blieb er im Garten stehn und sah sich um; das Dorf umher war todtenstill — denn es war spät, — und am stillsten war es hier bei dem kleinen Hause. Die Läden waren geschlossen, von Licht zeigte sich keine Spur. Gott segne ihren Schlaf, dachte er; er gebe ihr Ruhe und freundliche Träume! — Wenn sie noch schliefe bei meinem Scheiden! —

So trat er leise ein, schloß die Hausthür, öffnete sein Zimmer und fuhr, wie vom Schlage getroffen, zusammen; denn da an seinem Tisch vor der dunkel brennenden Lampe saß Regine, die Arme auf die Platte gelegt und den Kopf mit dem dunkeln Tuch darauf, regungslos, als schliefe sie tief oder sei todt. So unheimlich still war's im kleinen Raum.

Aber da richtete sie sich langsam und unhörbar auf und sah ihn an mit einem trocknen, starren Blick, und dann sagte sie mit tonloser Stimme: „nehmt's nicht übel, Herr. Aber das Kind ist nun fort, und die Menschen alle davon; es war so schrecklich still im Hause und ich so allein. Da bin ich hier herübergegangen; Eure Sachen sind ja gepackt, und ich dachte, Ihr wäret auch schon davon und kämet nicht mehr wieder." — Er war näher getreten; der Klang der Stimme, der Inhalt der Worte traf ihn bis in's Herz und lockte Thränen in seine Augen. Er beugte sich zu ihr nieder und sagte vorwurfsvoll und traurig: „Regine! — Konntet Ihr das von mir glauben?" — Und als wär' ihr Name, den er nie bisher genannt, das Wort gewesen, welches den finstern Zauber brach und ihr ganzes Wesen davon erlöste, so fuhr sie empor, jäh und heftig, und ließ die Arme

um seinen Hals fallen und den Kopf auf seine Schulter und brach in ein leidenschaftliches, herzzerreißendes Weinen aus.

Er war tief erschreckt und tief beglückt. Wo war die Starrheit hin und die Kälte, die Ruhe und der Ernst, welche die Züge ihres Gesichts beherrscht und ihre Gestalt durchdrungen, ihre Bewegungen, ihr ganzes Wesen, ihr ganzes Thun und Handeln erfüllt hatten? Wie mit einem Schlage war das alles vorbei; wie mit einem Schlage war die Tiefe ihres Innern aufgedeckt, und es war nichts darin als Leidenschaft, heißer Schmerz, tiefe Verzweiflung, wilde — Zärtlichkeit.

„Als ich dachte, daß auch Ihr fort wäret, der in der schwersten Zeit meines Lebens bei mir gewesen, wo mein Herz leer ward und wieder voll," sprach sie aufgeregt und wischte heftig die letzte Thräne vom Auge, — „das war ein schrecklich Denken. Meine Treue hab' ich umsonst hingegeben; meine Liebe liegt bei meiner Kleinen draußen in der Erde, und was ich davon nun noch habe, noch fühle, ist durch Euch da. Aber Ihr waret fort, dacht' ich, und auch das also war umsonst; ich mußte es hinter Euch drein schicken, und Ihr erfuhrt nichts davon. So dacht' ich. Es ist eben alles in meinem Leben umsonst. Das weiß ich wohl, auch wenn Ihr es jetzt doch von mir gehört, daß ich Euch lieber gewonnen als die ganze Welt. Denn Ihr reis't nun ab, und es ist aus. Darum mögt Ihr es immerhin wissen, denn es nützt nicht mir, nicht Euch. Es ist alles vorüber."

Wer einmal hineinseh'n könnte in die Gründe und Ursachen der Dinge, in die Strömungen des Schicksals und des Lebens! —

Am kühlen klaren Morgen sagte Huldberg zu ihr: „nun geh' ich nicht mehr fort. Man muß das Boot abbestellen." — Aus dem traurigen Rausch, der ihren erschöpften Körper, ihre —

erschöpfte Seele erfaßt, war sie längst wieder erwacht und zu kaltem, klarem Bewußtsein gekommen. Sie sah ihn jetzt starr an. „Nicht fort?“ fragte sie endlich. „Doch, Herr, Ihr müßt. Die Zeit ist da.“ — „Regine,“ sprach er ernst, „du irrst dich. Wie sollte ich nun fortgehn, wo uns klar geworden, daß unser Leben Eins ist? — Ich bleibe nun, bis alles in Ordnung, bis du frei bist und mit mir gehn kannst. Deine Liebe ist nicht verloren, sie ist sicher in meinem Herzen.“ — „Vorbei!“ erwiderte sie mit schwermüthigem Lächeln; „vorbei, Herr!“ Und wieder düster und starr setzte sie hinzu: „wer keinen Glauben mehr hat an sich selbst, — wer nicht mehr denken mag an sich, was er war und was er ward, — dem hilft kein Lieben mehr.“ — „Regine!“ rief er fast zornig, „bereust du, was du mir gesagt, was du mir geworden?“ — Sie schüttelte leise den Kopf. „Was hülfe die Reue?“ entgegnete sie. „Es ist, wie es ist. Es sollte eben ganz aus sein. Ich bin mir selbst nichts mehr — was könnt' ich Euch noch sein? — Ihr müßt fort.“

Und was er sagte und that, wie er bat und zürnte, es blieb umsonst. Sie ward immer fester, immer kälter entschlossen. „Geht Ihr nicht, so gehe ich,“ sagte sie wiederholt. „Ich bin mir selbst nichts mehr und kann niemand wieder etwas sein. Es ist auch genug — ich bin mit meinem Loos wohl zufrieden. Des Menschen Leben ist eine Stunde, und wenn sie vorbei ist, bringt sie nichts mehr zurück.“ So mußte er gehn, sie trieb ihn fort. —

Davon ist nichts mehr zu sagen. —

Als er dem Manne, der sein Gepäck trug, gefolgt war und sie noch schweigend und an der Gartenpforte stehend ihm nachsah, trat der alte Peter händereibend zu ihr. „Es ward Zeit,“ sagte er. „Seine Narrheit mußte Euch bei andern Leuten Schaden thun. Nun hübsch den Kopf in die Höh' und unverzagt!

Es wird schon wieder gut werden." — Durch ihr Gesicht zuckte ein finst'res Lächeln. „Laßt's gut sein, Peter," versetzte sie. „Ihr meintet ja, mit dem da brächtet Ihr mir das Glück in's Haus. Und so war's auch. Ob schwer, ob leicht, ob lang, ob kurz — das Glück bleibt Glück. Was geht das andere Leute an? Das Glück ist unser eigen, ob wir d'ran aufleben oder sterben." — Er sah sie scharf an: „Ihr seht mir nicht aus nach vielem Glück," meinte er. „Ich weiß nicht, was es mit Euch ist, aber mir ist fast, als sollte ich die Stunde verfluchen, da ich ihn zu Euch brachte." — Sie zuckte die Schultern. „Für wen? Für mich? Was schadet oder nützt mir Fluch oder Segen?" murmelte sie, indem sie langsam in's Haus ging. —

Zur Stadt war Huldberg nach ihrem Willen hinübergegangen, aber weiter konnte er nicht. Stets rechnete er auf eine Botschaft, eine Nachricht von ihr. Sie mußte sich ja besinnen, sie mußte ihn zurückrufen, sie hatte ihn ja lieb und nichts außer ihm in der Welt. Aber es verging Tag auf Tag, eine ganze Woche, ohne daß ihm Kunde geworden. Da hielt er's nicht länger aus und fuhr hinüber, um noch einmal zu versuchen, was seine Bitten, seine Liebe, seine Leidenschaft vermöchten.

Das kleine Haus war verschlossen, der Garten einsam, und niemand in der Nähe, den er hätte fragen mögen. Er ging zum Kirchhof; aber auf dem kleinen Grabe lagen nur die welken Kränze. Da wandte er sich den Dünen zu. Sollte sie zur ruhigen Abendstunde den alten Platz doch wieder aufgesucht haben?

Und er hatte sich nicht getäuscht. Da saß sie, wo er sie zuerst gefunden, und in derselben Stellung wie damals, nur der Kopf war ein wenig tiefer geneigt. Freudig eilte er näher, mit Zärtlichkeit nannte er ihren Namen. Aber sie sah nicht empor, sie regte sich nicht. Schläft sie denn? dachte er und kniete leise

neben ihr nieder, um in das Gesicht zu sehn, das er so sehr liebte. Doch wie lange — wie angstvoll er hinschaute, — ihr Auge schloß sich nicht auf und sah ihn nicht wieder an, und ihr Athem ging nicht mehr. Huldberg war eine halbe Stunde zu spät gekommen. — Sie war todt.

Was führt die Menschen zusammen? Was nimmt sie wieder von einander?

Das Haus van der Roos.

1856.

Erstes Kapitel.

Thurm und Rose.

Eine Stunde von der See, an einem zwar kleinen, aber tiefen Flusse, so daß große Seeschiffe mit voller Ladung ihn ungehindert hinaufgehn und an den Hafendämmen und unter den Speichern anlegen können, welche ihre Frachten aufnehmen sollen, liegt an der Nordostküste unsres Vaterlandes eine alterthümliche, nicht unbedeutende Stadt. Ihre Lage ist so vortheilhaft und der Hafen so gut und sicher, daß sie mit jedem andern Handelsort Deutschlands konkurriren könnte. Und in der That war sie vor Zeiten so bedeutend und mächtig, daß ihr Name vor vielen anderen glänzte, die sie seitdem weit überflügelt haben; sie war nicht nur ein Mitglied, sondern auch eine Mitbegründerin des Hansebundes; ihre Stimme war von großem Gewicht auf den Bundestagen, ihre Schiffe waren auf allen Meeren zu finden, die Solidität ihrer Firmen und der Reichthum und der Stolz ihrer Handelsherren war nicht nur an allen ähnlichen Plätzen bekannt, sondern sogar sprichwörtlich geworden. Und dem Namen nach zu einer größern Reichsstandschaft gehörig und dem Herrscher unterthan, stand sie in Wirklichkeit so frei und unabhängig da,

wie nur eine der großen freien Städte des heiligen Römischen Reichs.

Inzwischen gerieth der mächtige Bund der Hanse nach und nach in Verfall, in den mehr und mehr gesicherten und geordneten Zuständen des Landes bedurfte es weiter keiner Schutz- und Trutzbündnisse gegen die Friedensstörer zu Wasser und Lande; innere Unruhen und Parteiungen, zumal seit dem Auftreten der Reformation, vernichteten die Kraft und das Selbstgefühl der Städte und ließen sie sich aufs neue und leichter unter die Herrschaft der Fürsten zurückbeugen, deren Hand, wie sie im Lande Ordnung und Gehorsam gegen das Gesetz erzwang, auch in ihren Mauern die Ruhe wiederherstellte und die trotzigen Bürger dem Gesammtstaat mit seinen Rechten und Pflichten zuordnete.

Jedoch waren mit der Macht und dem Selbstgefühl, mit dem Bewußtsein der Macht auch die Energie und der Unternehmungsgeist der stolzen Bürger in Abnahme gekommen, der Handel hatte theils andere Bahnen eingeschlagen, theils waren ihnen in emporblühenden andern Staaten, in Rußland und England, in Schweden und Dänemark Konkurrenten erwachsen, die sie nicht nur überflügelten, sondern sie auch noch obendrein überall verhinderten und zurückdrängten, ihnen ihre Gebiete verschlossen, die alten Privilegien ihnen nahmen. Dann kamen nach kurzer Ruhe, wo man kaum Zeit gewann sich an die neuen Zustände zu gewöhnen und sich in ihnen zurecht zu finden, nach dem Unabhängigkeitskriege der Niederländer, die unheilvollen Tage des dreißigjährigen Krieges, der alles vernichtete, was noch übriggeblieben vom Handel und Wohlstand. Brand und Plünderung, Einquartierung und Seuchen herrschten in den Städten, legten sie wüst und entvölkerten sie auf das furchtbarste; alle Verhältnisse wurden ausgerenkt, alle Verbindungen zerstört. Und es ward nicht besser. Die französischen Raub- und Brandkriege

wirkten auch in diesen Gegenden nach; der nordische Krieg brauste wie ein wilder Sturm verheerend durch sie selber hin; bis nach dem Hubertsburger Frieden gab es keine Ruhe, keine Gelegenheit, ja keine Möglichkeit eines wirklichen, nachhaltigen Emporraffens, eines neuen Aufbauens. Und dann endlich stürmte die Revolution daher, und die friedlosen Tage im Anfang unsres Jahrhunderts warfen alles wiederum über den Haufen, was man kaum mühsam und schüchtern zu gründen begonnen hatte.

Von all dieser Noth und all diesen Calamitäten war unsre gute Stadt im vollsten Maße und vielleicht mehr als viele andere heimgesucht worden. Mehr als einmal hatten große Brände sie durchflammt, mehr als einmal war sie allen Schrecken einer langen Belagerung und der endlichen Erstürmung preis gegeben worden. Der Handel hatte sich nie wieder ordentlich aufgerafft, der Hafen verschlammte und versandete, die Werfte, die Seilerwerkstätten verfielen und hörten auf, und die alten reichen Handelshäuser gingen meistens zu Grunde oder siedelten nach andern Plätzen über. Die Regierung vermochte der Stadt auch nicht wieder aufzuhelfen, da sie ihre Aufmerksamkeit und ihre Unterstützung andern Orten zuwenden mußte, die nach dem endlich erlangten Frieden bereits kräftig emporblühten und mit voller Energie aufstrebten, während die alte Stadt unverhältnißmäßiger Mittel bedurft hätte, um nur überhaupt erst wieder in Gang zu kommen. Und nichts verhieß hier einen wahren, lohnenden Erfolg, nichts versprach einen neuen kraftvollen Aufschwung, ein wirkliches reges, gedeihliches Leben. Sie schien unrettbar dem Verderben geweiht.

So war sie im Anfang der dreißiger Jahre unsres Jahrhunderts zu einem armen und zugleich armseligen Ort herabgesunken, der in seinen verfallenen Ringmauern nicht mehr die Hälfte der Bewohner zählte, welche zu den Zeiten ihrer Macht

dort gehaust. Es gab weite öde Plätze und nur halbbebaute Straßen, wo die Plätze der früher einmal abgebrannten Gebäude zwischen den noch stehenden oder wieder aufgebauten wüst und kaum vom alten Schutt gereinigt lagen, oder zu Gärten umgearbeitet und gegen die Straße mit elenden, klaffenden und schiefen Bretterwänden eingefaßt waren. Von alten stattlichen Gebäuden war wenig mehr zu finden, und die prachtvollen Kirchen und das alte mächtige Rathhaus fühlten sich ohne Zweifel einsam und unheimlich genug zwischen all den armseligen, häßlichen, nüchternen und geflickten Fachwerkbauten des vorigen Jahrhunderts.

Vom Fluß aus hatte sich vor Zeiten ein Arm durch den Nordtheil der Stadt erstreckt, wo damals die reichsten Handelsherren wohnten und zugleich auch ihre Speicher hatten. Die Straße oder vielmehr der Quai längs jenes Flußarmes hieß wegen des Reichthums seiner Bewohner der „Güllendamm," und hat sich diesen Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt, wenn auch längst dort kein eigentlicher Reichthum mehr zu finden ist, eben so wenig wie sich noch eine Spur von dem Kanale selbst zeigt. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts bereits bildete er nur noch ein Bett voll Schlamm und Morast, welches einige Sommer lang die ganze Umgegend mit seinen Ausdünstungen verpestete. Damals warf ein auffliegendes Pulvermagazin das halbe hier gelegene Stadtviertel in Staub. An Wiederaufbauen dachten einstweilen nur die wenigsten der am Leben gebliebenen Bewohner, der Magistrat schritt aber zu einer der wenigen Verbesserungen, deren sich die Stadt unter seiner Obhut zu erfreuen hatte, — er ließ den unbrauchbaren Schutt der niedergeschmetterten Häuser in den alten Kanal — im Volksmund „der Graben" genannt — führen, ihn ausfüllen und planiren. Nach und nach ward die Gegend auch wieder bebaut, da sie nicht fern vom Hafen und zunächst hinter dem „Fischmarkt" liegt, wo nicht

nur die Fisch-, sondern auch die Wochen- und Kornmärkte abgehalten werden. Die andere Seite des früheren Quais, wo vordem der Graben gewesen, erhielt auf dem aufgeschütteten Grunde eine Reihe ziemlich anständiger Häuser; die Bergenfahrer-Straße, welche vom Hafen zum Fischmarkt führt, setzte man über den Platz hinaus an der alten Marienkirche vorüber bis auf den Güllendamm fort, und erhielt so in dieser Gegend das einzige Viertel der Stadt, wo sich wenigstens noch einigermaßen Leben und Bewegung und ein gewisser Fortschritt zum Bessern zeigte.

Wie oben berichtet, hatte vor etwa hundertundzwanzig Jahren ein auffliegender Pulverthurm den größten Theil der hier gelegenen Gebäude umgeworfen, uud außer der Marienkirche waren nur hie und da ein paar einzelne alte, massive Häuser übrig geblieben, um an die Tage der Blüthe und des Glanzes der Stadt zu erinnern. Doch waren auch diese meistens Bauwerke aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert und boten außer ihren schweren, festen und bisher unerschütterlichen Massen wenig Bemerkenswerthes dar. Dort jedoch, wo die Bergenfahrer-Straße auf dem Güllendamm ausmündet und ihr Ende erreicht, stößt sie grade auf ein altes Giebelhaus, in welchem uns eins der schönsten Denkmale des mittelalterlichen Ziegel- und Häuserbaus, wo nicht das allerschönste erhalten ist.

Aber ihr müßt es nicht ansehn, wenn der Himmel sich blau darüber wölbt und die Sonne es mit ihren vollsten Strahlen umfängt, denn es sticht zu dunkel und düster von solchem Glanze ab, welcher es nicht mehr erwärmen und beleben zu können scheint. Es ist gleichsam zu alt und ernst für ein so scharfes Licht, für den leuchtenden Tag; die Jahrhunderte sind darüber hingezogen nicht allein mit den schleichenden und zehrenden Tagen und Jahren, sondern auch mit den Regen- und Schneestürmen des Himmels und dem Staub der Erde; nicht nur mit dem ge-

ordneten, geregelten, gesetzmäßigen Leben der Jetztzeit, sondern auch mit dem ganzen frischen und wilden, rauhen und bewegten Wirbel des Mittelalters. Als das Haus noch jung war und die Mauern noch im frischen Glanze leuchteten, da sah es andere Bewegung, andere Scenen, andere Menschen. Da führten große Frachtwagen unermeßliche Güter zu seinen weiten Speichern; da schien der „Graben“ nur für dies Haus dazusein, denn die Böte und Leichterschiffe drängten sich, die Frachten für die großen Fahrzeuge draußen im Hafen hier abzuholen, hier auszuladen. Da wimmelte es auf dem weiten Hofe, in den Speichern von rührigen Arbeitern, der Flur und die Schreibstuben wurden nicht leer von den derben Schiffern, den schweren Handelsherren; der stolze Patrizier begegnete hier dem bewußtvollen Zunftmeister, die Sendboten der Hanse trafen hier zusammen mit den Gesandten des Landesfürsten oder den Botschaftern fremder Könige. Denn das Geschlecht, welches hier hauste, hatte von jeher eine gewichtige Stimme nicht nur im Regiment der eigenen Stadt, sondern auch in allen Angelegenheiten des ganzen Bundes. — Oder es zog auch einmal ein anderer Tag herauf, wo niemand durch die weiten Thüren ging. Da waren vielmehr die massiven Flügel fest verschlossen, verriegelt und verrammelt; da schmetterten die Hämmer der Schmiede und die Beile der Fleischhauer drohend und gewaltig dagegen, und ein rasendes Volk schrie nach Rache an den hochmüthigen Besitzern. Aber die Thore hielten, die Mauern standen.

Seht es nicht an, das alte Haus! Es hat zu viel erlebt, Ernstes und Heitres. Was ist die jetzige Lust gegen die alte Ausgelassenheit! Was bedeutet aller Ernst des heutigen Lebens gegen die damaligen Schrecken! Seht es nicht an; es ist zu ernst und still, und alles Himmesblau und alles Son-

nenlicht vermögen es nicht aufzurufen aus seiner tiefen, gefaßten, gleichgültigen Ruhe.

Und wiederum müßt ihr das Haus nicht ansehen an einem klaren Mondscheinabend, denn da tritt es euch schier grausig und erschreckend entgegen. Da schmiegt sich der blanke Strahl an die mit lasirten Ziegeln belegten Wölbungen der kleinen Luken im Giebel und läßt sie aufleuchten in einem gedämpften, geheimnißvollen Licht, während die von Zeit und Wetter schwarzbraun gebeizten Füllungen dunkel darin ruhen, als seien es düstere Augen im hellen Ring. Da scheint ein geisterhaftes Leben all die Zinnen und Zacken zu erfassen, sie zu recken und zu dehnen; traumhaft und geheimnißvoll umschwebt es all das zierliche Stabwerk, die bunten Steinnetze, die festen, scharfgeschnittenen Zinnen, die tiefen Nischen und zierlichen Bogen; es ist, als wollten die alten Tage daraus hervorsteigen, als wehe uns der Odem der vergangenen Zeiten an. Und abergläubisch erschüttert fragen wir: sollten all die vielen Stunden spurlos daran vorübergerauscht sein? Haben sie nichts zurückgelassen in all den Nischen und Ecken und Winkeln? Sind nicht zurückgeblieben von jenen geheheimnißvollen Wesen, die sich an den Menschen, an eine Familie, an ein Haus schließen? In stillen, mondhellen Nachten schlüpfen und schleichen sie dann durch die ruhenden Räume und schaffen und sorgen. Unsere Vorfahren hegten ja den Glauben: die gute That rufe einen guten, die schlimme einen bösen Geist herbei, der nun mit der Familie vereint bleibe. Und was mag in diesen alten Mauern alles verübt und geschehen sein, Gutes und Uebles, und niemand weiß mehr davon. Aber die Geister wissen's noch und vergessen es in Ewigkeit nicht. Und wer das Auge hat sie zu sehen, und das Ohr sie zu hören, der sieht es in stillen Nächten leise vorbeihuschen und hört es flüstern von den alten Mären. —

Wollt ihr das alte Haus in seinem rechten Lichte sehn, und in seinem vollen Recht, so sucht euch einen stillen trüben Tag aus, wenn der Himmel sich in ein einförmiges, sanftes Grau kleidete. Oder wählt zur Zeit der Aequinoctien eine Stunde, wenn der Nordweststurm mit dumpfem Brausen die Bergenfahrer-Straße herauffährt und sich mit erschütternder Gewalt auf den hohen stolzen Giebel wirft, um die Zinnen heult, durch die Luken pfeift, mit den Windfahnen klirrt, und zurückprallt und wieder und wieder mit ohnmächtigem Grimm herbeisaust. Das ist die Zeit! Da steht das Haus noch einmal wie damals, als die Bürgerstürme es umbrausten, so ruhig, so hart und fest wie ein Fels, ernst im Ernst. Denn der Sturm scherzt nicht, aber in diesen Mauern hat er gefunden, was ihm gewachsen ist; die Eisenstangen droben, welche die Wetterfahnen tragen, mag er beugen, aber die Zacken ragen so keck und stolz wie je, und nicht ein Ziegel wird locker.

Da schaut es an — da steht's! Das ist der Wahlspruch dieses alten Bau's, und ebendenselben ruft euch der Wappenschild entgegen, der schräg von dem nach außen sich erweiternden Bogen der tiefen Thürnische auf euch heruntersieht. Ein ovaler Schild, von reichem Laubwerk umgeben, zeigt in zierlicher Steinhauerarbeit einen alten massiven Thurm und darunter ein flatterndes Band mit der Devise in gothischen Lettern: „Ich steh."

Es ist ein großes Haus, ja wie es in seiner Art und nach der ursprünglichen Anlage dieser Gebäude vielleicht nicht größer zu finden sein dürfte, denn es hat auf jeder Seite der großen Thüre zwei breite und hohe Fenster, welche wieder durch fast ebenso breite Zwischenwände von einander, von der Thür in der Mitte und von den Endseiten geschieden sind. Diese ganze Fläche des Erdgeschosses zeigt neben der Thüre nur die einfachen Fenstereinschnitte ohne weitere Verzierungen, als daß

um diese sämmtlichen, ziemlich spitz gewölbten Oeffnungen ein mit halbrunden Steinen gemauerter Rand hervortritt. Ebenso ziehen sich auch um die fünf Fenster des darüberliegenden Geschosses die gleichen, einfachen Bogen, und im Uebrigen ist diese ganze breite und schwere Masse des alten Hauses im schlichten, aber festen Mauerwerk errichtet, sicher genug gegen die Jahre, welche die Zeit darauf häufen wird, und gegen alle Lasten, welche die Menschen hineinführen mögen.

Ueber diesen beiden Geschossen erhebt sich dann aber der hohe, schlanke Giebel, in dem sieben Reihen Luken übereinander von den unermeßlichen Boden- und Speicherräumen zeugen, die das Gebäude in seinem eigenen Innern birgt. Rings zeigt sich an ihm eine Fülle gothischer Verzierungen; schlanke Thürme und zierliche Zinnen, wunderfeine Zacken und Spitzen, leichte Bogen und anscheinend phantastische Arabesken, — alles hebt sich so mannigfaltig, so zierlich, und trotz der Fülle und des Reichthums wieder so einfach, so klar und harmonisch zur Höhe empor und schließt sich in der höchsten Giebelspitze zu einer so schönen Vollendung ab, daß die schwere Masse vor unsrem Auge gänzlich verschwindet. Wir bewundern den Meister, dessen — man muß sagen: Geist und Seele dies Werk geschaffen. Denn in diesen tiefsinnigen und tiefinnigen Bauwerken des Mittelalters ist mehr, als der Geist allein zu gewähren, zu schaffen vermag; es ist auch das volle Herz darin, das tiefste Gemüth, das Heiligste und Erhabenste, was sich im Menschen regt, was ihn belebt. Und wir beugen uns vor der Idee, wenn man so sagen darf, die sich hier so rein, so kindlich fromm und glaubensvoll uns zu offenbaren scheint.

Was Kunst und Künstler jemals in dieser Weise vermocht und erreicht haben, tritt euch an dem alten Hause in reicher Vollendung entgegen, denn es stammt aus der Zeit ihrer reinsten

und schönsten Blüthe; in einem Balken des höchsten Dachgeschosses findet ihr noch heute die Jahreszahl seiner Erbauung, und sie lautet 1363. Aber wie reich und schön auch der thurmhohe Giebel ist, er wird noch weit übertroffen von dem Erker, der an der rechten Seite des zweiten Geschosses hervortritt, wo das Haus von dem nächsten Gebäude durch einen ziemlich breiten Raum getrennt ist. Dort zeigt sich in der etwa fünfzehn Schuh hohen, gegen die Straße ein wenig zurücktretenden Mauer ein sogenannter Thorweg, durch welchen man, ohne das Haus selbst zu betreten, zu dem dahinter liegenden Hofe mit den eigentlichen, größeren Speichern gelangen kann. An dem Erker hat die Phantasie des Meisters augenscheinlich geschwelgt, da haben Maurer und Steinmetzen gewetteifert, seine Pläne zu verwirklichen. Denkt euch das Schönste, was die alten Bauwerke unseres Vaterlandes aufzuweisen haben, und schreibt es kecklich diesem kleinen Erker zu. Ihr gebt ihm nicht zu viel. Und wie häßlich, armselig und langweilig die herunter gekommene Stadt sonst auch dem Fremden erscheinen mag, der Anblick dieses prachtvollen Denkmals früherer Kunst ist geeignet, alles wieder gut zu machen und einen Aufenthalt in der Stadt lohnend erscheinen zu lassen.

Was nicht wenig zu dem Eindruck beiträgt, den der alte Bau macht, ist die zu dem ganzen Aeußern passende Färbung. Die Mauern sind nie mit Mörtel beworfen worden und bieten daher überall die einförmige, satte, tiefbraune Farbe, welche, schon an und für sich den Ziegeln des Mittelalters eigen, sich durch den Hauch der vielen Jahre hier noch tiefer und gleichförmiger zeigt. Nichts Grelles oder Abstechendes ist sichtbar; nur die Fenster und Luken sind an der Bogeneinfassung mit lasirten Steinen umgeben; ebensolche Ziegel ziehen sich auch in manchen Hohlkehlen und sonstigen Verzierungen durch den großen Giebel sowohl, wie durch den des Erkers; aber die Lasur ist ebenso

dunkel wie das gesammte Mauerwerk, hie und da auch abgesprungen oder erblindet, und stört also nirgends. Ueberhaupt ist an dem Gebäude niemals viel geändert worden, sei es, daß seine Besitzer es aus Gleichgültigkeit so gelassen, sei es, daß sie mit einem gewissen patricischen Hochmuth am Alten hingen, sei es endlich, daß sich in ihnen wenn auch nur eine Art von Verständniß geregt hat, wie schön und ehrwürdig das alte Haus sei und wie sehr es durch jede Neuerung verunstaltet und geschändet werden müsse. So ist also eigentlich nichts geschehn, als daß man die Fenster der beiden bewohnbaren Geschosse statt der kleinen runden mit großen hellen Glasscheiben versehen hat, während jedoch die gemauerte Einfassung und die Steinverzierungen in den Spitzbögen dieselben blieben. Im Erker sind aber auch noch die alten Scheiben erhalten und zeigen sich mit farbigen Wappen und Bildern aus der Heiligengeschichte vollständig frisch und unversehrt. Der tiefgewölbte Eingang des Hauses wird ebenfalls noch immer von den alten massiven Eichenthüren verschlossen, auf welchen große Nägelköpfe kunstvoll verschlungene Arabesken zeichnen. Zwei kleine metallene ruhende Löwen bilden rechts und links den Griff und den Hammer der Thüre. Und auf beiden Seiten derselben endlich sind vom Hause zwei große sogenannte Kellerhälse vorgestreckt, die zu den geräumigen Kellern führen, während zwischen ihnen die Stufen eingefugt sind, welche sich bis zum Auftritt in der Thürnische erheben.

Im Hause drinnen sind rechts drei von vorn nach hinten liegende Comptoirzimmer, links nur eine Art Vor- oder Wartestube, wo sich auch ein Diener oder der Hausknecht aufzuhalten hat. Nach hinten hinaus liegen hier Küche und Vorrathskammer. Zwischen diesen verschiedenen Gemächern erstreckt sich durch das ganze Haus ein vorn schmaler, weiter hinten aber sich ausbreitender großer Flur. In der Höhe des ersten Geschosses umgibt

ihn in seiner hintern breiteren Hälfte eine geräumige Gallerie, die rings vor den droben befindlichen Familien- und Wohnzimmern der Bewohner herumläuft und von unten auf beiden Seiten durch massive uralte eichene Treppen erstiegen wird. Die Balkenlage, welche den eigentlichen Bau von den Giebel- und Bodenräumen trennt, bildet mit ihren gebräunten und roh geschnitzten Balken und ihren getünchten Zwischenräumen die Decke über dem Flur. In der Mitte ist aber wieder eine viereckige Oeffnung, die sich in jedem höher gelegenen Boden wiederholt, bis man endlich in schwindelnder Höhe unter der First des Daches die starke Winde gewahrt, mittelst welcher Güter und Waaren sogleich hinauf oder herab zu schaffen sind.

Auf dem Hofe schließt sich links an das Haupthaus ein nur wenig jüngerer, aber gar schlichter Bau, in dem unten die Wohnung der Alten ist, welche sich zur Ruhe setzten. Darüber sind noch Wohn- oder Schlafzimmer der Familie, denn trotz seiner enormen Größe sind in dem alten Hause, wie wir es überall in solchen Gebäuden finden, nur wenige, und nach unsern Begriffen für eine größere Familie nicht genügende Wohnräume. — Im Uebrigen sind auf dem Hofe noch Stallung und Remise, und eine ganze Reihe mächtiger Speicher, wie eine ordentliche Straße, bis zur Stadtmauer. Und vom Altenbau, wie das Hinterhaus genannt wird, zieht sich längs der Speicher und gleichfalls bis zur Stadtmauer endlich ein großer, mit hohen Mauern umgebener Garten hin.

Das ist das reiche und werthvolle Besitzthum eines uralten Patriciergeschlechts. Die Ahnen haben es erbaut und zusammen gebracht, und die Nachkommen hausen dort noch immer in alter Würde und im gleichen Ansehn.

Von einem Hofe in der Umgebung der Stadt war das Geschlecht der Westritz zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in die

schützenden Mauern übergesiedelt, hatte das Bürgerrecht erworben und durch Reichthum und Mannlichkeit großes Ansehn erlangt. Als Rathsherren, mehr als einmal auch als Bürgermeister, oder als Stadthauptleute hatten sie der Stadt gedient, ihr Ansehn vermehrt und durch alsbald unternommene und in's Große getriebene Handelsgeschäfte ihren Reichthum vergrößert. Das Haus am Güllendamm war um die oben genannte Zeit von dem Rathsherrn Florenz Westritz erbaut, von seinen nächsten Nachkommen der Besitz vermehrt und abgerundet worden, und das Geschlecht hauste und handelte und mehrte sich darin beinah zwei Jahrhunderte lang.

In den unruhigen Zeiten jedoch, welche, wie ein wenig früher oder später fast überall in diesen alten Städten, während der ganzen ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auch über diese Stadt hereinbrachen, waren mehrere Glieder der Familie umgekommen oder ausgewandert, so daß gegen das Jahr 1586 der alte Stamm nur noch in dem Bürgermeister Balthasar Westritz und seiner einzigen, von vielen Kindern allein übrig gebliebenen Tochter Margarethe fortblühte.

Der Alte war in ernsten Sorgen. Verwandte hatte er nicht, mit Ausnahme einer Familie in einer Nachbarstadt, die aber, dem katholischen Glauben treu geblieben, von ihm auf das kräftigste gehaßt wurde. Unter den bisherigen Bewerbern um Margarethens Hand fand sich niemand, der ihm oder der Tochter zugesagt, und auch in allen ihm verbundenen und bekannten Handelshäusern wußte er keinen, den er zum Eidam, zur Fortführung seines Namens und seines Geschäfts hätte wählen mögen. Denn er hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß dereinst bei seinem Tode weder sein Name noch sein Geschäft erlöschen dürfte. Im Gegentheil sollten sie im alten Glanz, am alten Orte fortdauern bis in die spätesten Zeiten.

Einige Zeit vorher, im Jahre 1580 etwa, war der Aufstand

der Niederlande gegen die spanische Herrschaft im vollsten Brande, und nach den ersten Schaaren der Auswanderer begannen jetzt auch einige der großen Handelsherren davonzuziehen, da sie allmälig ihre Geschäfte zu Grunde gehn sahen und alle Hoffnung auf eine baldige günstige Wendung der Zeitverhältnisse aufgeben mußten. Zu den Familien, welche sich zum Aufbruch rüsteten, gehörte auch die angesehene van der Roos in Antwerpen. Der derzeitige Besitzer, Engelbert van der Roos, hatte sein Vermögen nach und nach realisirt und durch den alten Handelsfreund Westritz in dessen Heimat anlegen lassen; denn dort wollte er sich niederlassen. Zum Aufbruch fertig schickte er seine Schwester und einen jüngeren Bruder, Philibert, an Bord des heimlich ausgerüsteten Schiffs, während er selbst seine Braut abzuholen ging, die drüben erst seine Frau werden sollte. Er traf das Mädchen der brutalen Zudringlichkeit eines Spaniers ausgesetzt und erschlug denselben bei dem darüber entstandenen Streit. Von herbeieilenden Kameraden des Todten ergriffen, ward er eingekerkert und alsbald hingerichtet; seine Braut starb ihm nach, sei es an den Mißhandlungen, die sie erlitten, sei es vor Schreck und Gram über das Geschick des Verlobten. Dies alles mußten die Geschwister im Hafen erfahren, wo sie des Bruders harrten. — Da ließ Philibert die Schwester mit dem Schiffe vorausgehen und schloß sich selbst dem Heer der Patrioten an, um im Blute der Spanier seine heiße Rache zu kühlen.

Die Schwester fand bei dem alten Westritz die gastfreundlichste Aufnahme und in ihm selbst den wackersten und besorgtesten Vormund und väterlichen Freund, auch als sie nach einigen Jahren mit seiner Zustimmung einem Gatten folgte und an dessen Seite glücklich fortlebte. Von Philibert erfuhr man dagegen wenig oder nichts, bis er nach sechs vollen Jahren plötzlich im Hause des alten Handelsfreundes anlangte. Aus dem fast noch unerwach-

senen jungen Menschen war ein frühgereifter, ernster und starrer Mann geworden, dessen von Wunden zerrissener Körper jedoch die Strapazen des Kriegslebens nicht mehr ertrug, so daß er sich wohl oder übel zur Ruhe setzen mußte. Aber sein Geist war nicht geschwächt, sein Racheburst nicht gesättigt. Kaum hatte er sich einigermaßen erholt und mit dem unverwüstlichen, strebsamen Sinn des ächten Kaufmanns ein neues Geschäft begründet, so rüstete er auch bereits ein Schiff mit Mannschaften und Kriegsbedarf aus, um es seinen streitenden Brüdern zu Hülfe zu schicken. Und es war, als ob der Himmel dieses treue Streben für das Vaterland sichtbar segnen wollte; Philiberts Geschäft nahm sogleich einen großen Aufschwung und den besten Fortgang; seine Schiffe brachten nicht allein dem alten Heimatlande Vortheil, sie thaten auch dem Feinde empfindlichen Abbruch, und sein Name hatte bald wieder einen Klang gewonnen, der dem alten Ruf seines Stammes und Geschäfts in Antwerpen alle Ehre machte.

Unter diesen Umständen war es wohl begreiflich, daß der Bürgermeister Westritz, der den Mann inzwischen auch persönlich lieb gewonnen, nichts einzuwenden hatte, als Philibert bei ihm um die Hand Margarethens anhielt. Es schien ihm in jeder Weise eine so passende Verbindung, daß er alsbald von Herzen einwilligte, und um so lieber, da auch Margarethens Herz an dem kriegerischen Handelsherrn hing. Nur handelte der alte Herr gar zu klug, als er dem zukünftigen Eidam einstweilen noch seinen Wunsch, oder vielmehr seine Bedingung in Betreff der Fortpflanzung seines Familiennamens verschwieg. Er kannte van der Roos als einen starren und auf seine Familie stolzen Mann und hoffte ihn am besten zu seinem Willen zu bewegen, wenn er ihm denselben so spät mittheilte, daß ein Zurücktreten nicht mehr gut möglich war. Als diese Mittheilung nun aber einige Tage vor der Hochzeit statt fand, ward der Alte nicht wenig bestürzt und

erzürnt, da Philibert rundweg erklärte: das Geschäft zu übernehmen und mit dem seinigen zu vereinen, so wie in dem Hause am Güllendamm zu leben, sei er gern und mit Dank bereit und werde den im Hinterhause wohnenden Balthasar wie einen rechten Vater ehren; von einem Aufgeben seines Namens könne jedoch nie und unter keiner Bedingung die Rede sein.

„Bedenkt Euch!“ sprach Balthasar mit mühsam unterdrücktem Zorn. „Mein Name hat einen guten Klang, wo Ihr darnach fragt; Jahrhunderte lang hat er so geklungen und darf nicht vergehn. Das würdet Ihr in meiner Lage ebenso ansehn.“ — „Und weil ich das thue,“ war die ruhige Antwort, „bleibe ich Philibert van der Roos; ich bin gleichfalls der Letzte dieses ebenso alten und edlen Namens und kann ihn nicht verklingen lassen.“ — „Bedenkt Euch!“ sagte Westritz nochmals und die Adern seiner Stirne strotzten von Blut; „mein Kind, mein Geld und meinen Namen — oder nichts. Entscheidet Euch.“ — „Ich entschied bereits, Herr Bürgermeister,“ versetzte Philibert. „Eure Tochter wird Frau van der Roos oder nicht meine Frau.“ — „Ist das Euer letztes Wort?“ fragte Westritz hoch aufgerichtet, aber der Tisch, auf den er sich stützte, bebte unter seiner zitternden, schweren Hand. — „Mein Wort ist das eines Mannes,“ gab der Andere zur Antwort. — „So gibt es keine Hochzeit,“ klang es fest aus des Alten Munde, und mit einem: „Sei es so!“ verließ Philibert Zimmer und Haus.

So lange hatte sich der Bürgermeister gehalten, wie schwer er auch durch des jungen Mannes Weigerung und diesen gänzlich unerwarteten Ausgang getroffen ward. Als er allein war, sah ihn sein erster Handlungsdiener, der bei der Verhandlung zugegen gewesen, noch einen Augenblick starr und unbeweglich am Tische stehn und dann plötzlich und lautlos zusammenbrechen. Auf den Hülferuf des erschreckten Dieners stürzten die Tochter

und andere Hausgenossen herbei; man brachte den alten Mann ins Bett und lief nach Aerzten. Aber wenn der Erkrankte auch wieder erwachte und zur Besinnung kam, so blieb er doch von dem Anfall gelähmt und fühlte sich, auch ohne den Ausspruch der Aerzte zu wissen, dem Tode verfallen.

In diesem Zustande beschäftigte ihn die durch seinen Eigensinn gefährdete Zukunft seines Namens und Geschäfts auf das qualvollste; der Anblick seiner schweigend tragenden, bleichen Tochter, das Zureden und der Rath der Freunde, denen er sich entdeckte, die Aussicht endlich auf das Aufsehen und den Makel, welche durch diese gelöste Verbindung seinem Kinde erwachsen müßten, thaten das Ihrige hinzu. Und so entschloß er sich, Philibert van der Roos noch einmal rufen zu lassen und eine Verständigung mit ihm zu versuchen. Um beiden Theilen gerecht zu werden, war der Vorschlag Balthasars, solle der junge Mann beide Namen vereint fortführen. Philibert, der seine Braut wahrhaft liebte und den Wunsch des Alten billig fand, schlug herzlich ein, und als das Paar von der Trauung in der Marienkirche zurückkam, empfing es den vollen Segen des Sterbenden.

Und seit der Zeit ruht das Wappen der Westritz, der schwarze Thurm im rothen Felde, erst recht fest an seinem alten Platz in der Thürwölbung, und der Schild der van der Roos, eine rothe Rose auf silbernem Grunde, hängt dicht darüber unter dem mittelsten Fenster des Hauptgeschosses. Das Geschlecht der Westritz van der Roos war und blieb das erste der Stadt, und der Ruhm der Firma anerkannt in allen Handelsplätzen der Erde und ohne Makel bis auf die neueste Zeit. Durch alle Noth und alle Kalamität, welche die Stadt betroffen, hatten sie sich ruhmvoll und siegreich durchgekämpft, und zu der Zeit, wo diese Geschichte spielt, war das Haus das einzige auf dem Platz, welches noch den Großhandel im vollsten Sinne des Worts betrieb und

in voller Ebenbürtigkeit neben den großen Firmen stand, die inzwischen an andern Plätzen aufgetaucht waren.

Dem Aussterben war das Geschlecht nur einmal, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wieder nahe gewesen, aber auch da ward der Untergang abgewendet. Sonst hatte der alte Stamm stets in zahlreichen Sprossen gegrünt und geblüht, und wie es seine Wappen verhießen, waren fast stets starke, kraftvolle, unerschütterliche Männer und blühende schöne Frauen die Träger des Namens geblieben. Seine Abkömmlinge fanden sich theils in der Vaterstadt, theils in der Umgegend oder in andern Handelsplätzen, in Europa und Amerika zerstreut. Allein das Haupthaus und der Wohnsitz des ältesten Sohnes der alten ungebrochenen Linie blieb immerdar das Thurm- und Rosenhaus auf dem Güllendamm. So hieß es bei der Familie, so hieß es in der Stadt und überall, wo man wußte von den Westritz van der Roos. Da lebten, da handelten, da starben sie, wenn ihre Zeit gekommen, und es schien nichts um sie her zu sein als Ansehn und Ehre.

Beim Beginn dieser Geschichte und zu Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts war der Chef des Hauses Herr Vincenz van der Roos. So wurde das Geschlecht der Kürze wegen genannt. Es war ein Mann, seines Namens und seiner Ahnen würdig, von kraftvollem Körper, von gewandtem und klarem Geist und starkem Herzen. Durch alle Krisen und Stürme der Napoleonischen Zeiten hatte er sein Geschäft siegreich und, so viel man wußte, ohne Wanken durchgeführt und ihm, seit der Friede gekommen, einen bisher nie gekannten Aufschwung gegeben, so daß man ihn nur noch „den reichen Roos" nannte. Obgleich selbst nicht mehr jung, sah er doch auch seine Mutter noch am Leben; in hohen Jahren wohnte die Matrone im Altenbau, während im Haupthause die eigene Familie des Chefs lebte. Seine

Frau, Magdalene, um wenige Jahre jünger als er, zeigte noch jetzt Spuren der großen, ungewöhnlichen Schönheit, wegen der sie vor Zeiten berühmt gewesen; vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, waren bereits schön und kräftig herangewachsen; und wer den Mann so im Kreise der Seinen sah, in seinem prachtvollen und ehrwürdigen Hause, in seinem großartigen, blühenden Geschäft, der hätte ihn mit vollem Recht auch den „glücklichen Roos" nennen können. Der Thurm stand und die Rose blühte, und niemand war, der von einem Mißgeschick wußte, welches in diesem Hause jemals daheim gewesen.

Zweites Kapitel.

Eltern und Kinder.

„Was denkt sich das Mädchen eigentlich? Meint sie mich durch Trotzen und Schmollen umzustimmen? Glaubt sie, ich werde den Komödien= oder Romanvater machen, der erst Himmel und Hölle verschwört und mit seiner Festigkeit renommirt, bis er schließlich doch zu Kreuz kriecht? Ist sie närrisch oder bin ich's, daß man so etwas mit mir versucht und auf ein Gelingen hofft?" Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging durch's Zimmer mit festem, gleichmäßigem Schritt, in starrer, grader Haltung, ohne den Kopf zu drehen, ohne die Augen umherschweifen zu lassen. Und die kurzen Sätze seiner Rede schlossen sich in so scharfer, man möchte sagen, unerbittlicher Weise an einander, daß niemand auch nur ein Wort einzuschieben vermocht hätte.

Im Zimmer dämmerte es; draußen war der Herbsttag von einem so trüben und nebelvollen Grau, als ob der Abend nicht mehr fern sei; und in dem weiten Gemache dunkelten auch noch die dunkelblauen Tapeten und die schweren seidenen, ähnlich= gefärbten Vorhänge vor den tiefen Fensternischen. Von dem Blu=

mengrunde des Fußteppichs war wenig zu erkennen; das Gold der Gemälderahmen an den Wänden, des schweren Kronleuchters in der Mitte der Decke und der Lampetten über und neben dem Piano zeigte sich schon jetzt in einem eigenthümlichen, zweifelhaften und gleichsam nur hie und da aufzuckenden Glanz. Und es regte sich nichts, weder auf der Straße, noch im Hause oder Zimmer; selbst der Schritt des starken stattlichen Mannes war auf dem Teppich zu einem matten Klange gedämpft.

„Aber ich bitte dich, Roos, mache aus der Sache nicht mehr, als sie ist — eine Kinderei,“ sagte endlich die Dame, welche auf dem Lehnstuhl in der Fensternische saß und bisher schweigend den von einer kleinen Haube umfaßten Kopf in die Hand gestützt hatte. „Glaube mir, Helene wird zur Einsicht kommen, sie muß verletzt sein durch diesen Schritt —.“ — „Durch einen Schritt, den man verabredet hat?“ fragte er scharf, indem er stehen blieb. „Sollte ich dumm genug glauben, es sei anders gewesen? — Aber wenn ihr glaubt, mich auf solche Weise überrumpeln zu können, irrt ihr euch. Gott sei Dank, — ich steh!“

Sie schüttelte leise den Kopf, und ein sanftes, schwermüthiges Lächeln glitt über ihr Gesicht. „Ich dachte es mir,“ erwiderte sie; „du meinst, es sei das ein Complott zwischen uns gewesen, aber du könntest wohl wissen, daß Helene zu *mir* niemals darüber geredet.“ — „Es ist schlimm genug, daß die Mutter nicht das Vertrauen ihres Kindes hat,“ unterbrach er sie hart. — „Sei nicht ungerecht, Roos,“ bat sie. „Gott weiß, daß ich ihr ehrlich und liebevoll nachgegangen bin, daß ich ihr stets meine volle Liebe nachtrug; aber sie hat sich mir stets entzogen.“ — „Du wolltest sagen: ‚man *hat* sie mir entzogen!‘ — Ich kenne dich,“ sagte er und wandte sich kurz ab, um seinen Gang durch's Zimmer wieder aufzunehmen. „Du weißt, ich gestatte keine

Verdächtigungen, am wenigsten gegen meine Mutter." — „Roos," versetzte sie wehmüthig, „wie nehme ich dir nur dies Mißtrauen? Ich dachte ja nicht an so etwas! Ich beklage ja heut so tief, wie vor dreißig Jahren, daß deine Mutter mich so fern von sich hält. — Sei gut, Vincenz," fuhr sie fort und trat aufstehend zu ihm. „Sage mir, wie nehme ich dir dieses Mißtrauen?" Er war bei ihren Worten einen Augenblick stehn geblieben, jetzt wandte er sich ohne ein Wort wieder ab und schritt die Stube entlang.

„Und du willst mir sagen," redete er nach einer Pause, ohne seinen Schritt anzuhalten, „daß du und Margarethe nichts von dieser Affaire gewußt?" — „Gewiß, Vincenz. Margarethens Ausruf hast du heut Morgen selbst gehört." — „Ihr hättet nie bei seinen Besuchen, auf den Bällen, in den Gesellschaften etwas bemerkt? Denn das geht ja schon Jahr und Tag so fort, hat er mir kund gethan. Es ist eine alte — lange Liebe! Lieber Gott!" Der Ton, mit dem er das sagte, war scharf von Spott. — „Noch einmal, Roos, ich weiß nichts davon," gab sie ruhig zur Antwort. „Ich habe auch nichts gemerkt. Ich würde es sonst für meine Pflicht gehalten haben, mit Helenen und dann mit dir zu reden. — Denn auch ich sehe nichts in dieser Sache, was zu billigen oder erfreulich wäre."

„Freilich," warf er nach einer Pause hin, „deine Aufmerksamkeit wird durch Margarethe in Anspruch genommen. Von der wüßtest du's, Helene geht dich nichts an." — „Und wäre das so, wie es aber nicht ist," antwortete sie fester als bisher, „so, dächte ich, würde es nur natürlich sein. Jede Mutter wird das Kind besser beachten und kennen, welches sich ihr liebevoll hingibt. Doch wir wollten ja davon nicht weiter reden. Genug, ich weiß von Helenens Angelegenheit nichts. Ich habe dir bisher nie etwas verborgen, was uns und die

Unsren betraf, und würde es hierbei am wenigsten thun. Hast du — " sie unterbrach sich mit den Worten: „ich bitte dich aber innig, suche hierin nichts als die einfache Frage! — hast du mit der Mutter geredet? Wenn mit irgend jemand, würde das Kind doch mit der gesprochen haben." — „Mit meiner Mutter? Du irrst dich, mein Schatz, und könntest dir das selbst am besten sagen, denn du weißt wohl, daß bei der keine Billigung zu finden ist für Liebschaften, wo und wann solche stattfinden."

Er mußte mit den scharfen Worten eine empfindliche Saite berührt haben, denn selbst jetzt noch, wo der Schatten des nun wirklich hereinbrechenden Abends das Gemach mit noch tieferer Dämmerung erfüllte, konnte man sehn, wie Frau van der Roos heftig zusammenfuhr. Aber sie richtete sich sogleich in der ganzen Größe ihrer noch in ihrem Alter schlanken Figur auf, und indem sie die Mantille fester um die Schultern zog, wandte sie sich zum Fenster zurück und sagte mit bebender Stimme: „Roos, das verzeihe dir Gott. Eine solche Unversöhnlichkeit, eine solche Rache hätte ich nicht verdient, selbst wenn es Wahrheit wäre, was du da aussprichst. Und es ist nur ein bloßes Hirngespinnst, ausgeheckt vom Mißwollen und fortgesponnen von grundloser Eifersucht!"

Er war stehn geblieben und hatte die Arme fest über die breite Brust gekreuzt, sein Kopf war aufgeworfen, seine Augen blickten unter den finster zusammengezogenen Brauen starr auf seine Frau, und seinen Lippen entfuhr jetzt ein scharfer, höhnischer Laut. „Das ist der alte Ton und die alte Melodie," sprach er dann. „Wir vergessen das nicht, Madame, glauben Sie's nur! Und wenn ich jahrelang schwieg, — die alten Geschichten bleiben hier" — er drückte die Faust gegen die Stirne — „und sie bleiben dort neu, Madame! Denn das verwindet kein Mensch, es müßte denn ein Cretin sein." — Sie hatte sich

in ihren Stuhl gesetzt und regte sich nicht. — „Und du sagtest vorhin, daß du mir nie etwas verborgen," fuhr er fort, indem seine bei den letzten Worten tiefe und zornige Stimme auf einen Augenblick wieder ihren scharfen Klang annahm. „Wähntest du wirklich, Thörin, daß ich vergessen? Wähntest du wirklich, ich wisse nichts mehr von — Florentin? Sieh, ich habe den Namen verschworen, ich wollte ihn nie wieder nennen und nie wieder hören! Und nun breche ich selbst den Schwur. Aber ich thue es nur, um deinen maßlosen Hochmuth zu brechen, um dir deine ganze —"

Er brach so plötzlich ab, als ob er selbst vor dem nächsten Worte erschrecke. Sie war aufgestanden und stützte ihre Hand auf das Arbeitstischchen vor dem Stuhl. Ihre Stimme war fest und entschlossen, als sie sagte: „meine ganze — sagtest du. Willst du fortfahren? Ich möchte das Wort wissen, welches in deinem Sinn mein Wesen bezeichnet." — Er trat einen Schritt näher. „Dein Verbrechen, Sünderin!" sprach er hart, „dein Verbrechen soll der verfluchte Name dir zurückrufen!"

„Du redest nicht wahr," versetzte sie, immer in der gleichen Stellung, „das war das Wort nicht, vor dem selbst du erschrackst. Ich kenne dich auch, Roos; ich habe nicht umsonst einunddreißig Jahre mit dir gelebt. Aber gleichviel," fuhr sie fort, „es kommt nicht auf etwas mehr oder minder an; ich habe das Wort schon einmal gehört und dir schon einmal meine Antwort gegeben. Sie ist dieselbe jetzt wie damals." — „Magdalene!" unterbrach er sie drohend. — „Geduld!" erwiderte sie beinah herrisch, „ich bin noch nicht fertig! Und in dem, was du mir zurückrufen willst, irrst du auch. Du rufst mir Florentin zurück — glaubst du, Thor, daß ich ihn vergessen? Du rufst mir einen Menschen zurück, der hundertmal edler und besser war als ihr alle; einen Menschen, der keinen Fehler hatte als sein heißes

Blut und seine Knabenwildheit, wie ein jeder das hat und austobt und dann doch ein rechter und braver Mensch wird, wenn in ihm eine wackere Natur ist, wenn eine treue Hand ihn leitet, ein treues Aug über ihn Wache hält. Aber ihr habt ihm eine kalte, eiserne Hand auf das glühende Haupt gelegt," fuhr sie erregt fort, „ihr habt mit kaltem Auge in das heiße, junge Leben gesehn. Ihr wolltet ihn in Knechtschaft halten, er sollte sich beugen unter eure Tyrannei."

„Magdalene — Weib!" unterbrach er sie wieder mit vor Zorn — oder war es Erstaunen? — bebendem Ton. — „Rufe mich nicht — ich bin hier!" war ihre Antwort, und ihre Stimme war so hell und fest wie Stahl, — „ich bin hier, Roos, ich will dir einmal sagen, wie es war! Du hast ja die Todten wach gerufen! — So war Florentin, so wart ihr, du und deine Mutter und der Consul. So habt ihr ihn gequält, den wackern Knaben, bis er sich gegen euch erhob! So hetztet ihr ihn in Verderben und Elend, — ihr thatet das, ihr! Und er hatte niemand als mich, die ihn vertheidigte, niemand als mich, die ihn tröstete — und als es gar nicht anders ging, da nahmt ihr ihm auch mich; denn ihr entblödetet euch nicht, etwas auf uns zu werfen, vor dessen bloßem Gedanken schon ihr hättet vor Scham erröthen sollen. — Und meinst du, daß ich nicht wüßte, was ihr im Grunde eigentlich wolltet? Was euch so weit trieb?" — „Bist du rasend, Weib?" brauste er auf.

„Sei ruhig," sagte sie plötzlich kalt, „ich rede davon nicht, aber ich wollte dir nur deine menschliche Schwachheit ins Gedächtniß rufen. — Siehst du, das rufst du mir zurück! Und du rufst mir auch das zurück, daß, als ich vor zwanzig Jahren das Leben hier endlich satt hatte und zu meinem Bruder gehn wollte, — daß da du, Roos, du, wie wahnsinnig warst und mir zugeschworen hast, nie wieder ein Wort zu sprechen, noch einen der

alten wahnsinnigen Gedanken zu denken. Und deine Mutter, die stolze, kalte, starre Dame erniedrigte sich, mich zu bitten, daß ich dich und dein Haus nicht verlassen möchte. —

„Siehst du, mein guter Freund," sprach sie nach einer Pause weiter, in der man nur das tiefe Athmen des Mannes gehört hatte, „das ist es, was du in mir wach gerufen hast. Laß die Todten ruhen in Zukunft; sie sind mit ihren Fehlern und Sünden, mit ihrem Glück und ihren Tugenden dort am besten aufgehoben, wo sie ruhen; dem Menschen thut ihre Wiederkehr nicht gut. Und was du meinst, daß ich dir einmal verborgen — du weißt wohl, mein guter Freund, daß es nichts Schlechtes war und nichts, was mich betraf. Denn ich war ja schwach und jung genug, mich von euren elenden Vorwürfen und Verdächtigungen beugen zu lassen, ihr schlechten Menschen, und dir das zu entdecken, was mir das frommste Vertrauen gegeben — das Herzensgeheimniß des armen Menschen! Denkst du noch an jenen Dreikönigstag? — Beruhige dich, auch ich vergesse jene Tage niemals." —

Auch jetzt, da sie schwieg, stand er noch immer lautlos ihr gegenüber, aber seine ganze Gestalt ward hie und da von einem plötzlichen Beben durchlaufen, die Adern seiner Stirne strotzten von Blut, seine Augen brannten und seine Hände hatten sich mechanisch geballt. War es das Uebermaß des grimmigen Zornes, das ihn lähmte, oder war es zugleich ein schreckenvolles Erstaunen über die Energie und Leidenschaft, zu der sich die sonst so sanfte und milde Frau ihm gegenüber plötzlich erhoben? Denn, um einen trivialen Satz dennoch anzuführen, grade eine tyrannische Natur, die nicht nur durch eigene Kraft und Tüchtigkeit, sondern auch und noch mehr durch Zufall oder Herkommen, durch die Schwäche oder Indifferenz ihrer Umgebung zur Herrschaft

über diese letztere gelangte, — birgt neben all ihrer Heftigkeit und Gewaltthätigkeit stets eine gewisse Feigheit in sich.

Was es jedoch auch bei Herrn van der Roos gewesen sein oder noch sein mochte, äußerlich raffte er sich jetzt wenigstens empor, und indem er die Arme mit einer heftig zuckenden Bewegung über die Brust schlug, sprach er mit kaum verständlicher Stimme: „ich hätte es wissen können! Es gibt nichts frecheres als ein verderbtes Weib.“ —

„Sieh zu deinen Worten!“ sagte sie drohend. „Ich will dergleichen in meinem Zimmer nicht hören.“ — „Aber das soll ein Ende nehmen,“ knirschte er, ohne ihre Rede zu beachten. „Ich will diesen erlogenen Tugendglanz von Ihrer Stirn reißen! Sie sollen sich in ihrer Nacktheit vor mir sehn, Madame! Ich will nicht ruhen, bis ich als Herr dieses Hauses dieses sündige Haupt vor mir gebeugt sehe —“

„Noch einmal, Herr van der Roos, ich will dergleichen nicht hören in meinem Zimmer!“ unterbrach sie ihn fest und richtete sich auf. — „Wagen Sie in diesem Hause noch etwas das Ihre zu nennen, Madame?“ — „Ja, Herr van der Roos, so lange, bis ich es mit dem verlasse, was darin mit gehört. Und das geschieht morgen früh.“ — „Weib!“ brauste er auf, „bringe mich nicht zum Wahnsinn mit deinem Trotz und Hochmuth, oder — !“ — Er hob die Hand. —

„Diese Attitüde verliert ihre Wirkung,“ sprach sie mit scharfem, kaltem Hohn. „Es ist zu dunkel, ich will nach Licht klingeln.“ Sie schritt gegen den Hintergrund des Zimmers zu, an ihm vorüber. — „Weib!“ rief er und faßte ihren Arm. — „Roos — !“ —

„Aber Vater! — Aber meine Mutter!“ rief in dem Augenblick eine andere Stimme im Ton der höchsten Aufregung, und aus der Portiere, die neben dem großen weißen Ofen den

Eingang zum Alkoven verhüllte, sprang ein junger Mann plötzlich zwischen die Eltern, und riß den Vater mit Kraft zurück. „Sind Sie wahnsinnig, Vater?“ rief er und stellte sich fest vor ihn. „Es ist eine Frau, die Sie in ihrem Hause beleidigen! Es ist Ihre Frau! Es ist meine Mutter! Meine theure — theure Mutter! Gott im Himmel — daß ich so spät kommen mußte! Daß ich das hören, das erleben mußte! Meine arme — arme Mutter!“ Und er wandte sich und kniete, ohne auf den Vater weiter acht zu geben, neben der Frau, die bei seinem Dazwischentritt einen leisen Ruf des Schreckens ausgestoßen und dann in einen der Lehnstühle gesunken war, die hier am runden Tisch vor dem Sopha standen.

Roos hatte sich inzwischen gefaßt. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, und indem er dann wieder die Arme über die Brust legte, sagte er zornig: „was willst du hier? Was wagst du, frecher Bursch? Was hast du zu horchen und dich einzudrängen? — Aber, ich seh's,“ fuhr er höhnend fort, „Art läßt nicht von Art! Sehn Sie ihn an, Madame, und leugnen Sie! Aber ich werde Kehraus machen, wie damals! Hinaus mit dir, Patron! Dich kann ich noch bändigen! Du hast lange genug von deines Vaters Schweiß gelebt und lange genug Unsinn getrieben, statt dein Brod zu verdienen. Es ist genug damit. Geh hin und treibe, was du willst, verhungere und verdirb! Mir gleich! Auf mich rechne nicht — von mir hast du nichts mehr zu erwarten, keinen Heller, keinen rothen Heller, so wahr ich Roos heiße!“ Er wandte sich zur Thür.

Der Sohn war aufgestanden, blieb aber schweigend; die Mutter erhob sich jetzt auch, ging nach dem Klingelzug und schellte. Und als ob man draußen nur darauf gewartet, ward die Thür fast in dem gleichen Augenblick geöffnet, und der Diener erschien mit der bereits angezündeten Lampe und ein

paar Lichtern. „Der Herr Bürgermeister folgen mir auf dem Fuß,“ sagte der alte Mann, indem er die Lampe zum Tische trug und dort niedersetzte. „Sie kamen grade die Treppen herauf.“ — Zugleich öffnete sich die Thür auch bereits auf's neue und ließ den Angekündigten herein, während Victor durch den Vorhang verschwand, durch den er vorhin gekommen.

Der Eingetretene reichte Roos mit einem: „guten Abend, Schwager,“ die Rechte, küßte Magdalenen mit einem ähnlichen Gruß die Hand, legte dann Hut und Stock auf den Tisch, knöpfte den Rock auf, strich mit beiden Händen die dünnen grauen Haare glatt — alles ging in einer ruhigen, man möchte sagen, geschäftsmäßigen Weise seinen herkömmlichen Gang. Und selbst, als er sich dann langsam umsah, mit dem Kopf nickte und sprach: „Wetter, es ist wie immer behaglich bei euch; unsere alten Zimmer daheim wollen trotz alles Flitterkrams nie so warm und heimlich werden!“ auch das klang, als sei es hundertmal schon in gleicher Weise gesagt. — „Und bei euch selbst ist's just so,“ fuhr er fort. „Wetter, sitzen die Leute da bis fünf Uhr im Dunkeln! Das ist noch immer zärtlich wie ein Taubenpaar! Josefine predigt mir auch oft genug davon; so was kam bei uns freilich nur im ersten Winter vor.“ Er lachte und ging händereibend auf und ab.

„Wie geht es daheim, Schwager?“ fragte Magdalene. „Ich hatte heut im Sinn zu Ihnen zu kommen; es kam aber Besuch.“ — „Danke!“ war seine Antwort, „es läßt sich mit ihrem Husten besser an als je; der Medicinalrath hofft auf einen recht erträglichen Winter. Und das kann uns schon recht sein,“ fuhr er fort, indem er stehn blieb, die Brille auf die Stirn schob und mit einem schlauen Blick Magdalene und dann ihren Gatten streifte, der sich mit dem Rücken an den Ofen gestellt hatte. „Wetter — man hat ja vielleicht manche Festivitäten in Aussicht

— auch bei euch — was? — Ich habe so ein Vöglein singen hören." — „Bah, es ist ein Spottvogel gewesen," erwiderte Roos in großer Ruhe. „Wegen Narrheiten richten wir wenigstens keine Feste aus." — „Nun, nichts für ungut," versetzte der Bürgermeister, während er am Tisch stehn blieb und mit den Fingern auf der bunten Decke trommelte. „Ich hörte es eben von meiner Alten und sagt' es so hin." Sein Blick streifte wieder das Ehepaar. „Ihr seid verstimmt, merk' ich. Was gibts? Doch nicht das Verlobungsgerücht? Lieber Gott, wenn Eltern, die Töchter und Geld haben, sich über dergleichen alteriren wollten, hätten sie viel zu thun."

„Nun, mit Unterschied!" gab Roos zur Antwort. „Doch es ist nicht das allein, du kennst ja unser Hauskreuz." — „Wollen Sie sich nicht setzen, Schwager?" fragte Magdalene dazwischen. — „Dank Ihnen, Frau Schwägerin; lassen Sie mich nur stehn, Unsereiner sitzt doch schon genug. Ich habe nachher auch noch ein paar Worte mit Roos zu sprechen. — So, so, also das wieder! Mir war's vorhin auch so, als sähe ich Victor in die Kammer gehn. Freilich, das ist ein Kreuz mit dem Jungen! Ein so kluger, heller Kopf und so gar nicht vorwärts zu kommen! Er muß ja bald dreißig Jahre alt sein und ist nichts. Kann er sich denn noch immer nicht entschließen? Er muß doch selbst einsehn, wie viel Schaden er sich in den Augen aller vernünftigen Leute mit diesem Leben thut —"

„Du kennst ihn schlecht, Neubank," sprach der Handelsherr finster. „In der Einbildung des Kopfes gelten nur seine brodlosen Künste für etwas; wir anderen Leute sind ihm Narren und Philister." — „Gehorsamer Diener," versetzte der Andere, indem ein feines Lächeln über sein runzelvolles Gesicht glitt. „Wollen uns denn in Demuth unsere Philisterei gefallen lassen." — „Ich habe ihm aber vorhin meine Meinung deutlich gesagt,"

fuhr Roos fort, „und ihm den Brodbeutel ein wenig höher gehängt. Wollen sehen, ob ihn seine Betteleien satt machen.“ — „Gratulire, Schwager; ich hätt's an deiner Stelle längst gethan. So was wirkt zuweilen wunderbar. Glauben Sie es nur, Frau Schwägerin,“ setzte er hinzu, als er diese, die an einer Tapisserie nähte, bei seinen Worten leise den Kopf schütteln sah.

„Bleibst du noch, oder kommst du mit?“ fragte Roos, vom Ofen in's Zimmer tretend. „Ich gehe hinab.“ — „Ich komme — ich komme,“ gab er zur Antwort, indem er den Rock wieder zuknöpfte und Hut und Stock nahm. „Gott befohlen, Frau Schwägerin! Sehn Sie bald einmal bei uns ein, Josefine bittet herzlichst darum. Meinen Gruß an Ihre Mädchen — wo stecken sie? — Und das wegen des Jungen nehmen Sie sich nicht zu sehr zu Herzen. Er wird schon gut thun, wenn er Ernst sieht. Ihr seid zu nachsichtig gewesen. Guten Abend — bitte, bitte, bleiben Sie!“ Und indem Roos sagte: „Du schickst uns den Thee nachher wohl hinunter?“ — verließen sie das Zimmer.

Magdalene nahm nicht sogleich wieder ihren Platz ein; fest in die Mantille gehüllt, ging sie mit langsamen Schritten hin und wider, das Haupt leicht gesenkt im tiefen Nachdenken, und das leise Rauschen ihres an den Teppich streifenden schwarzen Seidenkleides war das einzige Geräusch in dem großen Gemach. So währte es eine geraume Zeit lang, bis sie endlich am Tisch stehn blieb und gedankenvoll in die Lampe starrte. „Es nützt nichts,“ murmelte sie endlich vor sich hin und schüttelte leicht den kleinen Kopf. „Es mußte einmal dahin kommen — es ist so nicht mehr zu ertragen — es ist gut so.“ Dann wandte sie sich rasch ab, klingelte, nahm eins der Lichter, die auf dem Spiegeltischchen brannten, und trat zum Schreibtisch, setzte sich dort, ordnete, was sie zum Schreiben bedurfte, und begann schnell zu

schreiben. Als bald darauf der alte Diener eintrat, war sie so tief in ihrem Geschäft, daß sie sein Kommen nicht bemerkte, und erst sein leises: „Frau Kommerzienräthin haben geklingelt?" ließ sie aufsehen.

„Lasse Johanna im Erkerzimmer heizen, Kurt," sagte sie freundlich, „und die Koffer parat halten. Dann — ich kann dir nicht helfen — springe zum Fuhrmann und bestelle mir zu morgen früh sechs Uhr einen Wagen. Vorher aber rufe meine Töchter." — Der alte Mann schien heftig bewegt. „Frau Kommerzienräthin —," sprach er stockend. — Sie hatte bereits ihren Kopf wieder zum Papier gesenkt. „Ja ja, eile nur, lieber Kurt," versetzte sie ein wenig ungeduldig, ohne aufzusehn. „Ich muß morgen auf ein paar Tage zu meinem Bruder reisen; Margarethe begleitet mich, und auch Johanna muß ich mitnehmen. Sag es ihr, daß sie sich darauf einrichtet." Und ihre Feder flog schon, als der Alte sich seufzend abwandte und die Stube verließ.

Inzwischen waren die beiden Schwäger die Treppe hinabgestiegen und in das nach dem Hofe zu gelegene Kabinet des Handelsherrn getreten; Neubank schien sich hier noch behaglicher und heimischer zu fühlen, als droben, obgleich das Gemach ziemlich kahl und einfach war, mit grauer Tapete und nur den nothwendigsten, alterthümlichen Möbeln, und von einer solchen Höhe bis zur gewölbten Decke, daß das Licht der beiden Arbeitslampen den obern Raum nicht zu erhellen vermochte. Der alte Herr legte hier nicht nur Hut und Stock ab, sondern zog auch den Ueberrock aus, den er droben anbehalten; mit gleichmäßigem Schritt ging er zum Pfeifen- und Tabakstisch in der Ecke am Fenster, stopfte sich dort eine Pfeife, zündete dieselbe mit einem Fidibus bei der Lampe auf dem Sophatisch an, setzte sich bequem in die Ecke und blies den Dampf von sich, und that das alles

so behaglich, und summte dabei fort und fort die Melodie Gott weiß welches verschollenen Walzers vor sich hin, als ob er zu Hause sei. Als er saß und seine Pfeife außer aller Gefahr sah, wieder zu erlöschen, auch die Lampe so gedreht hatte, daß er im Schatten war, sagte er endlich: „nun also, was ist das für dummes Zeug mit eurer Helene?“ —

Der Handelsherr hatte längst mit der seltenen Selbstbeherrschung, die er sich in seinem langjährigen, oft dem jähsten Wechsel und den plötzlichsten Schwankungen ausgesetzten Geschäft angeeignet, alle Aufregung und Leidenschaftlichkeit unterdrückt, die ihn bei der herben Scene im Zimmer seiner Frau so gewaltsam durchtobt hatte. Die Welt und auch seine eigenen Verwandten kannten dieses tiefinnerste Wesen des Mannes, den furchtbaren Jähzorn, die alles vergessende Heftigkeit wenig oder gar nicht, selbst in seinen Comtoirs, in seinem Geschäft hatte man davon nie mehr als einzelne Blitze gesehn. Denn da er selber einsah, wie viel er mit solcher Heftigkeit sich vergab, wie sehr sie ihn jedesmal in Nachtheil brachte, hatte er, wenn er sie aufsteigen fühlte, sich mit seiner letzten Kraft meistens in die Einsamkeit seines Kabinets zurückgezogen und in oft stundenlanger Abgeschlossenheit den Sturm vertoben lassen. Nur im engsten Familienkreise hatte es ihn einigemale überrascht, und es hatte dann jedesmal mancher Tage bedurft, um ihn und die Seinen das Gleichgewicht wieder gewinnen zu lassen. Aber selbst in diesen Fällen hatte er, sobald ein Fremder dazugekommen, sich augenblicklich vor dessen Augen wieder seine Ruhe zu erringen vermocht. Daher kam es, daß er in der Welt für einen unerschütterlichen und durch und durch gleichmüthigen Mann galt und wegen dieser seiner Ruhe und Geistesgegenwart, wegen dieser Siegesgewißheit, möchte man sagen, bewundert wurde.

Auch jetzt saß er ruhig wie gewöhnlich und als ob nichts

vorgefallen sei, auf dem mit Leder bezogenen Stuhl vor seinem Pult, hatte das Kistchen herangezogen, das offen neben der Lampe auf dem obern Rande des Möbels stand, sich ruhig eine Cigarre ausgesucht, sie abgeschnitten und angezündet und rauchte auf das allerbehaglichste. Auf des Schwagers Frage blies er eine lange Rauchwolke von sich und entgegnete: „du hast recht, es ist dummes Zeug, und wäre es nicht zugleich so frech gewesen, so hätte ich darüber lachen können. Reden darüber mag ich nicht viel. Mit einem Wort: heut Morgen rückt der wildfremde Bursch mir ins Zimmer und erklärt mir, daß er Helene zu heirathen wünsche, daß sie nicht abgeneigt sei, daß ich mich zu beeilen habe, die Sache in Ordnung zu bringen. So war's ungefähr, nur daß noch allerlei drum und dran hing, wie üblich. Meine Antwort war aber wirklich rundweg: nein, daraus wird nichts und adieu für immer. Darauf ging er ungnädig genug, und ich las Helenen die Leviten. Anstatt aber entrüstet zu sein über diese Weise und mir dankbar für den schnellen Abbruch, ringt sie die Hände über den Schmerz des Armen, schmollt auf ihrem Zimmer und erklärt mich für den Härtesten der Harten. Voila tout! — Sie wird vernünftig werden, denn sie ist sonst nicht dumm."

„Und Magdalene?" fragte nach einer Pause der Bürgermeister. — „Hm!" Roos zog leise die Brauen zusammen. „Sie spricht sich selten aus, weißt du. In Betreff dieser Narrheit pflichtet sie mir jedoch sicherlich bei. Sogar Margarethe rief ja auf meinen Bericht: ‚abscheulich!'"

„So kann ich also gute Nachrichten nach Hause bringen," sprach Neubank mit einem Seufzer. „Deine Schwester hat mir, seit sie durch Anna die Nachricht erhielt, die Ohren voll genug lamentirt. Du weißt, was die sich in den Kopf gesetzt hat." — „Ja!" Roos nickte langsam mit dem Kopf. „Euer Josef stände mir schon an. Meine Mutter will zwar gegen die Verwandschaft

sprechen, aber das sind Redensarten. Magdalene mag ihn auch, und Helene hat sich ja sonst genug mit ihm verzogen. Wenn sie ja sagt und du ihm erst ein Nest bereitet hast, soll's uns recht sein."

Der Bürgermeister brachte seine Pfeife wieder in vollen Brand und strich mit der Rechten über seine Haare. „Auch deßwegen bin ich gekommen," sagte er. „Ich habe heut Frohdorf für ihn gekauft, denn ich mußte mich nun entschließen; morgen hätte es ein anderer gehabt. Ich habe also bis Antoni die erste Zahlung zu leisten, und wie du wissen kannst, sind die meisten meiner Kapitalien bis dahin nicht mehr zu kündigen. Ich selbst kann nur ungefähr die Hälfte schaffen und muß das andere sonstwo aufnehmen. Kann ich auf dich rechnen?" — „Wie viel?" — „Etwa 15,000 Thaler." — Der Handelsherr zog ein Blättchen Papier aus der Lederunterlage auf dem Pult und machte mit dem Bleistift eine Notiz darauf. „Auf wie lange?" — „Auf ein Jahr." — „Abgemacht," sagte er ruhig und schob das Blättchen unter einen Briefbeschwerer. „Und nun genug der Geschäfte — oder hast du noch was? — Nicht? — Nun, was gibt's sonst? Ich komme nicht aus dem Hause und erfahre nichts mehr aus Stadt und Verwandtschaft."

„Ja, lieber Gott, was soll ich dir erzählen!" versetzte der Alte und dehnte sich behaglich. „Da passirt nichts, weder in Stadt noch Verwandtschaft. Beiläufig vielleicht, — die Stadt wird nun zum Sommer doch wohl den Hafenbau aufnehmen müssen, wenn nicht alles zu Grunde gehn soll. Freilich, es wird uns theuer werden, denn vor der Regierung, weißt du, können wir ganz versumpfen; die rührt keinen Finger um uns. Und wir brauchen so schon Geld genug. Es ist, als ob seit einiger Zeit der Teufel in den Leuten stecke; unsere alten Wechsel werden einer nach dem andren gekündigt. Und dabei fällt mir ein —"

er setzte sich aufrecht und ließ einen Augenblick die Pfeife aus dem Munde — „Wetter, wie kann man so vergeßlich sein! — Denke dir, Florentins Wechsel, den er damals auch auf den alten Stolzenburg übertragen ließ, ist jetzt von demselben plötzlich gekündigt. Die Frist ist seit zwei Jahren schon abgelaufen, wie du weißt. Ist das nicht kurios?“

Roos war bei dem Namen Florentins aufgefahren und hatte die Cigarre aus dem Munde genommen. Seine Stirn war geröthet und seine blauen Augen brannten mit einem so eigenthümlichen Feuer, daß sie wirklich dunkler erschienen. „Nun,“ sprach er tief aus der Brust empor, „siehst du, wie recht ich vordem hatte, wenn ich behauptete, daß wir ihn noch nicht los wären? Wenn er erst verräth, daß er überhaupt noch lebt, wird er bald mehr von sich hören lassen.“ — Neubank schüttelte den Kopf. „Ich kann mich noch immer nicht überzeugen, daß die Uebertragung seiner Wechsel an Stolzenburg nur ein Blendwerk gewesen, wie du meintest. Glaub mir, es war bittere Wahrheit — er bezahlte damit nur Vorschüsse; ich habe dem Alten nie getraut und begreife noch heut nicht, wie dein Vater grade ihn zum Vormund bestimmen konnte.“

Der Kaufmann schüttelte gleichfalls den Kopf. „Wie oft soll ich dir sagen, daß du und ihr alle euch irrt,“ antwortete er finster. „Glaub mir, Stolzenburg hatte einen Narren gefressen an dem Burschen. Und wie Florentin auch war, wie viel er auch verschwendete, — die Summe war zu groß für eine so kurze Zeit. Er konnte sie nicht durchbringen. Und glaube mir —“ er holte tief Luft und seine Brauen zogen sich noch fester und finsterer zusammen — „du weißt, ich habe keinen Grund von ihm gut zu reden oder zu denken, aber was wahr ist, muß wahr bleiben. Rechnen konnte er — wir haben's erfahren! Und Kaufmann war er trotz aller Flausen so gut wie

nur einer, glaub's mir! Ueber ein Bestimmtes ist er nicht hinausgegangen, mag er gewesen sein, wo er will, und was er auch getrieben hat. — Das muß aber heraus. Philibert, weiß ich, kommt hie und da mit dem jungen Stolzenburg zusammen, er muß anhorchen."

Indem erschien der Diener mit dem Thee und ordnete das Service auf dem Tisch. Roos blieb schweigend auf seinem Platz. Der Bürgermeister bereitete sich eine Tasse.

„Ja, wenn du schon hiervon solch Wesen machst," sprach Neubank, nachdem der Diener gegangen und er die halbgeleerte Tasse niedergesetzt hatte, „was wirst du dann erst zu dem Folgenden sagen! Ich habe absichtlich nicht davon geredet, weil ich's für dummes Zeug halte; nun mag's aber auch heraus. Vor etwa vierzehn Tagen ist aus einem Hause in der Johannisstraße auf der Polizei ein Fremder angemeldet worden, der sich Westritz nennt und sich laut seines Passes hier auf der Bibliothek beschäftigen will; er kommt aus Kopenhagen. Weil er, ich weiß nicht worüber, noch Auskunft geben soll, wird er aufs Polizeiamt beschieden, meldet sich jedoch unwohl. Man schickt ihm darauf den Sergeanten Neufert hin, der mir, wie du weißt, aus alter Anhänglichkeit jeden Morgen seinen Besuch macht und Stadtneuigkeiten erzählt. Und der berichtet mir am folgenden Morgen nach langen Umschweifen und nachdem er mir das eben Erzählte mitgetheilt, — er wolle es mir nur sagen, wenn Herr Florentin van der Roos noch lebe, so müsse es dieser Westritz sein. Solche Aehnlichkeit habe er nie gesehn. Ich sagte ihm, er wäre ein Narr, und das glaube ich auch. Roos — Vincenz, — wie kann dich diese Dummheit so alteriren!" setzte er hinzu, als er den Schwager aufspringen, sich dann aber wie schwindlig mit beiden Händen auf das Pult stützen sah. Seine Gesichtsfarbe wechselte dabei von Leichenblässe in Purpurröthe.

Der Bürgermeister sprang auf und setzte die Pfeife hin. „Um Gotteswillen, Schwager — was ist's?“ fragte er erschrocken näher tretend. „Wetter — dir ist unwohl, — ich will —.“ — „Nichts, nichts!“ murmelte der Andre und raffte sich augenscheinlich gewaltsam auf. „Nichts — rufe niemand!“ fuhr er fort, „es ist schon gut! — Also das! — Also darum! Darum dieser — verfluchte Hochmuth! Diese — diese plötzliche Ueberhebung, dieser Trotz, diese ganze Predigt von Edelsinn und Tyrannei! — O Satan!“ Er knirschte mit den Zähnen und hob die Augen zur Höh und schüttelte die emporgeworfenen Fäuste. „O Satan! — Aber nehmt euch in acht! Vincenz van der Roos lebt noch, und ich will meine Rache haben, und müßten wir alle daran verderben!“

Er stampfte mit dem Fuß nieder, daß die Fenster leise klirrten. Aber als hätte sich in diesem letzten Ausbruch seine Heftigkeit erschöpft, stand er dann plötzlich ruhig und einen Augenblick tief in sich versunken. Darauf warf er den Kopf auf, kreuzte die Arme über die Brust und sprach finsteren Blicks: „Kein Wort von dem, was du eben hier gehört. Vergiß es jetzt, du wirst schon einmal wieder davon erfahren.“ —

Neubank war ganz blaß geworden. „Aber nochmals — um Gotteswillen, Vincenz, was war das?“ fragte er. „Was bewegte dich so bei der dummen Nachricht? Ich kenne dich gar nicht so.“ — „Und das sollte mich nicht bewegen, wenn ich im selben Athem höre, daß der Bube noch lebt und wieder hier ist?“ war die langsame, schneidend betonte Antwort. Er biß die Zähne zusammen, und man sah's, wie seine Finger in den Arm griffen mit krampfhaftem Druck. „Oh — ich — doch genug, genug! Es wird sich finden.“ Er ging mit schwerem Schritt durch's Zimmer.

„Aber weßhalb glaubst du, daß er da ist? Weil der alte

Narr eine Aehnlichkeit entdeckt? Weil der Mann den Namen Westritz führt? — Lieber Himmel — es laufen da ja in allen Nachbarstädten zwanzig des Namens herum, weshalb auch nicht anderwärts? Und es kann ja auch in Gottesnamen eine Art Aehnlichkeit da sein; der Mann mag ja so gut, wie du von der Familie des alten Balthasar abstammen. So was pflanzt sich wunderlich fort, taucht seltsam wieder auf; du selbst —." — „Laß es gut sein, Neubank. — Ich weiß, es ist Florentin. Darum! Oh — darum!" Er blieb stehn und preßte die Faust gegen die Stirn.

Der Alte hatte seinen Stock vom Tisch genommen und stieß damit jetzt heftig auf die Erde. „Aber in des drei Teufels Namen," sagte er ärgerlich, „weßhalb sollte Florentin seinen Namen verleugnen und so Versteck mit uns spielen? Wir können ihm den einen nicht nehmen und ihm die Stadt nicht verbieten. Will er nicht zu uns kommen — wir werden ihn doch nicht zu uns holen? Und die alte Geschichte, wegen der er damals dummer Weise das Hasenpanier ergriff, ist ja längst vorbei, und das Testament deines Vaters klar und unumstößlich." — Der Kaufmann lachte dumpf. „Glaubst du nicht gar, daß ich mich fürchte, im Unglücksfall die Bettelsumme an ihn bezahlen zu müssen, die ihm zugefallen wäre, wenn er sich nach des Vaters Wunsch und Willen betragen? Wenn's nur das wäre! — Und was geht ihn und uns die alte Geschichte an? Kinderei das! Meinst du wirklich, daß er deßwegen davonlief? Es ist zum Lachen — jetzt! — Damals —!" Er brach ab und zwischen die Zähne durch drängte sich ein seltsamer Laut; man wußte nicht, ob mehr Hohn darin war oder mehr Grimm; so klang er gemischt aus beiden.

Der Bürgermeister hatte den zornigen Mann schweigend und aufmerksam mit einem tiefernsten Blick seiner sonst so freundlichen

Augen verfolgt; es war, als ob auch aus all den Runzeln seines Gesichts der Ernst emporgestiegen wäre, und der joviale Zug um den Mund und die zufriedene Klarheit seiner Stirne hatten einer tiefen Sorge Platz gemacht. „Und wenn es nun wirklich Florentin wäre?“ fragte er endlich ernst. „Was geht dich das an, Schwager?“ — Der Kaufherr blieb stehn. „Dann — ich weiß nicht! — Die Stadt ist nicht groß genug für ihn und mich. — Er oder ich müßte hinaus,“ sprach er dumpf und abgebrochen. — Neubank war wieder blaß geworden. „Vincenz,“ sagte er stockend, „ich dränge mich nicht in deine Geheimnisse. Aber — war etwas daran — an dem, was man damals murmelte, — Magdalene —?“ — „Sei still! Kein Wort mehr!“ unterbrach ihn der Andere mit harter, drohender Stimme.

Nach einer Pause sah Neubank nach der Uhr, trank dann seine Tasse leer, zog den Ueberrock an und nahm Hut und Stock. „Verlasse dich darauf,“ sprach er, indem er des Schwagers Hand zum Abschied faßte und schüttelte, „ich werde sorgen, daß wir bald genaueres erfahren. Das läßt sich schon herausbringen. Ich denke aber noch immer, daß du dich irrst.“ — Vinzenz schüttelte heftig den Kopf. „Du wirst sehn!“ erwiderte er. „Ich irre mich nicht. — Gott befohlen, Schwager. Grüße daheim, ich sehe nächstens einmal ein.“ Mit diesen Worten begleitete er den Andern bis zur Thür, und als sich diese wieder schloß, kehrte er langsam zu seinem Platz am Pult zurück und lehnte daran mit gestütztem Haupt in tiefen Gedanken. Dann zündete er sich mechanisch eine Cigarre an und schritt, die Hände auf dem Rücken, schweigend und anscheinend ruhig auf und nieder.

Endlich klingelte er und sagte zu dem aufs neue hereintretenden alten Diener: „sieh nach, ob Philibert zu Hause ist. Er soll in einer Stunde zu mir kommen, ich habe mit ihm zu reden. Bestelle, daß ich nicht zu Tisch komme, setze ein Stück

Brod und eine Flasche Wein her und lasse mein Bett im Kassenzimmer rüsten; ich muß spät arbeiten. So, es ist gut; ich gehe aus, bin aber in einer Stunde wieder hier." Darauf schloß er sein Pult, löschte die Lampe auf demselben, während er die auf dem Tisch brennen ließ, nahm aus einem Wandschrank Hut und Mantel, ging grüßend durch die Comtoirs und verließ das Haus.

Kurt stieg mit einem Seufzer die Treppe hinauf und ging durch das Schlafzimmer der Herrschaft und den kleinen Korridor, der von hier aus die beiden Gebäude verband, in den Altenbau, wo im obern Stock, wie gesagt, die Gemächer der Kinder des Hauses lagen; die der Söhne waren die letzten in der Reihe gegen den Garten zu. Philiberts Stube war dunkel; im Zimmer nebenan saß Victor am Tisch und schrieb, wußte jedoch über den Bruder keine Auskunft zu geben, als daß er ihn vorhin gesehn, später aber seinen Schritt im Korridor gehört habe. Kurt ging also zurück und, als er in einem vordern Zimmer Stimmen hörte, klopfte er an und trat ein. Es war die Stube der beiden Töchter.

„Was gibt's schon wieder? Was willst du, Kurt?" fragte das schlanke Mädchen, welches mitten im Zimmer stand und, in ihrer Rede unterbrochen, dem Eintretenden das finster blickende blaue Auge zuwandte. „Werde ich schon wieder gerufen?" — „Das nicht, Fräulein Helene, ich suche den jungen Herrn Philibert," war seine Antwort. — „Du spürst wohl an dem Rauch, daß er da ist, da liegt er!" versetzte sie, und zugleich ward eine andere Stimme laut, die erste heitere, die man im Hause heut vernommen, und sie sprach: „na, Gott sei Dank, kommt denn die Reihe doch auch an mich! Kurt, du bist wie ein Wirbelwind und kehrst uns alle zusammen. Was will man nun auch noch von mir armen Menschen?" Dabei erhob sich der Sprecher auf dem Ellenbogen aus den Kissen des Sophas, auf dem er der Länge nach lag, und zeigte sein munteres Gesicht im hellen

Schein des Lichtes auf dem Tische. Der Alte richtete seinen Auftrag aus.

Philibert ließ seinen Kopf auf die Kissen zurücksinken und stieß aus seiner Cigarre eine mächtige Rauchwolke aus. „Schweres Tagewerk!" sprach er. „Zuerst neun wohlgemessene Stunden Arbeit, dann mit einem Narren von Bruder zanken, dann einer thörichten kleinen Schwester die Leviten lesen, nun der Alte! — Sapperment, ich bin mir doch keines Fehltritts bewußt! Was will er von mir, Kurt? Warum erst nach einer Stunde? Stört mir der verehrte Herr Papa meinen ganzen Abend! Warum nicht gleich, Kurt?" — „Der Herr Papa ist ausgegangen," erwiderte der Alte; sein trübes Gesicht hatte durch die Heiterkeit des jungen Mannes ebenfalls einen freundlichen Ausdruck gewonnen.

„Ausgegangen?" fragte Helene überrascht. — „Haha?" machte der Bruder ebenso erstaunt und erhob sich auf's neue. „Gott bewahre," setzte er hinzu, „was fällt dem Thurm- und Rosenhause heut alles ein! Das scheint bedenklich zu sein. — Allons, Kurt, alter Schatz; mache dich auf deine Spazierhölzer, paß' auf, wenn der Alte nach Hause kommt und sag's mir. Ich bin neugierig und habe keine Zeit." — „Gott erhalte Ihnen den frohen Sinn, Herr Philibert," sagte der Alte kopfschüttelnd, „aber heut scheint's mir keine Zeit zum spaßen. Es ist ein böser — böser Tag." — „Bah, Schatz, es sind schon ebenso schlimme dagewesen, ohne daß es den Hals gekostet," entgegnete jener munter und stand auf. — „Grade wie der Herr Großvater! Gott erhalt' es ihm!" murmelte Kurt im Hinausgehen.

Philibert setzte sich wieder. „Fahre fort," sagte er und sah zur Schwester empor, die noch immer mit gekreuzten Armen auf ihrem früheren Platze stand, „du wurdest in einer höchst vortrefflichen Explikation unterbrochen. Schade, daß Victor sie nicht gehört hat, er könnte sie zu einer neuen Novelle gebrauchen." —

„Du bist ein herzloser Mensch,“ erwiderte sie heftig. — „Freilich, ich räuchre deine und Gretchens Stube ein. Gretchen fällt mir dafür um den Hals —.“ — „Die!“ unterbrach sie ihn verächtlich. — „Ja, Schatz, die, die ist viel vernünftiger als du, glaub's nur!“ sprach er ein wenig scharf. „Es ist ein kleines liebes, sanftes, weiches Ding und weint ein wenig gar zu leicht, aber sie hat ein treues Herz, kriegt nur selten thörichte Einfälle und läßt sich dann wenigstens von ihrer Thorheit überzeugen.“ — Sie wandte ihm plötzlich den Rücken zu und ging gegen das Fenster. „Ich habe nichts mehr mit dir zu reden.“

„Lauf du in Gottesnamen; ein Wort sollst du doch noch von mir hören,“ versetzte er und streifte ruhig mit dem Finger die Asche von der Cigarre. „Sieh — entschuldige, ich habe da die Asche auf den Leuchter geworfen, aber du kannst sie auf deine Pflanzen streuen. Sie haben, wie ich gestern sah, Ungeziefer, und dagegen ist Cigarrenasche probat. — Also sieh, du stolze Helena, — der Mutter ist die Sache nicht lieb; der Vater ist fest dagegen, und mit Recht; ich würde es in seiner Stelle gegen eine solche Narrheit — ja, zucke nur die Achseln! — gegen eine solche Narrheit und Unmanierlichkeit auch sein. Der Großmutter hast du kluger Weise kein Wort gesagt — du kennst ihre Antwort. Und du selbst endlich, du stolze Helena, bist innerlich in deinem Stolz über diese Unschicklichkeit auf's tiefste verletzt, — mit Recht setze ich hinzu, ich würde es auch sein, und jeder.“ — „Ist dein Geschwätz nun zu Ende?“ unterbrach sie ihn und trat rasch und heftig zu ihm an den Tisch. — „Nur sachte, sachte, du kleiner Zornkopf!“ erwiderte er lachend. „Also trotzest du bloß noch aus Trotz. Und das, Helenchen, gib auf. Nützen thut es dir nicht, ja, du willst gar nicht einmal einen Nutzen davon — und uns verdirbst du auch die paar freien heiteren Stunden, die es in diesem dunklen alten Hause überhaupt noch gibt. So,

das war's." Er stand auf und schüttelte seine durch das Liegen verschobenen Kleider zurecht.

„Ja," sagte sie mit einem verächtlichen Zug um den kleinen Mund, „ja du hast nichts im Kopf als deine Bücher und dein Glas Wein am Abend, und die herzlosen Späße deiner Gesellen. Für die Deinen hast du nichts in dir, und von Ernst nie etwas gewußt." — „Nein, Gott sei Dank!" sprach er, „wenn das ein Erbtheil unseres Hauses ist, daß die Menschen darin Narren oder Sauertöpfe sein müssen, so bin ich enterbt. Aber, mein Kind," fuhr er fort, und plötzlich schoß durch seine Augen ein Blitz, der sie, selbst trotz der Brille, denen des Vaters ähnlich genug erscheinen ließ, „wir wollen erst sehn, ob ihr mit eurer Starrheit, ihr mit eurer Herrschsucht, ihr mit eurem Trotz, mit eurer Demuth, eurer Milde, und wie das Zeug alles heißen mag, eher wieder Glück und Segen, Frieden und Ordnung im Hause schafft, als ich mit meinem leichten Sinn — und meinem — Gott sei Dank, leichten Herzen. Sei unbesorgt, Helene, ich kann auch ernst sein. Aber alles nach Bedürfniß!" Er nickte ihr bekräftigend zu und ging aus der Thür.

Betroffen starrte sie ihm einen Augenblick nach, dann riß sie die Thür auf, sprang auf ihn zu, umschlang ihn mit beiden Armen und rief leidenschaftlich: „Philibert, Bruder geh' nicht von mir! Bleibe hier und rede noch mit mir, ich habe niemand als dich. Ich will ja gut sein — aber eure Befehle — eure verständigen Worte sind furchtbar. Ich lasse mich nicht zwingen." — Er führte sie ins Zimmer zurück. „Kind, Kind," sprach er lächelnd, „wer will das? Wozu nur gleich so wild? — Komm, setze dich zu mir; ich will nicht gehen, denn wie du jetzt bist, habe ich dich lieb und kann mit dir reden."

Er zog sie auf seinen Schooß, und als sie ihren schönen blonden Kopf auf seine Schulter gelegt, sprach er freundlich und

liebevoll auf sie ein, und sie antwortete, sie lachte und weinte, sie schüttete ihr ungestümes Herz aus; — der Bruder hatte ihr nie so nahe gestanden, nie hatte sie ihn so herzlich gefunden. Erst als Kurt ihn zum heimgekehrten Vater rief, trennten sie sich, und sie fand sich ruhiger und zufriedener, milder und — man möchte sagen: heiterer, als seit langer Zeit.

Bevor Philibert hinabging, sah er bei Victor ein, den er noch eifrig bei der Arbeit traf. „Ueberschaffe dich nicht!" sagte er lachend, indem er sein Licht an dem des Bruders anzündete. „Wie ist's? Kommst du heut Abend mit mir? Du solltest ein wenig hinaus, um dir die Grillen zu vertreiben." — Victor schüttelte finsteren Blick's den Kopf. „Nein," versetzte er, „ich muß noch arbeiten. Du weißt, ich soll und will mir jetzt selbst mein Brod verdienen."

Einen Augenblick sah Philibert ihn verwundert an, dann rief er verdrießlich: „Gott bewahre mich vor all den Trotzköpfen! Ein bischen Humor, o nur ein kleines bischen Humor! Aber eure tragischen Einfälle hole der Henker!" Er eilte hinaus; Victor setzte sich nach einer Weile wieder schweigend zur Arbeit.

Als Philibert mit einem Bekannnten plaudernd bald nach neun Uhr aus dem Weinhause kam, wo er ein paar Abendstunden zuzubringen pflegte, ging nahe bei der Johanniskirche auf dem Trottoir ein Mann an ihnen vorüber, mit fest um die Schultern gezogenem Mantel und so tief in die Stirn gedrücktem Hut, daß man zumal bei dem spärlichen Licht der Oellaternen seine Züge nicht erkennen konnte. Philibert blieb stehn. „Victor, bist du's?" fragte er halblaut. — Der Mann ging jedoch ruhig weiter.

„Komm," sagte Philibert hastig zu seinem Begleiter, „laß uns ihm nachgehn, ich muß wissen, wo er bleibt. Wenn das

nicht mein Bruder ist — aber was hätte der hier jetzt zu suchen?" — Der Freund lachte. „Du bist nicht gescheut, Roos. Es werden doch auch andere Leute hier gehen, die nach Mantel und Hut Victor ähnlich sehen. Es war gar nicht sein Gang." — „Doch, doch! Lehre du mich Victor nicht kennen!" versetzte er im Weitergehen; sie hatten sich gewendet und schritten dem Manne nach; und da der Verfolgte sich nicht beeilte, konnten sie ihm trotz der dunklen Nacht bequem nachgehn, ohne befürchten zu müssen, daß er ihren Augen gänzlich entschwinde, oder daß ihm ihr Folgen auffallen werde.

In der Johannisstraße, die sich vom Kirchplatz aus durch den ältesten Theil der Altstadt zieht, trat der Fremde in ein großes ziemlich übel aussehendes Haus, das mit Ausnahme von zwei kleinen Fenstern im zweiten Stock ganz dunkel war. Aus einem jener Fenster schaute ein Kopf, der eben, da die beiden Folgenden gleichfalls bis zur jetzt verschlossenen Thüre gelangten, zurückgezogen ward. Gleich darauf flatterte ein Vorhang weit und weiß in in die Nacht hinaus, und durch die tiefe Stille rings hörten sie den jubelnden Ruf einer hellen jungen Stimme zu sich niederklingen: „Victor, lieber Victor!"

Die Freunde schritten ohne Aufenthalt weiter. „Siehst du wohl?" fragte Philibert gedämpft. — „Ei, ei, ist dein Bruder auf solchen Wegen?" erwiderte der Andre. „Es heißen freilich auch andere Leute Victor, aber sei es, wer es sei — der Teufel! Ich beneide ihn! Die Stimme war Gold werth!" — Sie gingen unter dem Plaudern des letzten Sprechers weiter; Philibert war einsilbig geworden und blieb es, bis sie schieden.

Daheim eilte er sogleich zu ihren Zimmern. Victors Stube war verschlossen, und es regte sich nichts darin, so viel der Bruder auch an die Thür klopfte.

Drittes Kapitel.

Eine helle junge Stimme.

Nirgends erkannte man den grenzenlosen Verfall der Stadt und die Armuth ihrer Bevölkerung so deutlich, wie in jenem Theile, den man die Altstadt nennt und der sich vom Güllendamm, von dem hohen Markt und der Johanniskirche aus gegen Osten zieht. Enge und krumme Straßen und Gassen zogen sich winkelvoll und schmutzig, dumpf und finster zwischen elenden, verräucherten und in ihren Mauern kaum noch zusammenhängenden Häusern hin; hie und da waren auch einmal Gärten dazwischen, oder große Räume, die im günstigsten Fall zu Zimmerplätzen benützt wurden, oder es zeigten sich ganz wüste Plätze, wo Schutthaufen von Unkraut überwuchert lagen, oder die Kellerräume der früher einmal dort gestandenen Häuser aufklafften. Belagerungen und große Brände hatten vor Zeiten hier besonders furchtbar aufgeräumt, und was neugebaut wurde, mußte, da der reichere Theil der Einwohner in andern Stadttheilen wohnte, aus den Ruinen zusammengeflickt werden, oder zeigte sich im günstigsten Fall auf das ärmlichste und nüchternste erbaut, wie es die Mittel

erlaubten, wie es die Baukunst des vorigen Jahrhunderts zu schaffen gezwungen war.

Die Johannisstraße, welche diesen ganzen Stadttheil auf eine Weise durchschnitt, daß man glauben konnte, die Erbauer hätten sich bei der ersten Anlage die Willkürlichkeit eines sich windenden Bachs zum Muster genommen, zeigte und bewies alles soeben Gesagte auf das traurigste, und das Haus, bis zu dem die beiden Freunde den Unbekannten verfolgt hatten, enthüllte alles mögliche, sowohl die geringen Mittel oder den Geiz der Erbauer und Besitzer, wie die Geschmacklosigkeit des Baumeisters und die Unbrauchbarkeit des verwendeten Materials. Seine Vorderwand hing schief und bauchig, die frühere Färbung war vor Staub und Rauch längst nicht mehr zu erkennen, hin und wider zeigte sich das nackte Mauerwerk, wo der verwitterte Mörtel nicht länger hatte haften wollen; hie und da war an den untern Theilen auch eine solche Stelle wieder nothdürftig ausgebessert und stach jetzt in ihrer hellen Färbung erst recht widerlich ab, etwa wie bunte Lappen auf einem schmutzigen und geflickten alten Gewande. Das Dach hatte sich mit seinen dunklen, hier und dort mit Moos überwachsenen Ziegeln gesenkt, in der am untern Rande hinziehenden Wasserrinne wuchsen Grasbüschel und kleine Kräuter, zwischen denen die Vögel ihr lustiges Wesen trieben, oder auch zuweilen eine alte fette Ratte spazieren ging und durch die kleinen Blätter auf die Straße niederlauschte.

Im Parterre waren die Fenster — man begriff diesen Ueberfluß nicht — mit eisernen Gittern versehn. Lieber Gott, wer konnte arm genug sein hier einbrechen zu wollen, und was konnte man hier des Mitnehmens werth finden! Die Scheiben hinter den Gittern waren grau von Schmutz und anscheinend vollkommen undurchsichtig. Im ersten Stock war es wenig anders, nur daß hier auch zuweilen ein Blatt Papier die Stelle des

Glases vertrat oder eine Lücke durch ein paar Lumpen ausgefüllt wurde. Um so seltsamer stach dann von diesem Schmutz und dieser Unordnung der niedrige zweite Stock ab, wo sich nicht nur heile, sondern auch helle Fenster zeigten und hinter den Scheiben sogar weiße und bunte Vorhänge und allerlei grüne und blühende Gewächse zu sehn waren. Man konnte ordentlich Lust kriegen, die kleinen Gemächer dort oben kennen zu lernen.

Ganz leicht wäre solch ein Gelüst jedoch keineswegs zu befriedigen gewesen, denn Eintritt und Aufgang konnten für einen Uneingeweihten lebensgefährlich werden. Auf dem halbdunklen Hausflur drohte die meistens geöffnet stehende Fallthür des Kellers dem sorglos Eintretenden mit einem höchst bedenklichen Sturz in die tiefen Gewölbe; die ganz dunkle Treppe war heimtückischer Weise jeglichen Geländers beraubt, ihre Stufen knarrten und knackten unter dem leichtesten Fuß und gewährten dem Hinaufsteigenden einen reichen Stoff zu allen möglichen Ueberlegungen. Dann kam wieder ein dunkler Flur und eine noch dunklere Treppe, und erst dann fand man sich auf einem kleinen Vorplatz, der aus einer Gott weiß wie weit entfernten Oeffnung und durch Gott weiß welche Spalten in der Bretterdecke eine Art von Dämmerung erhielt und Spuren eines Besens zeigte. Links war an einer Thür ein Papierzettel, eingefaßt mit schwarzen Strichen und beschrieben mit dem Namen: „Wittwe Rümpler, Wäscherin und Plätterin." Und gradezu sah man an einer weitern Thür einen — der verehrte Leser möge das gefälligst nicht für Uebertreibung halten, denn es ist die reine Wahrheit! — einen blank geputzten Messinggriff, von dem man wirklich jenes uralte Wort hätte gebrauchen können: wie kommt Saul unter die Propheten? — Er war aber da.

Durch eine richtige Benützung des eben erwähnten Luxusgegenstandes gelangte man endlich in ein niedriges und wenig

geräumiges Zimmer, welches jedoch helle und ganze Fenster und weiße Vorhänge hatte, und dessen Einrichtung eine höchst auffällige Mischung von Dürftigkeit und einer Art von Luxus zeigte. Die Wände wurden nie mit einer Tapete überspannt, die Mörteldecke an ihnen war mit heller grauer Farbe übertüncht, die ebenso gefärbte Decke mit einem schmalen rothen Streifen eingefaßt und in der Mitte mit einer kleinen Rosette verziert. Aber über dem grünbezogenen Sopha links und über einem Tischchen rechts zeigten sich ein paar recht hübsche Aquarellbilder, der kleine Spiegel war sehr gut und in einem schönen alterthümlichen Rahmen; die übrigen Möbel paßten nicht zusammen, waren jedoch wohlerhalten und glänzten von Sauberkeit, in dem einen Fenster grünten und trieben schöne und meistens sogar ausländische Pflanzen in üppigster Gesundheit, und im Hintergrunde endlich neben dem kleinen eisernen Kochofen tickte eine Schwarzwälder Uhr und wallten lange grüne Vorhänge sauber und zierlich hernieder, die vermuthlich einen kleinen Alkoven den Blicken Neugieriger verbergen sollten.

Im zweiten Fenster standen nur zwei Rosenstöckchen mit Knospen bedeckt, dahinter barg sich ein sehr geschmackvolles, ganz modernes Arbeitstischchen mit einem einfachen Brettstuhl davor, und rückwärts davon stand an der Wand ein altes Bücherbrett, in dem aber nur auf dem obersten Borde einige Bücher zu finden waren, während in den untern Fächern allerlei bunt gefärbte Kartons, eine kleine Handpresse und ein paar große zugebundene Mappen ruhten. Ueberall zeigte sich Ordnung und Sauberkeit und ein Sinn für Wohnlichkeit und ein Geschmack, der an diesem Ort und selbst bei der ehrsamen Wäscherin Rümpler nicht wenig auffallen mußte.

Die brave Wittwe bewohnte diesen Raum aber auch nicht, sondern hatte ihn vor einem Jahre an ein junges Mädchen ver-

miethet, das seitdem mit seinen kleinen Habseligkeiten, mit seinem einfachen Sinn, seiner Ordnung und seinem natürlichen guten Geschmack darin fröhlich haushielt.

Die Kleine lebte so still, so einsam und anspruchslos, daß die Nachbarschaft noch immer wenig oder nichts von ihr wußte, daß die Meisten sie nicht einmal kennen mochten. Ihre Figur war schlank und anmuthig, ihr Gesicht frisch und lieblich, ihr Gang elastisch, jede Bewegung frei und rund, so daß sie in andern Verhältnissen und in andern Kreisen sicher Aufsehn erregt hätte; allein in der Nachbarschaft war niemand, der darauf besonders achtete; die Leute hatten keine Zeit neugierig zu sein und mußten mehr ihrem Geschäft als einem hübschen Gesicht nachlaufen. Ueberdies ward die Kleine auch nicht viel sichtbar; ihre seltenen Gänge geschahen am zeitigen Morgen oder am späten Nachmittage, und aus dem Fenster sah sie selten oder nie, so oft sie es auch der frischen Luft wegen geöffnet hielt. Gegenüber lag zwischen zwei alten rauchigen Häusern ein großer Garten, in den sie von ihrem Arbeitsplatze aus weit hineinsehen konnte, und zur Erwiderung blickten ihr nun nur verständige alte Bäume in die Fenster, lustige Gesträuche und zu Zeiten glänzende Blumen schauten zu ihr hinauf, weiche Rasenstücke lockten und labten ihre müden Augen. Die kannten die Kleine alle, und die Kleine kannte sie, denn wenn ihr Blick von der Arbeit ließ, schlüpfte er hinüber in den stillen, freundlichen Raum.

Man hörte nicht viel von ihr, denn, so heiter sie auch stets erschien, zu einem summenden Gesang erhob sich ihre Stimme selten und noch seltener zu einem frischen, herzlichen Lachen; sie war fast stets daheim und einsam. Und man wußte auch nicht viel von ihr. Die Handelsleute, wo sie ihre kleinen Bedürfnisse holte, nannten sie ein braves, liebes Kind, das immer munter sei und immer bezahle. Die dicke rothe Magd der Wäscherin

lachte nur, wenn von dem jungen Mädchen die Rede war, und meinte, es sei ein „spaßiges und gutes kleines Thier," das den Kopf immer voll Weitläufigkeiten und Einfällen habe, wie sie keinem andern Christenmenschen kämen. Und die Wäscherin endlich behauptete lakonisch genug: sie heiße Regine Stephani, sei Musterzeichnerin für eine große Stickereihandlung, mache außerdem auch künstliche Blumen, sei zwanzig Jahre alt und ein ehrliches Mädchen. Damit habe sich die Polizei begnügt und es sei für jedermann genug. Gegen ganz genau Befreundete setzte sie bei besonders guter Laune noch hinzu: die Regine habe auch einen Schatz, es sei ein Maler, und die beiden bunten Schildereien im Zimmer von ihm. Er komme fast nur Abends und gehe spät weg. Aber Unrechtes passire nicht; sie wollten sich heirathen und seien brave Kinder, die Gott vor Augen hätten.

Ja, aus dem Fenster sah Regine selten, sie wußte nichts von Sorgen, war stets zufrieden und heiter bei ihrer Arbeit; allein an diesem Abend hatte sie Mappen und Kartons an ihren Plätzen gelassen, den einen Flügel ihres Fensters geöffnet, sich selbst in ein dickes Tuch gewickelt und sich hinausgelehnt, um recht weit hinaussehn zu können in die, um diese Zeit bereits stille Straße. Die Rosenstöcke waren auf das Tischchen zurückgestellt, damit sie nicht von der kalten Nachtluft Schaden nähmen; die Vorhänge hatte sie vor beiden Fensternischen zugezogen, so daß die an dem ihren jetzt zwischen ihr und dem Zimmer niederfielen und sie ganz in dem engen kleinen Raum isolirten. Da lehnte sie oder kniete auch auf dem Stuhl und spähte hinaus, so weit sie's vermochte; zuweilen seufzte sie leicht oder schlüpfte durch den Vorhang ins Zimmer zum Tisch, wo eine kleine zierliche Lampe brannte und sauberes blaues Theegeschirr stand, das sie dann immer auf's neue umordnete; oder sie schob einen Stuhl in eine andere Richtung und lauschte plötzlich angestrengt mit geneigtem

Köpfchen und fuhr wieder zurück in das kleine Kabinet am Fenster. Und das ging lange so fort; sie horchte und schaute, sie seufzte und stampfte auch einmal mit dem kleinen Fuße ungeduldig auf den Tritt, oder sie murmelte sogar ganz zornig: „nein, das ist gar nicht auszuhalten! Der böse Mensch! — Jetzt sehe ich aber nur noch fünf Minuten hinaus.“

Da kam ein ruhiger, gleichmäßiger Schritt die Straße entlang — das war e r! — Er stand vor der Thür, er sah hinauf. Sie beugte sich zurück, bis er eingetreten, dann sah sie wieder hinaus. Er mag mich hier finden, dachte sie trotzig, ich sehe mich gar nicht um nach ihm, gewiß nicht! Er hat mich so lange warten lassen! — Aber dennoch wandte sie den Kopf, der sich über dem dicken Tuch, welches ihre Schultern umhüllte, wunderbar klein und zierlich ansah, wie ein kleiner lauschender neugieriger Vogel, und horchte nach dem Heraufsteigenden; dennoch trat sie vom Fenster zurück und hörte nichts von den folgenden Schritten auf der Straße. Nun war er oben — er öffnete die Thür — er blies das Zündlichtchen aus, das ihm über die Treppen geleuchtet — der Vorhang flatterte im Zuge vor ihr weg zum Fenster hinaus — da flog auch sie ihm entgegen, selbst so leicht und duftig, wie der luftige Stoff, und warf ihm die Arme um den Nacken, und schmiegte den Kopf an seine Schulter und hob die großen, blitzenden, hellbraunen Augen so leuchtend und so glückselig empor zu den seinen und jubelte: „Victor, lieber Victor!“

Das war die helle junge Stimme, so lockend und fröhlich wie der Ruf eines wilden Vogels, so hell und klingend wie ein ächtes, reines Metall, und sie klang dem Mann da vor ihr auch bis mitten in das Herz.

„Regine,“ sprach er sanft, nachdem er sie einen Augenblick stumm und tiefbewegt angesehn, und nahm ihren lieblichen kleinen

Kopf zwischen seine Hände und drückte seine Lippen flüchtig auf Stirne, Augen und Mund, — „Regine, meine Maiblüthe, habe ich dich wieder? Bin ich endlich wieder bei dir und fühl's, daß du, liebes Menschenkind, mich so unendlich lieb hast?“

Sie rührte sich nicht, die langen, schwarzen Wimpern lagen fest an den geschlossenen Augenlidern, und ein leises Lächeln zog sich um die feinen halbgeöffneten Lippen. „Sei still,“ flüsterte sie endlich, „küsse mich!“ Und ihr Arm schlang sich fester um seinen Nacken. Aber als sein Kuß noch einmal ihre Augen gestreift hatte, fuhr sie empor, sank dann zwischen seinen Armen schnell wie eine Schlange hinab und entglitt ihm, sah ihn lustig an, warf ihm einen Kuß zu und flog lachend durch's Zimmer, um das Fenster zu schließen. „So,“ sprach sie zurückkehrend, und deutete auf den Brettstuhl am Tisch, „da setz dich jetzt und koche gleich Theewasser. Nachgrade kannst du auch was thun; wozu hab' ich dich lieb, wenn du mir gar nicht zu Hülfe kommst? Alles kann ich nicht besorgen, und wenn ich mich noch so viel rühre.“

Er lachte und folgte ihren Worten, zog die Maschine herbei, zündete den Spiritus an, deckte die Glocke über die Lampe. „Das hättest du auch thun können,“ sprach er dabei, „dann hättest du keine Zeit zu unnöthigen Dingen gehabt — hättest nicht aus dem Fenster gesehn — nicht das Tuch umgebunden, das ich nicht leiden kann —.“ — „Ei ja,“ sagte sie, indem sie hie und da im Zimmer umherkramte, „du meinst immer, man hat nichts andres zu thun, als was du siehst und denkst.“ — „Und was war's jetzt, das ich nicht sähe und dächte, du kleine vielgeplagte Regine?“ — „Hm!“ Sie stand vor ihm und sah ihn mit komischem Ernst an: „hab' ich etwa nicht auf dich zu warten gehabt? Nennst du das keine Arbeit? Das ist viel schlimmer als Blumenmachen und Musterzeichnen.“

Er sah sie zärtlich an und bot ihr seine Hand hin. „Komm, Regine, ich will dir das Tuch abnehmen." — „Koche du nur dein Wasser," versetzte sie lustig, sprang zu ihm hin, legte einen Augenblick ihre Wange schmeichelnd an seinen Kopf und hockte, da er sich rasch zu ihr wandte, mit einem Satze bereits in der Ecke des Sophas und knupperte an einem Bisquit, indem sie sorglich die Hand darunter hielt, daß kein Krümchen auf ihr Kleid oder den Fußboden falle. „Koche du dein Wasser," wiederholte sie zwischen dem Essen, „mich hungert, und daran bist du schuld. Weßhalb kamst du nicht? Da wartete ich, und dann sah ich aus dem Fenster, und dann ward mich frieren, und dann band ich das Tuch um, das du nicht leiden kannst. Siehst du, es ist alles deine Schuld."

Er legte sich an die Stuhllehne zurück und sah sie kopfschüttelnd an. „Thörichtes Kind," sagte er wiederum lächelnd, „du weißt doch, daß ich niemals vor neun Uhr zu dir kommen kann. Was wartest du also?" — „Ich denke aber jedesmal, daß du's könntest," erwiderte sie, „und dann — da!" Sie deutete schelmisch auf die Uhr, die allerdings beinah halb Zehn anzeigte, stand dann auf und trug die Krümchen zum Napf neben der Thür. Er schob seinen Stuhl ein wenig zurück und verfolgte ihre Bewegungen mit träumerischem Blick. „Regine!" flüsterte er, und da war sie auch schon bei ihm und setzte sich auf seine Kniee und meinte lachend: „so knüpf' es nur auf; ich weiß doch, du bist nicht eher zufrieden. — Gott, wenn ich den Menschen nur nicht so furchtbar lieb hätte!" — Er löste den Knoten des Tuchs und warf es hinüber auf den Sopha und zog sie dann leise an sich. Sie legte ihm den Arm um den Hals und das dunkle Köpfchen an seine Wange. „O wie gut ist's, daß du einmal wieder da bist," sprach sie innig. „Acht Tage, sieh, die sind so lang!" Sie saßen einen Augenblick schweigend;

er fühlte in seinem Innern ein so friedenvolles, unnennbares Glück, daß er es durch kein Wort stören mochte.

Das Wasser begann zu kochen, als sie aufstand, das Tuch zusammenlegte und in den Alkoven trug. Dann strich sie mit beiden Händen ihr dunkles Haar glatt, das im dicken Scheitel sich an die leicht gerötheten Wangen legte, und da er nach der Theebüchse langte, sprang sie hinzu und nahm sie ihm lachend fort, indem sie meinte, das sei ihr Geschäft, sie wolle nicht von seinem starken Thee, der sie nachher die ganze Nacht nicht schlafen lasse. Er ließ sie still gewähren, und als alles bereit, das Wasser aufgegossen und die Maschine auf die Seite gebracht war, setzte er sich zu ihr auf das Sopha, zog sie an sich, daß ihr Kopf wieder an seiner Brust ruhte, und ließ sie plaudern und lauschte gedankenvoll und andächtig, denn ihr Plaudern war wie das einer jeden Frau, die liebt und geliebt wird — voll Zauber.

„Victor," sagte sie jetzt nach einer Pause, „ich fühle es recht, du mußt mich nicht so lange allein lassen; du sollst ja nicht auf lange kommen, du sollst mir nur einmal über das Haar streicheln, mich einmal Regine heißen, mich dein Kind nennen. Du hast mich so an dich gewöhnt, daß ich nur noch an dich denke, und von nichts mehr weiß und von nichts mehr was mag als von dir. Und acht Tage, die sind lang, so einsam! Da denke ich so viel an dich, wie du bist und wie lieb du mich hast, wie es so gekommen zwischen uns und wo du nur so lange bleibst, wie du so himmelsgut gegen mich bist und doch so grausam, daß ich oft so lange nichts von dir sehe. Siehst du, das denkt man alles aus und kommt zuletzt auf lauter dummes oder grauliches Zeug. Denn weißt du, so was hat jeder Mensch an sich, und du neben all deinem Guten auch. Und ich will dir was sagen, Victor, weg von dir komm' und kann ich nicht, und wenn mir einmal eine Stunde lang bei der Arbeit was andres

durch den Kopf ging, kriege ich ordentlich einen Schreck und sage: Herr Jesus, Regine, Mädchen, was bist du schlecht! Da bist du nun so lange von ihm weggelaufen und willst doch immer bei ihm sein!" —

Als sie schwieg, drückte er ihren Kopf fester an die Brust und fragte: „nun, Regine, was denkst du denn grauliches von mir?" — „Daß ich dir stürbe, Victor, oder daß du stürbest," sprach sie und sah zu ihm auf. „Sterben ist schrecklich! Ich kann's noch nicht, Victor! Und siehst du nun gar, wenn du — du todt wärst, Victor — und wärst nicht mehr da — und hättest mich nicht mehr lieb —." Sie stockte, und in ihren Augen zitterten plötzlich große Thränen. — „Du hast recht," versetzte er sanft, und streichelte ihr Haar, „das ist allerdings ein trauriger Gedanke in deinem sonnenhellen Kopf. Aber nun," setzte er munterer hinzu, — „was denkst du denn dummes, wenn du alles Kluge und Traurige ausgedacht?"

Sie verwischte mit der Fingerspitze die Thränen. „Daß du mir untreu werden könntest, Victor," sagte sie schelmisch. — „Und weßhalb wäre das grade dumm von mir?" fragte er neckend. — „Weil du in deinem Leben kein Menschenkind finden würdest, das dich so lieb hätte wie ich, und weil du mich doch nimmer los würdest, denn die Regine vergäßest du nie, das weiß ich, Victor!" Sie hatte sich aufgerichtet und sah ihn mit glänzenden Augen an. — „Du hast wieder recht," erwiderte er kopfschüttelnd, „es wäre zu dumm von mir. Aber weßhalb denkst du das nicht auch einmal von dir?"

Sie sah ihn groß an, als verstände sie ihn nicht sogleich, dann aber zogen sich ihre feingezogenen Brauen leise zusammen, und sie sagte beinah heftig: „ach dummes Zeug! Wie wäre das möglich? So was kann man doch nicht denken, was gar nicht in der Welt da ist." — „Aber von mir glaubst du's, Regine?"

fragte er lächelnd. — „Glauben?“ entgegnete sie, „nein, aber ich denk's zuweilen. Das ist auch ganz was andres. Bin ich dein werth? Kann ich dich halten — für immer, ich armes Ding?“ — „Siehst du, Regine,“ sprach er plötzlich mit tiefem Ernst und sah sie forschend an, „das ist nun wirklich eine rechte Thorheit. Wie kommst du darauf?“ — Sie hatte ihre Augen vor seinem Blick gesenkt, nun schmiegte sie sich innig an ihn. „Warum lässest du deine Regine so lange allein, Victor?“ antwortete sie dabei. „Ohne dich bin ich eben eine thörichte Kreatur und habe gar kein Leben in mir.“

Es war ein finsteres Lächeln, das über sein Gesicht zuckte, allein er erwiderte für jetzt nichts und ließ den Blick gedankenvoll auf der Lampe ruhen. Sie hatte schon ein paarmal heimlich zu ihm aufgesehn, verwundert und ängstlich über diese lange Stille, als er sich endlich mit der Hand über die Stirn fuhr und fragte: „sag' mir, Regine, wie bist du auf diese Sachen gekommen? Aus dir ist das nicht — oder ist es? — Es ist, als ob alle Welt mich verläßt, — und wenn auch du an mir zweifeln —“

Sie fuhr auf wie eine Lerche, an deren Nest man mit dem Fuß gestoßen, so schnell und so grade, und sie stand vor ihm hochaufgerichtet mit beinah entsetzten Augen und rief: „Victor — aber Victor, was sagst du? Victor, was ist dir? Victor — ich sollte zweifeln an dir, und mein Herz schlägt nur durch dich?“ Sie warf sich auf seinen Schooß und schlang ungestüm die Arme um seinen Hals und preßte ihren Kopf an den seinen. „Victor — sei gut! Victor, sei mir nicht böse! Bitte — bitte — nicht böse!“ bat sie mit hervorstürzenden Thränen.

„Ich bin dir nicht böse, Regine,“ versetzte er besänftigend und strich leise über ihren Kopf; „aber du mußt mir ehrlich sagen, wie du auf solche Gedanken gekommen bist, wer dir solche Thorheiten vorgeredet. Denn aus dir selbst ist das nicht — ich

kenne dich viel zu gut, um das nicht zu wissen. Hat Mama Rümpler —?" — Sie hob den Kopf auf und lachte, trotz der Thränen in ihren Augen, herzlich wie ein Kind. „Victor — nein, Victor, wie kannst du so schlecht sein!" rief sie dazwischen, „Mama Rümpler ist ja ganz weg für dich — du bist ja ihre große Flamme — ich bin ja eifersüchtig auf sie! Und die —!" Sie brach aufs neue in ein so fröhliches Lachen aus, daß er der Heiterkeit des lieblichen Wesens nicht widerstehn konnte. „Du hast recht," sagte er gleichfalls wieder munter, „ich bin ein undankbarer Mensch, daß ich das so wenig erkenne."

Nach einiger Zeit legte sie beide Arme auf seine Schultern und sah ihn treuherzig an. „Nein, Victor, du liebster Mensch," sprach sie innig, „glaube mir, das ist schon immer in meinem dummen Kopf gewesen, er grübelt zuweilen. Aber zweifeln thu' ich nie an dir, Victor, und ich geh' nicht von dir, bis du selbst mich gehn heißest. Und ich weiß, daß du nie von mir läßest, in Ewigkeit nicht! Und ich glaub's auch nie, daß uns die Welt trennen könnte. Denn wo zwei Menschen nur von vollem Herzen zusammenhalten, da ist der liebe Gott mit ihnen, und niemand bringt sie da auseinander. Das habe ich auch dem alten Herrn gesagt, der gestern wieder da war und meinte: wenn ich dein auch noch so sicher wäre, die Welt hätte schon mehr treue Herzen auseinander gebracht. Aber da habe ich ihm geantwortet: die hätten nur nicht die rechte Liebe gehabt; und wenn du ein Prinz wärst — du ließest nicht von der armen Regine. Und wir wären nicht nur so zusammengelaufen, habe ich ihm gesagt, wie schlechte Menschen thun, für heut und morgen; wir seien beide ehrlich und hätten uns das Wort gegeben und wollten einander heirathen, wenn du erst — Victor, du siehst so schrecklich ernst aus," unterbrach sie sich ängstlich, und mit einem bittenden Blick setzte sie hinzu: „Bist du nicht zufrieden mit mir?"

Als sie vorhin den alten Herrn nannte, hatte ein jäher Blitz seine braunen Augen durchzuckt, aber sie hatte es nicht bemerkt, und er ließ sie auch ausreden, ohne sie zu unterbrechen. Nun aber nahm er ihre Hände von seiner Schulter und fest in die seinen und fragte: „wer ist der alte Herr, der gestern schon wieder da gewesen? Und wann war er zuerst bei dir, Regine? Was bedeutet das?"

Sie schaute ihn verwundert an. „Ich hab's dir ja neulich erzählt, daß er hergekommen und nach meiner Mutter gefragt hat, die er vor langen Jahren kannte," antwortete sie. — „Davon hast du mir kein Wort gesagt, Regine. Wann war das?" — „Aber, Victor — mein Gott!" unterbrach sie ihre Erwiderung, „es ist ja auch richtig, es war am Sonntag, da er zuerst kam, und du bist ja seitdem nicht mehr hier gewesen. Aber sieh," fuhr sie fort, „ich hab' damals in meinem Sinn mit dir so viel darüber geredet, daß ich meinte, du selber seiest dabei gewesen." — „Und gestern?" fragte er wieder mit festem, beinah strengem Blick. — „Gestern? — Daran habe ich gar nicht gedacht, Victor. Ich habe mich bloß auf dich gefreut; wenn ich weiß, daß du kommst, ist alles andere weg." — Er schien auf ihre zärtlichen Worte wenig zu achten, denn, indem er ihre Hände los ließ und mit der Hand durch sein schwarzes Haar fuhr, sagte er nur: „so erzähle mir."

„Herr Gott!" rief sie plötzlich und sprang auf, ohne ihr Auge von ihm zu lassen. — „Was gibt's, Regine?" — „So was sah ich nie!" versetzte sie lebhaft und schlug die Hände zusammen; „Victor, wie bist du ihm eben jetzt so ähnlich, wenn dir die Haare ein wenig wild um den Kopf sitzen, und du so ernsthaft drein schaust — so gedrückt in den Augen! Es ist mir schon gestern so gewesen, wie er hier war — aber nun, das ist zum Erschrecken! Ganz — aber ganz gleich! Nur hat er

schon hie und da graues Haar. Nein — so was sah ich nie!" — Er lächelte finster. „Erzähle mir lieber; ich möchte auch vom innern Menschen etwas wissen."

Sie schüttelte leise den Kopf. „Victor, du bist so seltsam!" sagte sie und setzte sich wieder auf seine Knie. „Davon ist nicht viel zu erzählen. Es ist ein alter Mann, vielleicht so an die Sechzig, aber noch strack und kräftig und mit stolz erhobenem Kopf. Säh' er nicht zuweilen so sanft und traurig aus, man könnte rechten Respekt vor ihm haben, zumal wenn er hie und da so ernste Blicke hat — dann ist er wie ein König, sag' ich dir." — Sie berichtete dann weiter, daß ihn Frau Rümpler am vorigen Sonntag zu ihr gebracht und ihr gesagt habe, der Herr sei vor langen Jahren in der Stadt gewesen und habe ihre Mutter gekannt und wolle nun wissen, wie es der und deren Tochter Regine ergangen sei. Dann seien sie beide allein geblieben, und der Alte habe viel gefragt und sich nach allem genau erkundigt, und als er erfahren, wie mühselig die Mutter sich durchgerungen und wie sie doch immer weiter ins Elend gerathen und dann endlich gestorben sei, — da habe er seine Hand auf die Reginens gelegt und habe gesagt: „sei still, Kind, ich hörte das schon — aber ich wollt' es nicht glauben. O über die Menschen — die Menschen! — Das arme — arme — arme Kind!" Und dabei sei in seinem Auge etwas gewesen — Regine wußte nicht, ob Gram allein oder auch Zorn daneben, so seltsam habe es darin durch einander geblitzt; aber es habe sie ganz für den alten Mann gewonnen, denn sie habe dran gemerkt, daß er ihre Mutter sehr lieb gehabt haben müsse. — Darauf erkundigte er sich auch nach ihrem Leben und wie es ihr bisher ergangen, und endlich sei er mit dem Versprechen geschieden, daß er wiederkommen werde. Er habe sie schon lieb, war sein Abschiedswort,

sie sehe grade so aus wie ihre selige Mutter und scheine eben so brav zu sein.

Darauf, erzählte sie weiter, sei er gestern wiedergekommen, habe mit ihr geplaudert, sich ihre Zeichnungen und Entwürfe zeigen lassen, manches gelobt oder getadelt, und endlich sich auch nach Victor erkundigt — wer der sei und was, wie sie lebten und was sie wollten? Und dabei hab' er denn auch gemeint: er sei der Mann nicht, der Zwei aus einander reiße, die sich wahrhaft lieb hätten; im Gegentheil, wenn sie glücklich wären, sollten sie fest aneinander halten. Aber er warne sie vor zu großer Sicherheit, — es komme so leicht was Trübes in das Glück, Abschied, Trennung oder Untreue; er wisse das am besten. Und da habe sie ihm das geantwortet, was sie vorhin Victor gesagt.

„Es ist schon so," war dann seine Entgegnung gewesen, „ihr seid alle gleich; so lange ihr liebt, denkt ihr an nichts Uebles. Deine Mutter war auch so und meinte, das Glück und der Segen ihres Lebens könne niemals enden. Gott gebe dir, mein Kind, daß du es anders und besser erfährst. Aber, aber!" hatte er warnend hinzugesetzt, ohne daß sie gewußt, was er damit sagen wollte, „es ist ein hartes, falsches Geschlecht, und es sind von jeher wenige darin gewesen, die von Liebe und Treue wußten; sie wußten nur von Handel und Geld und trotzigem Hochmuth. Möglich freilich — daß ihre Kinder anders wurden. Sie war edel und brav und das beste Geschöpf auf Gottes Erde!" — „Ich verstehe Sie nicht," hatte Regine dann gesagt, und er hatte mit trübem Lächeln gemeint: „das ist auch nicht nöthig. Ich dachte nur so an alte Zeiten und Menschen. Aber weißt du es denn von ihm selbst, daß er ein Maler ist?" fragte er plötzlich weiter, „und daß er so heißt — Victor Rosen — und wo er wohnt und wie er lebt?" — „Gewiß!"

hatte sie da gesagt, „das weiß ich alles, und wie sollte es anders sein? — Und wie könnte es auch anders sein?“ setzte sie nun hinzu und umfaßte den Geliebten und sah ihm innig in die Augen.

Sein Gesicht blieb unbewegt im gleichen ruhigen Ernst, mit dem er ihre ganze Erzählung angehört hatte. „Das ist in der That ein seltsamer Kauz,“ bemerkte er jetzt, „was der wohl von dir will? An die sechzig Jahre ist er alt, meinst du?“ — Sie sah ihn einen Augenblick fragend an und brach dann in Lachen aus. „Ja,“ versetzte sie, „eifersüchtig brauchst du auf den am wenigsten zu sein, Victor. Er sieht aus, wie ein ganz respektabler Großvater.“ — „Es war nicht deßwegen,“ sagte er freundlich und strich ihr über die Stirn, „ich möchte nur wissen, wer sich so für uns interessirt. Hat er nicht gesagt, wo er wohnt und wie er heißt?“ — „Doch!“ gab sie zur Antwort und sprang auf und ging zum Nähtischchen, „er wohnt gar nicht weit — gleich das dritte Haus vom Johanniskirchplatz — weißt du, wo jetzt der Tabakshändler wohnt mit dem Mohren vor der Thür; vor Zeiten war's meinen Großeltern zu eigen. Und da —“ sie kam zurück und hielt eine Karte in der Hand — „darauf steht sein Name. Wenn ich was wollte oder wünschte, sollte ich sie versiegelt bei seinem Hauswirth abgeben; er werde dann helfen. Ich dürfe sie aber niemand zeigen, hat er mich versprechen lassen. Doch dich kann das ja nicht treffen,“ setzte sie unschuldig hinzu und reichte ihm das Blättchen hin. „Da ist's.“

„Florentin Westritz.“ Er fuhr so jäh in die Höhe, als habe ihn ein elektrischer Schlag getroffen, daß er heftig gegen den Tisch stieß; Tassen und Tellerchen klirrten, und mit einem Ruf des Schreckens griff Regine nach der schwankenden Lampe. Er achtete nicht darauf; er senkte die Karte noch einmal gegen das Licht, als müsse er sich überzeugen, daß er richtig gesehn, und noch einmal las er laut: „Florentin Westritz.“

„Ist es möglich!“ sagte er und ließ beide Hände auf den Tisch sinken und sah mit einem starren Blick vor sich hin. „Onkel, bist du's — bist du da? — Aber, mein Gott —.“ Und erst nach einer Pause, welche die bestürzte Regine nicht zu unterbrechen wagte, wandte er den Kopf langsam zu ihr und fragte: „er sei mir ähnlich, sagtest du?“ — „Ja, Victor! Und eben jetzt so sehr, als wenn jemand zum Spaß dasselbe Gesicht jung und alt zeichnet. Aber —“ sie trat schüchtern zu ihm und legte leise den Arm um ihn, — „darf ich nicht wissen, was dich so bestürzt? Kennst du ihn?“

Er schüttelte den Kopf. „Vielleicht — es ist möglich! — Ja, es muß so sein. Aber warum —?“ sprach er mehr zu sich selbst, und erst nach einer neuen Pause, wo er wieder starr vor sich hingesehn, richtete er sich plötzlich auf und wandte sich rasch zu ihr: „wiederhole mir, was er von dem harten, falschen Geschlecht zu dir gesprochen.“ — Sie erfüllte seinen Wunsch schüchtern und befangen; der Geliebte war ihr so neu in diesem jetzigen Wesen, sie hatte ihn nie so gesehn, sie wußte nicht, was sie aus ihm, aus der ganzen Sache machen sollte.

„Es ist richtig,“ sagte er, als sie geendet, „er hat recht; so war's, so ist's. Aber ihre Kinder sind anders — und sie — o, du hast recht, Onkel! — sie ist Gottes edelstes Geschöpf.“ Er hatte sich von ihr los gemacht und ging gedankenvoll in dem kleinen Raum auf und nieder, der im Zimmer frei von Möbeln blieb. Sie stand noch am Tisch und verfolgte ihn mit bestürzten Blicken, bis sie endlich, als ob sie's nicht länger ertragen könne, auf ihn zu sprang und sich an ihn hing. „Victor,“ bat sie dabei, „sage mir, was du hast, was dir ist. Du bist so sehr — sehr seltsam. — Zürnst du mir? — Du hast gar kein liebes Wort für deine Regine.“

Da umfaßte er sie und drückte die schlanke, weiche Gestalt

so innig an sich, wie vorhin, da er gekommen, und indem er sie heiß und lange auf die Stirne küßte, sprach er heiteren Blicks: „ja, Regine, mein lieber — lieber Engelskopf, du hast recht, ich bin heut noch gar nicht bei dir gewesen — und so lange nicht mehr, Regine!" — „Bist du nun gewiß auch nicht mehr verdrießlich um den alten Mann?" fragte sie. „Glaub' nur, er ist gut und meint es auch gut mit uns." — „Ich glaube wohl — ich will und muß ihn kennen lernen," sagte er und trat mit ihr zum Tisch. — „Wer ist er?" forschte sie. „Wie ich den Namen ‚Westritz' las, dachte ich zuerst an den reichen Kaufherrn van der Roos im Thurm- und Rosenhaus. Der heißt ja wohl eigentlich auch Westritz van der Roos? — Aber nachher fiel mir ein, daß auch in R. ein Kaufmann des Namens gewesen ist, als ich mit meinen seligen Eltern dort war." —

Er schaute sie lächelnd an und küßte ihre Hände. „Freilich, Regine," versetzte er, „das ist ein stolzes, hochmüthiges Haus, das da am Güllendamm; mit dem hat er nichts zu thun, denke ich. Wenn es der ist, den ich meine, ist es auch nicht sein ganz richtiger Name; er mag sich verstecken wollen." — „Und wer meinst du, daß es ist, Victor?" — Er lachte. „Neugierde, dein Name ist Weib! — Da willst du nun nichts mehr von mir als dies! O Regine, o! — Aber," fuhr er fort und setzte sich und zog sie bis an seine Kniee, „wenn er es ist, den ich meine, so ist's ein Verwandter von mir, den ich lange für todt hielt. Und wenn der es ist — dann kann alles noch gut werden." Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sprach weiter: „doch lasse nun alles gehn, wie es geht. Morgen ist auch ein Tag. Sag ihm, wenn er wieder kommt, nichts von diesem Abend. Hörst du, Regine? — Und nun, mein lustiger, flinker, kleiner Vogel — geschwind, räume den Tisch ab und

bringe deine Mappe. Ich bin neugierig, wie weit du mit dem Muster zum Brautschleier gekommen bist.“

„So soll's sein, nun bist du wieder mein lieber — einziger Victor!“ jubelte sie und klatschte in die Hände. Dann sprang sie zum Tisch und brachte singend das Theezeug auf die Seite und trug eine große Mappe herbei und breitete sie auf dem Tisch aus. Und als sie sich dann zu ihm auf das Sopha gesetzt und den Tisch nahe herangezogen, holte sie eins nach dem andern die saubern Blätter hervor, auf dem die Muster zu der Bordüre und dem Grunde eines Schleiers entworfen waren, und legte sie ihm vor.

„Wenn das nur auch auszuführen ist,“ sagte er nach einer langen Pause. — „O unsere Stickerinnen sind sehr erfahren,“ gab sie zur Antwort. — „Es ist prachtvoll!“ sprach er nach einer neuen Pause und schaute sie mit Bewunderung an. „Regine, du bist ein Genie, wie es vielleicht noch keines gegeben. — Diese Myrthenblätter und diese Orangenblüthen sind das Schönste, was ich je gesehn, — und dies Rosenbouquet blüht; — Regine, mein Lieb, woher hast du das nur?“ — Sie beugte sich und sah ihm mit Innigkeit von unten auf in die Augen. „Bist du wirklich zufrieden mit deiner Regine?“ — „Zufrieden? Ich bewundere dich. Ich habe nie was Schöneres gesehn.“ — „Das sagst du und bist ein Maler —.“ — „Ein Stümper bin ich gegen dich,“ unterbrach er sie. „Regine, mein Lieb — woher hast du's nur? Du hast dich seit einem halben Jahre unaussprechbar vervollkommnet.“

Sie schüttelte das Köpfchen und ließ die Augen mit einem träumerischen Blick auf dem Blatte ruhen. „Ich habe dich auch noch nie so lieb gehabt, Victor. Sieh — wenn ich so recht voll und ganz an dich denke, und wie gut du gegen mich bist, und wie glücklich ich bin, und wie schön es ist, wenn du mich lobst —

da kommt's so aus mir heraus — es gelingt mir alles. Und dann — hierbei habe ich gedacht an die Braut, die den da einmal tragen wird — wie schön und gut sie sein wird — und wie fromm —." Sie lehnte ihren Kopf gegen seine Schulter und brach ab.

Er sah lange stumm zu ihr nieder. „Wenn du einmal mit mir vor dem Altare stehst," sprach er endlich, „sollst du in einem gleichen Schleier sein." — Sie brach plötzlich in ein herzliches Lachen aus. „Du hast's gut im Sinn," erwiderte sie, sich aufrichtend, „was denkst du, daß der kosten wird? Da reicht unser ganzes Vermögen nicht hin, wenn wir erst eins hätten!" — Er lehnte sich in die Polster zurück und zog sie zu sich. „Was weißt du von meinem Vermögen?" fragte er lustig. „Ist nicht der Onkel aus Amerika da?" — Sie lachte. „Victor, wie bist du so lieb!" So plauderten und kosten sie fort.

Allmälig erst ward das Gespräch eintöniger. Es war spät und Regine müde; zuletzt sprach er fast allein und endlich schwieg er gleichfalls und schaute gedankenvoll auf ihren dunklen Kopf, der vertrauensvoll an seinem Herzen ruhte. So versank er nach und nach in eine tiefe Träumerei; die Erlebnisse des Tags und des Abends nicht nur, sondern auch einer langen Vergangenheit zogen an ihm vorüber, es war ihm, als dämmere eine Zukunft herauf, die nach all den Stürmen nichts als Glück und Segen bringe. Und er wußte doch nicht, weßhalb er so glückselig hoffte; er wußte nicht, weßhalb er plötzlich sich so frei und muthig fühlte, seit er den lange verloren geglaubten, nie gekannten Oheim nahe vermuthete. Denn für sich wußte er von dem am Ende doch keine Hülfe, wie er auch keine verlangte.

Als er endlich aufschaute, war es von dem Klange der Uhr, welche die erste Stunde nach Mitternacht schlug. Reginens Kopf lag fest an seinem Herzen, ihre Hände in seiner Hand

und da er sich leise über sie neigte, sah er ihre Augen geschlossen und um ihren Mund und in den Grübchen der rosigen Wangen das Kinderlächeln eines sonnigen Traums. Er hatte nicht das Herz sie zu wecken.

Leise legte er sie wie ein schlummertrunkenes Kind in die Sophaecke, zog sich ebenso leise von ihr zurück, stand auf, und da sie, ohne zu erwachen, im Traum seinen Namen flüsterte, beugte er sich über sie und streifte mit den Lippen flüchtig ihr Haar. Auf den Zehen schlich er zum Stuhl, wo sein Hut und Mantel lag, und mit einem langen, innigen Blick auf die fest Schlafende verließ er das Zimmer.

Viertes Kapitel.

Im Altenbau.

„Das soll — das darf nicht sein! — Das gefällt mir von der Frau, hätte sie nicht für so resolut gehalten! — Hat auch lange genug dazu gebraucht — war von jeher ein sanftes Ding. — Aber es soll nicht sein! — Ist der Vincenz verrückt?" — Sie schlug mit der flachen Hand auf den Brief nieder, der neben andern Papieren geöffnet vor ihr auf dem Tische lag, und ihre scharfen blaßblauen Augen schauten über die große Brille weg nach den Fenstern von ihres Sohnes Kabinet, welche sie von ihrem Sitze aus erblicken konnte. „Ist er denn ganz wild?" sprach sie wieder laut. „Hat er wieder die alten Mäuse im Kopf? — Männer, Männer, wenn euch der Eifersuchtsteufel plagt, verliert ihr Sinn und Verstand und stellt für eine Albernheit Haus und Namen an den Pranger!"

Sie schob die Papiere zur Seite, tupfte mit dem Finger in die kleine goldene Spanioldose, die neben dem Briefe lag, und führte den Tabak mit einer gewissen Zierlichkeit zur Nase. Dann stand sie auf, und wen die aufrechte Haltung der Matrone in ihrem Lehnstuhl getäuscht hätte, der würde jetzt an der tief ge=

krümmten Gestalt und an den mühsamen, schleppenden Schritten ihr hohes Alter nicht mehr verkannt haben.

Sie kam nur langsam vorwärts, theils weil ihr die Bewegung schwer ward, theils aber und mehr noch, weil sie bald den Fußboden betrachtete, wo der feine, darauf gestreute weiße Sand mit dem Besen zu allerlei zierlichen Figuren zusammengestrichen war, bald bei diesem oder dem Möbel stehn blieb und nun mit ihrem weiß und blau gewürfelten Taschentuch, dann mit einem aus bunten Federn zusammengesetzten kleinen Flederwisch dieselben sorgfältig abstäubte. „Nichtsnutzige Kreaturen, diese Dirnen!“ murmelte sie dabei verdrießlich. „Und wenn sie fünfzig Jahr im Dienst sind, sie lernen's nicht!“ Bei der Thür angelangt, klingelte sie am Zug ziemlich stark und wiederholte es, da nicht sogleich jemand erschien, heftiger. Unmittelbar darauf trat eine alte Magd hastig herein.

„Na, nur sachte, du Ding!“ sprach die alte Dame ärgerlich, „was ist das für ein Gefahre? Kannst du nicht manierlich kommen? Nachgrade könntest du doch gesetzt werden. Schlecht abgewischt hast du auch, glaubst du, daß ich's nicht merke?“ setzte sie hinzu und hob drohend den Flederwisch. „Ich rathe dir gutes, Katharine! Es geht so nicht mit uns. Und weßhalb kommst du nicht, wenn ich klingle? — Das Stehen wird mir so schon sauer genug.“ — „Ach Gott, Frau Senatorin,“ versetzte Katharine, die seit ewiger Zeit bei der Dame im Dienst, dennoch nie den zitternden Respekt überwinden konnte, den die Matrone ihrer Umgebung einflößte, „ach Gott, Frau Senatorin, der Herr Consul standen draußen in der Küche —“. — „Was hat der Consul bei dir in der Küche zu thun?“ war die barsche Unterbrechung. — „Ach Gott, Frau Senatorin, ich mußte Ihnen den Besen halten, daß Sie sich die Stiefel abputzten — nun thun Sie's selbst und werden gleich hereinspazieren.“

„So? Na, das kann er grade so gut auf dem Flur thun — in meiner Küche lieb' ich's nicht, einfürallemal, Katharine. Ja —" sie unterbrach sich und richtete sich an einer Kommode gestützt ziemlich grade auf, da in diesem Augenblick die Thür aufs neue geöffnet ward und einen kleinen, zwar veraltet, aber sauber gekleideten alten Herrn hereinließ, — „ja, ich kann's Euch selber sagen, Consul — macht doch nicht solche Jungsstreiche! Sich in der Küche die Stiefel abzuputzen! Ist der Flur nicht groß genug? Steht kein Besen an der Thür? Ich will doch hoffen, Katharine?" — „Ach Gott ja, Frau Senatorin; aber dem Herrn Consul wird's so sauer, wenn Sie's allein thun sollen."

Die Matrone schüttelte, während der Consul ihr zierlich die runzelvolle, aber sehr kleine Hand küßte, ernsthaft den Kopf und sprach mit strafendem Tone: „ja, ja, Consul, so geht's! Ich habe es Euch genug gesagt, daß ein so leichtfertiges Leben vor der Zeit alt macht. Nun seid Ihr in Euren besten Jahren schon so ein alter Schwachmatikus!" — Der Consul lachte ein wenig. „Meine verehrte Freundin," versetzte er, indem er die Handschuh auszog und in den Hut legte, „Sie wissen, ich bin gestern einundsiebzig Jahre gewesen, und ich denke, wer so lange noch erträglich zusammenhält —". — „Einundsiebzig Jahre — was ist das?" unterbrach sie ihn, während sie von ihm unterstützt zu ihrem Stuhle zurückging. „Jüngling, der Ihr seid! Ich bin achtundsiebzig, und wenn's mir nicht im Rücken säße —." Sie brach ab und sah sich stehen bleibend nach der Magd um, die eben das Zimmer verlassen wollte. „Katharine, was fällt dir ein? Hast du keine Zeit? — Da, lege die Kissen im Stuhl zurecht." Und als das alte Mädchen die Polster, mit denen der Sitz, sowie Seiten- und Rücklehne des massiv eichenen uralten Lehnstuhls ausgelegt waren, zurecht gerückt hatte, ließ sich ihre Her-

rin langsam nieder, legte Flederwisch und Taschentuch auf den Tisch und sprach: „so, nun geh zu Kurt, und lasse meinem Sohn sagen, daß ihn seine Mutter bei sich zu sehen wünscht — sogleich! — Marsch!“ —

Der Consul setzte sich auf den Stuhl neben ihr in der tiefen Fensternische, und als Katharine das Zimmer verlassen, nahm er die herabhängende Hand der Alten und fragte mit zärtlichem Ton: „was gibt es denn, theure Constanze? Du bist ärgerlich.“ — Sie zog ihm die Hand weg und trommelte mit den Fingern der andern auf den blaubemalten Porzellanplatten, mit denen der Tisch ausgelegt war. „Laß jetzt deine Fadaisen, Fritz,“ war ihre ungeduldige Antwort. „Da, lies lieber das —“ sie schob ihm den Brief von vorhin näher — „was sagst du zu der Bescheerung?“ — Als er las, beobachtete sie ihn von der Seite, und da sie bemerkte, daß er immer stärker sein leicht gepudertes Haupt schüttelte und der kleine, mit schwarzseidnem Band sauber umwickelte Zopf, den er treulich im Nacken trug, immer schneller am Sammetkragen seines braunen Fracks hin und wider glitt, sagte sie rasch: „was meinst du?“

Der alte Mann sah nachdenklich auf, und sein bis dahin glattes und behagliches kleines Gesicht war für den Augenblick in so viel Falten und Runzeln zerrissen, daß man die frühern Züge beinah vergeblich darin suchte. Er scheuerte sich mit dem Vorfinger an der Schläfe, wo die schwachen Reste des Haars mit Puder und Pomade zu einer Art Locke vereinigt waren, und sagte dann mit leisem Kopfschütteln und sanftem, aber eigenthümlich vibrirendem Tone: „das möchte in der That nicht gut sein; ja, wenn ich alle Chancen erwäge und die möglichen Evenemens konsiderire, möchte ich die unmaßgebliche Meinung auszusprechen mir die Freiheit neh —.“ — „Schwatz du und — ein Narr!“ Sie schlug mit dem kleinen goldenen Griff des Flederwisches hart

auf die Papiere. „Werdet Ihr nie vernünftig, Consul? Was soll das Geschwätz bei mir — in meiner Stube? Das ist gut für die armen Teufel, die Euch anborgen wollen, — die speist damit ab. — Deutsch heraus — was haltet Ihr davon?" — Der Zopf ging auf dem Rockkragen so regelmäßig nach rechts und links, wie der Pendel einer großen Uhr. „Theure Constanze, was nützt es heftig zu sein? Es scheint mir, daß dies nicht sein sollte." — „Es soll nicht sein, Consul!" Der Flederwisch schlug wieder auf die Papiere. „So was hat es nie gegeben im Hause van der Roos." — „Ja, es würde einen formidablen Eclat machen, theure Constanze!" — „Thut mir den Gefallen, Consul, und wälscht nicht soviel," erwiderte sie und nahm eine Prise. „Ich weiß recht gut, daß Ihr Euch dann bloß besinnen wollt, was für weitere Redensarten Ihr machen könnt. Mich dünkt aber, bei solcher Sache solle die Besinnung unnöthig und die Meinung fertig sein."

„Theure Constanze —", er drückte ihre Hand, „wir sind nicht alle von so superbem, entschlossenem Geiste wie Sie. Ich dachte an manches. — Sehn Sie, Ihre Frau Schwiegertochter würde, wenn sie sich entschlösse fortzubleiben oder gar eine Scheidung zu veranlassen, vermuthlich auch ihr Vermögen aus der Handlung ziehn — wir haben das schon einmal beredet." — Die alte Frau schüttelte finster den Kopf. „Das war damals nach dem Kriege was andres. Das wär's jetzt nicht." — „Ihre Mitgift war, denk' ich, einhundert und fünfzig tausend Thaler —." — „Bettelei!" unterbrach sie ihn heftig. — Er legte das feingekniffte Jabot glatt in die Weste und zupfte die Zipfel des weißen Halstuches auseinander; sein Gesicht war längst wieder glatt und milde, und ebenso sprach er jetzt auch: „einmalhundertfünfzigtausend Thaler schweres Geld — nach dem jetzigen Stande werden es beinah zweimalhunderttausend sein — eine große Summe!"

— „Bettelei, sag' ich!“ Sie zog die starken, noch ziemlich dunklen Brauen fest zusammen. „Das würde uns nicht drücken — aber —.“ — „So laßt sie laufen,“ versetzte der Consul plötzlich in entschiedenem Tone und legte den Brief auf den Tisch zurück. „Wenn euch ihr Geld gleichgültig ist — was habt ihr sonst von ihr? — Wollte sagen,“ fügte er wieder sanft und einlenkend hinzu, „sie hat doch keinen besondren Segen in dies Haus gebracht, und der Kommerzienrath hat mehr als einmal vollen Grund gehabt, über sie entrüstet zu sein.“

Er hatte die letzten Worte rasch gesprochen, als wolle er damit fertig werden, als sollten sie so vielleicht gleichgültiger, spurlos vorübergehn an seiner alten Freundin. Ja eine leichte Röthe auf seinen gelblichen Wangen verrieth seinen Aerger oder seine Angst, daß er überhaupt sich so weit hatte fortreißen lassen. Und gesprochen mußte nun einmal sein; bei dem entschiedenen, herrischen Charakter Constanzens erzwang das erste Wort eines Satzes unerbittlich auch das letzte. Es gab vor ihr kein Abbrechen, kein Verschweigen, kein Abändern. Und schon nach den ersten Worten hatte er den kommenden Sturm gewußt. Sie hatte sich in ihren Kissen hochaufgerichtet, ihre Augen sahen über die Brille weg mit einem bohrenden, drohenden Blick auf den Sprecher, und in den tiefen Falten, welche sich von den fest aneinandergeschlossenen Lippen zum Kinne hinabzogen, zuckte es heftig. Sie ließ ihn aber ohne Unterbrechung ausreden.

Jetzt öffnete sie die Lippen und sprach langsam, mit kaltem festem Ton, der nicht eine Spur ihrer gewöhnlichen Heftigkeit verrieth: „was bedeutet das? Wollen sich der Herr Consul Leonhardi genauer expliciren, was Sie gemeint haben mit diesen dummen Worten?“ — Er war noch ein wenig röther geworden und zitterte leise mit dem Kopf. „Meine theure Constanze!“ sagte er mit schwankendem Ton; aber mit der gleichen kalten,

festen Stimme unterbrach sie ihn: „wollen der Herr Consul Leonhardi nicht vergessen, mit wem Sie reden, und daß die Senatorin Constanze van der Roos all ihr Lebstage keine Närrin war. Was beliebten Sie zu meinen?" — „Sie wissen ja," erwiderte er zögernd und mit niedergeschlagenem Blick, — „die alte Geschichte — was damals von ihr und —"

Hätte sie's noch vermocht, sie wäre jäh vom Stuhl emporgefahren, so zuckte es durch sie hin, so fest stemmten ihre Hände sich auf den Tisch, so blitzte es auf in ihren Augen. Aber sie blieb sitzen; nur vorüber legte sich ihr Körper gegen den Tisch, und mit vor Aufregung zitternder Stimme sprach sie: „ich will nicht fürchten, daß ein Mensch auf der Welt so kühn ist, vor meinem Ohr den Namen zu nennen!" — Und nach einer Pause erst, während sie langsam sich in die Kissen zurücklegte, fuhr sie gefaßter fort: „du bist von jeher eine Puppe gewesen, Fritz, eine schöne, hübsche, geleckte Puppe, mit einem hohlen Kopf und mit hohler Brust und taxirst alle Leute nach dir selbst. Sonst würdest du jetzt nicht so faseln, sonst würdest du nicht glauben, daß ich vergessen, wie nur du mir jenen Gedanken eingeblasen, den ich, — du weißt recht gut, weshalb — dann zu meinen Zwecken benützte. Laß uns von dem Kapitel schweigen, Fritz; Gutes hast du dein Lebstage nicht zu Stande gebracht, aber dies war neben der Schlechtigkeit auch noch dumm von dir. Aber, wenn es auch so gewesen — könntest du ihr etwas beweisen, Schwachkopf, der du bist? Hast du ein Recht, eine Frau dieses Hauses zu verdammen?" Er entgegnete kein Wort; er ließ seine Finger knacken und schob den Siegelring hin und her, aber ein tückisches Lächeln flog durch sein altes Gesicht.

Sie sah ihn mit einem verächtlichen Blick an und verzog den Mund. „Ich höre meinen Sohn kommen," redete sie dann. „Ich verlasse mich auf Euch, Herr Consul."

Indem trat der Handelsherr ein; er sah finster aus. „Ah, der Herr Consul!“ sprach er und nickte dem mit der Hand grüßenden Alten zu; — „wie geht es Ihnen heut Morgen, Mutter?“ fuhr er fort und küßte der alten Dame die Hand. „Sie haben mich zu sprechen gewünscht — hatte es nicht Zeit bis nach Tisch? Ich wäre gekommen, wie immer — jetzt, ich kann's nicht leugnen, bin ich sehr pressirt.“

Sie zog ruhig die Hand aus der des Sohnes und erwiderte mit einem kalten Blick: „mir scheint es so, daß ich dich nicht ohne Noth zu belästigen pflege. Ich habe gewußt, was die Geschäfte verlangen, lange bevor an dich in der Welt gedacht wurde, und ebenso lange weiß ich, was ihnen vorgeht. Willst du das also mir überlassen, mein Sohn. Setz dich — da ist ein Stuhl.“ — Sie deutete auf den Sessel ohne Lehne, der neben dem Ofen stand. Roos schob ihn mit dem Fuße herbei, setzte sich nachläßig und ergriff den kleinen Flederwisch, der auf den Papieren lag. Man sah es, daß er sich widerwillig unter die Herrschaft der Mutter beugte; von einem Widerstreben war aber jetzt so wenig wie jemals früher die Rede. „Es ist einmal so Sitte im Thurm- und Rosenhause,“ war das allmächtige Wort, welches in dieser Familie herrschte; — und es war so Sitte, daß die Alten dort, auch wenn sie sich zurückgezogen hatten, fortherrschten, bis man sie dereinst zur Grube trug.

„Darf ich jetzt bitten?“ fragte er nach einer Pause, während welcher ihn die alte Frau scharf und unverwandt betrachtet und das Spiel beobachtet hatte, das seine Hand mit dem Flederwisch trieb. Nun beugte sie sich vor, nahm ihm das Geräth kaltblütig fort und legte es auf die andere Seite des Tisches. „So,“ sprach sie dann, „willst du jetzt so gut sein, mein Sohn, mir ein paar Fragen zu beantworten. — Hast du

neuere Nachrichten von deiner Frau?" — Er schlug die Augen auf. „Wie so?" fragte er verwundert, „wie käme ich dazu? Ist ihr oder Gretchen irgend etwas passirt?" — „Daß ich nicht wüßte, mein Sohn; ich meinte nur so. Wann erwartest du sie zurück?" — Er zuckte ungeduldig die Schultern und fuhr sich mit der Hand über das kurzgeschnittene, noch dichte, aber schon leicht ergraute Haar. „Was weiß ich!" versetzte er endlich. „Vielleicht in acht, vielleicht in vierzehn Tagen. Sie wissen, Mutter, daß ich meine Frau nicht beschränke und es stets erst durch einen Brief erfahre, wann sie zurückkommt. Wenn man einunddreißig Jahre verheirathet ist, treibt man's nicht mehr wie die Turteltauben."

„Freilich, freilich," erwiderte sie und nahm eine Prise, „vollends, wenn man, wie ihr, jahrelang ein wahres Turteltaubenpaar gewesen ist. Freilich, freilich! — Also in acht — vierzehn Tagen, meinst du? So, so! Was würdest du denn sagen, mein Kind, wenn der Termin der Rückkehr lautete — n i e! —?" — Er runzelte die Stirn und entgegnete: „Unsinn, Mutter! Was soll das heißen?" — „Darüber wünsche i ch vielmehr eine Erklärung von dir, mein liebes Kind," sagte die alte Frau kalt, „über den Unsinn nämlich, den d u angerichtet — oder nenne es Wahnsinn, mir recht! — und was das da heißen soll im Hause van der Roos?" — Sie schob ihm den Brief Magdalenens hin. Er hatte sich bei ihren herben Worten auf die Lippen gebissen, nun nahm er das Papier, und nachdem er bei dem ersten Anblick der Schriftzüge betroffen aufgesehn, las er fliegenden Blicks.

„Kurios," sprach er, da er fertig war, wandte den Brief um und sah nach dem Poststempel; „heut Morgen angekommen, gestern geschrieben. In der That, ein seltener Entschluß nach einunddreißigjähriger Ehe!" — „Sage lieber, ein unerhörter im

Hause van der Roos," bemerkte seine Mutter, ohne ihren Blick von seinem Gesichte zu wenden. „Aber es ist nicht anders, was zu lange gebogen wird, bricht zuletzt, mag es so schmiegsam und zäh sein, wie es will." — Er warf das Papier auf den Tisch und lachte höhnisch. „Es ist der Morgen der Sel—tenheiten! Meine Frau erklärt meiner Mutter, daß sie nicht wiederkommen werde, und meine Mutter wird sentimental und vertheidigt meine Frau."

Die Matrone zog die Brauen zusammen. „Ich weiß nicht, was du mit dem dummen Wort sagen willst. Uebrigens weiß ich selbst am besten, was ich bin und zu thun habe. Ich will dir was sagen — ich habe meine Schwiegertochter nie besonders goutirt, wir sind stets beide unsere eigenen Wege gegangen. Sie hat aber nie — hörst du, nie! — den Respect gegen mich außer Augen gesetzt, und — was wahr ist, muß wahr bleiben! — einen Himmel hat sie in diesem Hause nie gehabt. Dafür hast du gesorgt, mein Sohn. — Nun aber wollen wir zu diesem jetzigen Vorfall zurückkehren," fuhr sie mit ihrem gewöhnlichen graden, starren Blick fort, ohne darauf zu achten, daß in Vincenz' Augen ein düsteres Feuer brannte und die Adern der Stirn sich bis zum Zerspringen geschwollen zeigten. „Was heißt das im Briefe: ‚nach den Vorgängen vom letzten Sonnabend,' — was ist vorgefallen?"

Roos stand auf und schlug die Arme über die Brust zusammen. „Das geht mir zu weit," sprach er mit gewaltsam erhaltener Fassung und durch die fest zusammengebissenen Zähne. „Ich bin kein Kind mehr, Mutter; vergessen Sie das nicht. — Und nun — haben Sie mir noch sonst etwas zu sagen?" — „Aber Vincenz — Kommerzienrath, mein theurer Vincenz!" bat der vom Stuhl aufprallende Consul, der bisher schweigend seinen Siegelring gedreht hatte, mit beweglicher Stimme. „Ich bitte

dich — es ist ja deine Mutter! Frau Senatorin — theure Constanze — alterire — alteriren Sie sich nicht — ich bitte —." — Er verstummte vor dem Blick, den ihm die Augen der alten Dame über ihre Schulter hin zuschleuderten, und sank auf den Sessel zurück.

Bei des Sohnes Worten war Constanze aufgestanden und lehnte sich in ziemlich grader Haltung an ihren Tisch. Ihr Auge ruhte in seiner ganzen, schier unheimlichen Größe auf Vincenz und zuckte und wich nicht, fast eine Minute lang, nachdem er ausgeredet. „Ja, ich habe dir noch etwas zu sagen," redete sie dann plötzlich mit einer Stimme, die noch um einige Töne weiter hinabsank als ihre schon für gewöhnlich fast männlich tiefe Altstimme. „Und wenn du hundert Jahre alt wärst," fuhr sie fort und warf heftig Arm und Hand gegen ihn hinaus, „und ich lebte noch durch Gottes Ungnade, so bliebst du mein Sohn, bis es mir nicht länger anstände deine Mutter zu sein. Ein Junge bist du mir gegenüber, und wehe dir, wenn du dich mir widersetzen wolltest. Ich bin mit andrem Gewürm fertig geworden. Du weißt, ich spaße nicht. Ich habe schon einmal —" ihre Stimme sank beinah zu einem Murmeln herab, — „ein Kind dieses Hauses hinausgestoßen — und — du kennst — unser Familiengesetz."

Was in Vincenz bei diesen herben und herrischen Worten auch immer vorgehn mochte, — zu sehn war davon auf seinem Gesicht so gut wie gar nichts. Seine Züge blieben starr, seine Augen finster wie vorhin. Die Mutter schaute ihn noch immer mit Entschlossenheit an; des Consuls Auge streifte scheu und gewissermaßen ängstlich hie und da zu ihm hinüber. Er rührte sich nicht. Erst nach einer langen Pause knöpfte er langsam den Rock auf, und indem er dann die Arme wieder über die Brust kreuzte, sprach er weder heftig noch unterwürfig, sondern mit

voller Kälte: „Es ist gut, Mutter. Lassen wir das Gezänk, wir kennen uns ohnedies gut genug. Und nun, was wünschen Sie?“ —

Ihr Blick ließ noch immer nicht von ihm, auch nicht, während sie sich in die Kissen zurücksetzte, die der Consul dienstfertig um sie ordnete. Der finstere Mann ertrug ihn nicht; er wandte sich ab und ging durchs Zimmer. Er kannte diesen Blick der Mutter wohl, der ohne Wanken, mit der ganzen Seelen- und Lebenskraft ihrer herrischen Natur den Menschen traf, und den, wie die Sage ging, niemand bisher hatte ertragen können, als Einer. — Einer! Aber er war das nicht. — — „Wurm!“ sagte die alte Frau in diesem Augenblick hart und laut und schüttelte leise den Kopf. „Es ist gut,“ fuhr sie dann mit denselben Worten fort, die vorhin der Sohn gebraucht, „du scheinst mich noch zu kennen. Also — was ist am Sonnabend vorgefallen?“

„Das mit Helenen,“ versetzte er kurz. — Sie lächelte verächtlich: „ja, was du auch wieder so verkehrt angefangen. Hättest du die Sache als das genommen, was sie war, — als Kinderei von des Mädchens, als Narrheit von des dummen Menschen Seite, so war alles gut. Aber das soll mit dir alles immer buh und bah gehn. Weiter.“ — „Es kamen alte Dinge zur Sprache.“ — „Das kann ich mir denken!“ Sie zuckte wieder verächtlich die Achseln. „Das aufs Butterbrod Geben versteht niemand besser als du. Ich habe dir schon damals gesagt — vor achtzehn oder zwanzig Jahren — daß das alles nichts als pure Einbildung sei, daß wir uns getäuscht hätten. Du hast damals alles abgeschworen, ich bin für dich hinaufgewesen und habe gebeten — ich, mein Sohn! Und nun soll die alte Narrheit noch einmal angehn?“ — Da sie schwieg, schüttelte er mit finstrem Blick den Kopf. Den Druck und die

schier unerträgliche Herrschaft seiner Mutter empfand er in diesem Augenblick nicht mehr und dachte auch nicht an einen doch vergeblichen Widerstand. In ihm war nichts als das, was auch an jenem schrecklichen Abend, mit dem unsre Geschichte begonnen, in einzelnen jähen und grellen Lichtern zu Tage getreten — die furchtbare Eifersucht und — die Ueberzeugung von der Untreue seiner Frau. Das sprach er auch aus.

„Sie haben gut reden," versetzte er finster. „Sie können leicht heraussagen: das ist Narrheit! — Sie wissen, was mich damals zum Nachgeben zwang — die Ueberzeugung von ihrer Schuldlosigkeit war es nicht. Und hätten Sie diese Worte gehört, die sie neulich sprach, — hätten Sie dann erfahren, was ich an dem Abend —"

„Ach Gott, Frau Senatorin," sagte plötzlich Katharine, die den Kopf in die leise geöffnete Thüre steckte, „die beiden jungen Herren sind da und wollen gemeldet sein." — Die Matrone zog die Stirn zusammen. „Was schwatzest du?" fragte sie ungeduldig. „Wer ist da? — Wir wünschen ungestört zu bleiben." — „Ach Gott, Frau Senatorin — Herr Philibert und Herr Victor —." — „Werden hoffentlich nicht stören, wo man von Familiensachen redet, über welche Herr Philibert und Herr Victor auch ein wenig Aufklärung wünschen," setzte Philiberts klingende Stimme die Rede der Magd fort. Und indem er so redete, nahm er derselben den Thürgriff aus der Hand und trat mit dem Bruder ins Zimmer. Während er dann mitten im Gemache stehn blieb, die Brille abnahm und die Gläser putzte, die von der großen Wärme der Stube beschlagen waren, ging Victor zur Großmutter und küßte ihre Hand.

Die alte Frau zog sie hastig aber zu spät zurück. „Gott behüte," sagte sie, „was bedeutet denn das? Es ist doch heut nicht Neujahr und auch nicht mein Geburtstag. Was willst

denn du hier, mein Kind?" — „Ja, was willst du hier?" rief der Handelsherr und warf zornig den Kopf auf. „Wie unterstehst du dich vor meinen Augen wieder zu erscheinen? Unnütze Vögel jagt man hinaus; für dich gibt's keinen Hanf mehr in diesem Hause. Habe ich dir das nicht neulich schon gesagt, ungerathener Bube? Geh — du hast hier keine Stelle mehr!"

Eine leichte Röthe zuckte über des Sohnes bleiche Stirn bis an die dunklen Haare, und in seinen Augen blitzte es so jäh auf wie Wetterleuchten. „Ich denke," versetzte er jedoch gefaßt, „wo über Familiensachen geredet wird, behalte ich auch ein Wort. Ob Sie sich von mir lossagen oder nicht — ein Glied dieser Familie bleibe ich —." — „Du!" brach Roos mit einem bittren Lachen aus, „du, der du —." — „Vincenz!" unterbrach ihn drohend die alte Frau, „bist du wahnsinnig?" — Und Philibert, der inzwischen die Brille wieder aufgesetzt und grade gerückt, legte die Hand auf Victors Schulter und sagte: „sei ruhig, mein Freund. Du hast mir versprochen, den Mund zu halten und heute alles mir zu überlassen. Du sollst nur sehn, was der Narr, der Philibert, alles von den zornigen Leuten da herausschlägt — mein Jesus, da ist ja auch Onkelchen Fritz! Guten Tag, unmaßgeblicher Consul! — Und nun, Bruder, suche dir einen Platz — ich will es auch thun — und der Familienrath ist voll." Damit ging er und setzte sich auf das alterthümliche schmale Kanapee, welches den Fenstern gegenüberstand.

Die drei Personen, welche früher im Zimmer gewesen, hatten ihn während seiner Worte und seines Thuns weder unterbrochen noch eine Bewegung gemacht, und seine Stimme klang durch das große, hohe Gemach so eigenthümlich, als sei er allein darin. Nun aber, da er sich gesetzt, hob sich der Blick der Großmutter von ihm zu dem Portrait empor, welches im schweren goldenen

Rahmen über seinem Kopfe an der Wand hing und dem Enkel so ähnlich war, als habe der Maler nur aus irgend einem Grunde die blonden Haare desselben mit einer zierlichen Frisur und die schwarze Halsbinde mit dem sauber gestickten weißen Tuch vertauscht, dessen Enden auf die feine Busenkrause herabfielen. Die alte Frau schüttelte schweigend den Kopf, ließ ihre Augen wieder auf den Enkel sinken und nahm mit einem neuen Kopfschütteln eine Prise. „Du nimmst dir viel heraus, mein Kind," sprach sie dann, indem sie erst jetzt die Rede des Enkels beantwortete; „du pochst sehr darauf, daß ich dir für gewöhnlich wohl will. Aber solche Weise liebe ich nicht sehr, kann ich dir sagen. Läß'st du dir denn so was gefallen, Vincenz?" setzte sie hinzu und erhob das Auge mit fragendem Blick zu dem des Sohns, der noch immer mit gekreuzten Armen neben ihr am Tisch stand.

„Ei," versetzte Philibert für ihn und schlug bequem die Beine übereinander, „was gibt's denn, Großmama? Sie wissen, der Vater ist viel zu gerecht, als daß er nicht bei besonderen Angelegenheiten den erwachsenen Söhnen eine kleine — Mitrede erlauben sollte." — Sie sah ihn wieder starr an und dann wieder zum Sohn empor. „Ich verstehe das alles nicht," meinte sie. — Der Handelsherr lächelte bitter. „Hm," sprach er, ohne sich zu rühren, „Sie wissen ja, im Hause van der Roos hat es immer einen wunderlichen Kauz gegeben, dem man hie und da etwas nachsehn muß." — „Das ist richtig," setzte Philibert kalt hinzu, aber durch das helle blaue Auge fuhr ein dunkler Schatten, „und zugleich neben dem wunderlichen Kauz hat es, wie Sie wissen, im Hause van der Roos stets einige kleine Geheimnisse gegeben, über die man nicht gern redet." — „Wie zum Beispiel," sagte Roos höhnisch und deutete auf Victor, „daß der Herr dort, der wie ein Fürst thut und doch nicht sein täglich Brod zu verdienen weiß, mit einer Dirne in der Johannis-

straße —." — Victor sprang auf. „Vater —!" rief er, aber bevor noch ein Wort weiter aus seinem Munde kam, hatte Philibert ihn wieder auf den Stuhl zurückgezogen.

„Noch einmal," redete er lebhaft und stand auf und trat mitten ins Zimmer, „noch einmal — sei still, sag' ich dir. Die Sache wird auch zur Sprache kommen, wie noch einiges Andere aus der Johannisstraße. Ich hatte mir gedacht," fuhr er fort, ohne daß sein Gesicht sich aufhellte, „wir würden alles in Ruhe und Gemüthlichkeit abmachen können. Wir kennen uns ja alle und bedürfen keiner Redensarten vor einander, und im Uebrigen — ‚was nützt es heftig zu sein?' sagt Onkelchen Fritz. Aber wenn ihr einmal so thöricht seid, so könnt ihr auch den Ernst bekommen, nur ohne Redensarten, meine Herrschaften. Also, mit einem Wort: Vater, wie kommt es, daß die Mutter das Haus verlassen hat und nicht wieder zurückkehren will? — Oder, da ich das zufällig weiß, — wie kommt es, daß man ihr das Haus, dessen Stolz und Zierde sie ist, zu einer solchen Hölle machte? Daß man sie zwang, nach einer dreißigjährigen Ehe noch daraus zu entfliehen?" Er hatte fort und zu Ende gesprochen, ohne sich, weder durch den starren, bannenden Blick der Großmutter, noch durch die bittenden Augen und verzweiflungsvoll gerungenen Hände des Consuls stören zu lassen; selbst, daß der Vater einen Schritt vorgetreten war, daß die geröthete Stirn und die sichtbar klopfenden Schläfen von der furchtbarsten Aufregung desselben redeten, hatte er anscheinend nicht beachtet.

„Bube, was erfrechst du dich!" brauste jetzt aber der Handelsherr auf. — „Um Gotteswillen!" stöhnte der Consul, „Philibert — Junge, du bist wahnsinnig!" — „Hinaus — hinaus!" befahl die Großmutter, die wieder aufgerichtet am Tische stand, und den Arm gegen die Thür ausstreckte. Und durch die drei zusammenklingenden Stimmen tönte Philiberts Antwort mit hellem

festem Klang: „Geduld! Spart eure Verwunderung, bis ich fertig bin. Ich will reden!“ fuhr er fort und richtete sich noch höher auf und trat mit dem Fuß nieder. „Ihr sollt mich hören! Wie kommt es, daß man die Dame dieses Hauses, die Mutter seiner Kinder gezwungen hat dies Haus zu verlassen?“ — Und da sie rings umher schwiegen, setzte er hinzu: „Wir sind klüger, als ihr denkt, wir wissen, daß es im Innern dieses Hauses mit seiner Ehre auf verzweiflungsvoll schwachen Füßen steht. Das geht uns aber nichts an, das trifft den Einzelnen — wir mischen uns nicht in Dinge, die nicht wir verschuldeten. Mögen die es austragen, die es also zusammenrührten. Aber nach außen hin steht dies Haus anscheinend noch in seiner alten felsenfesten Ehre — und die darf nicht angerührt werden, denn dazu gehören wir auch. Wir sind's, die es weiter zu führen haben, wir sind's, die wir es auf uns nehmen müssen, wir sind's, die darüber wachen sollen und werden, daß es auf uns kommt, wie die Jahrhunderte es geschaffen. Und ich sage euch das, weil ihr es einmal so weit getrieben habt — thut ihr für euch, was ihr wollt und verantworten könnt. Uns aber und was zu uns gehört, bitten wir, laßt aus dem Spiel, — und das Haus van der Roos rühre niemand an. —

„Dazu gehört,“ sprach er weiter, „daß man seine Glieder nicht abbricht, wie einen todten Zweig vom Baum; den wirft man fort und es kräht kein Hahn darnach. Das ist mit den Menschen aber nicht so; nach denen fragt man, wenn sie von dem Platze fort sind, auf den sie ein Recht haben. Und wenn vor Zeiten aus diesem Hause einer hinausgestoßen ward — habt ihr den Muth gehabt ihn hinauszustoßen,“ unterbrach er sich, da er den Consul mit beiden Händen bittend in die Höhe fahren und das Gesicht der Großmutter krampfhaft zucken sah, — „so seid jetzt nicht so feig, daß ihr nicht von ihm hören könnt! —

Und wenn das bei dem geschah, so geschah's, weil er Narr genug war sich jagen zu lassen und weil er niemand hatte, der nach ihm fragte. So geht das aber bei der Mutter nicht, die ihren Kindern, ihrem Hause, der ganzen Stadt als ein Muster der Reinheit und Tugend vor Augen steht. Die steht nicht allein; wir sind ihre Kinder und lassen sie nicht heruntersetzen, weder vor der Welt, noch im Hause. Klagt ihr sie an — so klagt; wir wollen die Klage hören, aber wir wollen Beweise haben, bevor wir an eine Schuld glauben. — Und im schlimmsten Fall — habt ihr alles geopfert, um die Handelsehre des Hauses aufrecht zu erhalten, so opfert jetzt nochmals alles, um die menschliche Ehre des Stammes zu retten. — Das ist's, was ich sagen wollte," schloß er nach einer Pause und wandte sich zum Kanapee zurück und setzte sich. „Jetzt bin ich fertig."

Es waren von jeher im Thurm- und Rosenhause seltsame Dinge vorgekommen, und selbst im Publikum wußte man oder glaubte man zu wissen, daß sich das Leben dort anders abspinne als in andren Familien und andren Häusern; an dem alten Bau, wie an dem Stamm, der seit seiner Gründung in ungebrochener Linie darin hauste, hatte man gewissermaßen eine Ueberlieferung längst abgeschlossener Jahrhunderte; Ueberbleibsel dieser alten Zeit mußten an dem Hause und den Menschen kleben, wäre es auch nur der Stolz und die Unverzagtheit dieser Menschen, die Festigkeit und Solidität ihres Geschäfts und ihrer Unternehmungen gewesen. Von dem, was im Innern der Familie vorging, wußte man freilich wenig oder gar nichts. Man sah mehr als einen originellen Menschen, mehr als eine eigenthümliche Natur; man bemerkte eine besondere, herkömmliche Lebensweise, an der die Familienglieder streng hielten; man fand veraltete, steife Umgangsformen — allein das alles gehörte, so zu sagen, zur Sache, es ordnete sich ruhig in das Ganze ein und nahm einen ebenso

ruhigen Verlauf. Das Thurm- und Rosenhaus hatte seine eigene Mode. Die Alten setzten sich zur Ruhe oder starben, die Jungen nahmen ihre Stelle ein, einer oder ein paar blieben im Stammhause, die andern heiratheten oder zogen sonst in die Ferne. Und man wußte nur einen einzigen Fall, wo ein Glied der Familie nicht im vollsten Frieden sich wirklich von ihr getrennt hatte. Das war der Bruder des jetzigen Chefs, Florentin mit Namen, — ein kurioser Kauz, sagten die Einen, ein Thunichtgut und nichtsnutziger Patron, meinten die Andren. Darüber waren aber alle, die etwas davon wußten, vollkommen einig, daß er klug daran gethan, das Haus und die Stadt freiwillig zu verlassen; denn er habe nicht gepaßt zu seiner Familie und ihr keine Ehre gemacht, so daß sie sich so oder so von ihm hätte befreien müssen. Im Uebrigen wußte man von keiner einzigen Störung des ehrbarsten und würdigsten Familienlebens.

Das war draußen im Publikum und selbst bei manchen Verwandten der Familie; drinnen aber kannte man mehr als einen schweren Sturm, mehr als eine bittere Noth, die zu Zeiten hier gehaust, und je schärfer die Eigenthümlichkeiten dieser Menschen hervortraten, je fester und entschiedener ihre Charaktere ausgeprägt waren, desto gewaltiger und desto häufiger waren auch die Kämpfe gewesen, die sie mit einander bestanden. Fast keine Generation war vergangen, in der nicht einmal ein harter Zusammenstoß statt gefunden, und wenn sich das alles fast stets wieder ausgeglichen, wenn davon nie etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen war, so verdankte man das dem starren, ungemäßigten Stolz auf das Ansehn des Geschäfts und das Alter des Namens, der den Kindern des Hauses von der Wiege auf eingeprägt ward. „Westritz van der Roos!" — Das war ein Name, der nirgends ohne Ehrfurcht genannt werden sollte, auf dem kein Stäubchen haften durfte! — Das war ein Geschlecht, für dessen Ehre und

Unbescholtenheit vor der Welt die Glieder desselben alles zu opfern gezwungen waren, was sie besaßen — ihr Herz und ihren Kopf, ihr Fühlen und ihr Meinen, ihre ganze Persönlichkeit und Selbständigkeit, ihre eigne Ehre und — selbst ihre Seligkeit, wenn die Ehre des Hauses solches verlangt hätte.

Ein Fall indessen wie der jetzige war noch niemals vorgekommen. Obgleich die Söhne des Hauses, die sich dem Handelsstande widmeten, von den Jahren ihrer Mündigkeit an Theilnehmer des Geschäfts waren und bei allen Unternehmungen ihre Stimme hatten, so waren sie doch auch dort dem Chef des Hauses untergeordnet und wurden bei Angelegenheiten, welche die Familie betrafen, weder gefragt noch gehört. Das „Recht der Alten" galt unumstößlich. Am wenigsten hätte man aber, und zumal hier, eine Opposition von Philibert erwartet, da man gewohnt war, ihn sich wenig um Haus und Familie, um die Seinen kümmern zu sehn. Man hielt ihn für einen Menschen von großer Gutmüthigkeit und ebenso großer Bequemlichkeit, wo nicht Schlaffheit; man konnte schon deswegen kein Einschreiten von seiner Seite vermuthen, weil er für gewöhnlich jeden Streit und Zank floh, um sich, wie er sagte, nicht in seiner Ruhe und Gemüthlichkeit, in seinen Vergnügungen stören zu lassen. Um so mehr überraschte nun diese plötzlich hervorbrechende Energie, um so schwerer traf die Wucht seiner schonungslosen, man möchte sagen — gepanzerten Rede.

Bestürzte es doch beinahe sogar Victor, obgleich derselbe auf das Geschehene vorbereitet gewesen und den Bruder überhaupt besser kannte als alle Uebrigen. Auf die andren drei Personen wirkte sein Auftreten wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft. Der Consul saß mit zitterndem Haupt in die Ecke zwischen Stuhllehne und Fensterbrett gedrückt und starrte auf den jungen Mann, als sähe er in ihm ein Gespenst, das Tod und Verderben mit

sich bringe. Die Großmutter stand zwar noch immer vor ihrem Stuhl, aber sie hatte sich mit beiden Händen auf den Tisch gestützt, ihre Mundwinkel zuckten und die Nasenflügel zitterten vor Aufregung, und ihre Augen warfen über die Brille hin Blicke voll Haß und Entsetzen abwechselnd auf den Enkel und den Sohn. — Jetzt, da Philibert bereits eine geraume Weile wieder saß und ruhigen Blicks die Anwesenden musterte, öffnete sie plötzlich die schmalen Lippen und mit heiserem, schwankendem Tone und fest auf den Kaufherrn gerichtetem Blick fragte sie: „woher weiß der das alles?" Und zitternd erhob sich ihr Arm und wies auf den Enkel.

Roos war, als er vor den Worten des Sohnes geschwiegen, an eine kleine Kommode zurückgetreten, die neben dem Tische an der Wand stand. Dort lehnte er auch jetzt noch mit tief gesenktem Haupt, als sei es schwer von Gedanken. Wer den Mann nicht kannte, hätte glauben können, er fühle sich vernichtet, so schlaff stand er dort und so zusammengesunken. Aber was in ihm vernichtet war, das war nur das Schwanken und Zagen, die Qual und Ungewißheit, welche seit jenem bösen Nachmittag und seit den Mittheilungen, die er damals empfing, über ihn gekommen waren und ihn, vereint mit dem dunklen und lastenden Gefühl seines Unrechts, gänzlich aus seiner gewohnten Haltung und seinem Gleichgewicht gerissen hatten. Er fühlte jetzt selbst, wie haltungslos und zerfahren er in dieser Zeit gegen seine Umgebung aufgetreten, wie armselig und kleinlich er in der vergangenen Stunde der Mutter und den Söhnen gegenüber gestanden — er fühlte beinah Philiberts Recht zu jenen ernsten, drohenden Worten. Aber unter diesen Worten ward er wieder wach — er warf die Gespenster der Vergangenheit und die Träume der Zukunft von sich und stand in der Gegenwart starr und trotzig als der Vincenz van der Roos, dessen Wort galt, wo es laut ward, den die Stürme,

welche sein Leben und sein Geschäft umbrausten, als er selbständig ward und die Führung desselben übernehmen mußte, in eiserner Wiege aufgewiegt hatten zu einem gewaltigen, niemals zagenden, vor nichts zurückweichenden Mann. Die Schwäche wich von ihm wie ein Schatten; er war wieder der Chef des Hauses van der Roos, der nur das Ganze ansah und das Detail, möchte man sagen, ignorirte.

Da hob er den Kopf auf und seine Gestalt richtete sich in die Höhe, seine Rechte lag fest auf dem Möbel, an dem er stand. „Ich zürne dir nicht," sprach er und wandte sein Auge mit einem so vollen, ernsten, stolzen Blick auf Philibert, daß der Sohn sich unwillkürlich aus seiner bequemen Stellung aufrichtete, — „ich zürne dir nicht, Philibert, wenn ich deine Worte auch anders vorgebracht wünschte. Theils hast du recht, theils verstehst du's nicht besser, weil du nicht weißt, was in mir vorgeht, und dem Anschein nach mich für schwach oder närrisch halten konntest. Du wirst dein Unrecht dereinst einsehn, und einsehn, daß ich nicht der Barbar gewesen, für den mich einige halten. ‚Alles für das Haus van der Roos!' so ist's und so soll es sein. So sagst du, und ich freue mich dessen; ich hätt' dir den Ernst nicht zugetraut. Aber sei ruhig — du wirst das Haus dereinst übernehmen, wie alle vor dir: die Welt weiß keinen Fehl daran. — Was geschehn soll, das wird geschehn. Sei ruhig! — Ich bin Herr im Thurm- und Rosenhause und werde bestimmen, was für die Ehre desselben nöthig ist. Halte dich parat — du fährst morgen zu deiner Mutter und wirst meine Aufträge ausrichten.

„Nun aber zu euch," fuhr er fort, indem er den Kopf zu der alten Dame und dem Consul wandte. „Was ich thun werde, was ich thun muß, werdet ihr seiner Zeit erfahren. Was ihr denkt und glaubt, ist eure Sache; mein Glauben und Denken ist mein eigen. Wir sind vorhin nicht ganz fertig und einig ge-

worden. Ich will euch sagen, was mir im Kopf lag, Ihnen, Mutter, und dir, Onkel Fritz — Florentin ist wieder da."

Und als seine Worte kaum verklungen waren, ertönte es wie von einem Echo im Zimmer: „ja, Florentin ist wieder da!" Und in einer kleinen Tapetenthür, die neben dem Ofen hinaus in den Korridor führte, stand hochaufgerichtet plötzlich und ohne daß man ihn kommen gehört, die hohe Gestalt eines ältlichen Mannes, dessen bereits hie und da stark ergrautes Haar seltsam abstach gegen die tief blauen Augen, die so stolz und leuchtend über die im Gemach versammelten Personen hinblickten, wie die eines Jünglings. „Da bin ich," sprach er wieder mit derselben klingenden Stimme, „und ich will mit euch abrechnen."

Ein dumpfer Laut des Schreckens zog durch die Stube; der Consul und Vincenz, Philibert und Victor waren aufgefahren und starrten den Ankömmling lautlos an, bis er rasch vortretend und die Thüre hinter sich ins Schloß werfend sagte: „Vincenz van der Roos, sieh nach deiner Mutter!" — Da fuhren sie wieder herum und sahen die alte Frau eben mit weitgeöffneten, gläsernen Augen rücklings in die Kissen ihres Stuhls zusammenbrechen; ihr Kopf schlug schwer an die Lehne.

Fünftes Kapitel.

Florentin.

„Es war einmal ein Handelsherr dieser alten Stadt, der war über die Maßen reich und angesehn, denn alles, was seine Eltern gesammelt und besessen an Geld und Ehre, war auf ihn allein gekommen; er war der letzte und einzige Sproß seines alten Stammes. Und neben seinem Geld und Ansehn hatte er auch eine stolze Frau, die hatte er sich aus Wismar geholt, und sie war auch eine Erbtochter gewesen, die letzte des alten Geschlechts der Wittenbach, so daß in dieser Ehe Geld zu Geld und Ansehn zu Ansehn kam, wie es im Hause des Kaufherrrn gebräuchlich gewesen seit unvordenklichen Zeiten. Das war ein Ruhm und eine Ehre, die waren kaum zu sagen, und sie wählten den Herrn auch in den Magistrat und ließen sich kaum Zeit damit, bis er die Jahre hatte, deren er dazu nach altem Herkommen bedurfte. Denn er sollte ob solcher Ehre der armen Stadt seinen Geldbeutel offen halten, wünschten sie. Und er hieß eigentlich Philibert Westritz van der Roos, und seine Gattin nannte sich Constanze, und sie wohnten im alten Thurm- und Rosenhause am Güllendamm. Aber in der Stadt und weit umher hießen

sie ihn nur „den Herrn vom Güllendamm", nnd meinten's damit ernst, denn er stand da wie ein Herr, es beugte sich vor ihm Hoch und Gering, und er war doch ein so heitrer, gar nicht hochmüthiger Mann.

„Da habt ihr denn den Anfang meiner Lebensgeschichte, und ihr sprecht vielleicht: das ist ja wie ein Märchen! — Aber so ist es auch, Kinder. Denn wenn ich zurückdenke an das, was ich zu erleben hatte von meiner Wiege an, was diesen Kopf mit hellem Sonnenglanz füllte und mit tiefer, schwüler, banger Nacht, was mein Herz voll Jubel schlagen ließ oder zucken und beben in bitterer Noth, — und wenn ich das alles vorüber gleiten lasse an meinen Augen, so möchte ich oft sagen: aber Florentin, alter Knabe, das ist ja alles nur ein bunter Traum gewesen! — Wie käme so was, so Gutes und Liebes, so Gramvolles und Schweres hinein ins wirkliche Menschenleben?"

So begann Florentin van der Roos, der zurückgekehrte Oheim, als er am trüben Nachmittag mit den beiden Neffen in Victors Zimmer saß. Sie hatten ihn, der plötzlich so mächtig in das Leben der Familie griff, um eine Mittheilung dessen gebeten, was ihn früher mit den Seinen unheilbar entzweit und ihn aus der Heimat vertrieben, was ihn jetzt, nach achtundzwanzig Jahren, zur Rückkehr bewegt hatte.

Dem Tage, an dem er so erschreckend im Altenbau und im Zimmer der Großmutter erschienen, waren im Thurm- und Rosenhause manche ernste und trübe gefolgt. Die alte Frau war zwar wieder zum Leben gekommen, aber sie blieb auf der einen Seite gelähmt und ihre Constitution zeigte sich so erschüttert, daß der Arzt sogleich mit Bestimmtheit ihren baldigen Tod voraussagte und dies auch der Kranken auf ihre ernstliche Frage nicht verbarg. „Es ist gut," hatte die alte Dame da ruhig geantwortet; „es ist also gekommen, wie Ihr mir längst vor-

hergesagt, Medicinalrath; aber mich freut, daß ich doch nicht gleich auf dem Fleck todt gewesen. Es gibt noch für mich zu thun." Und darauf war eine große Veränderung mit ihr vorgegangen; fest und grade heraus, aber mit einer Milde, die man nie früher an ihr bemerkt, hatte sie mit den Ihren verkehrt; selbst mit Victor, den sie sonst, und zuletzt besonders wegen seines, wie sie es nannte, „unpraktischen" Lebens, niemals hatte leiden können, hatte sie mehr als ein ernstes Gespräch, und die Frau ihres Sohnes, die auf die Botschaft des Geschehenen mit Philibert zurückgekehrt war, duldete sie fort und fort an ihrem Bett. Zuletzt hatte sie durch Philibert auch Florentin herbeirufen lassen.

Als Vincenz damals auf Florentins Mahnung aus seiner Erstarrung erwacht und der ohnmächtig zusammenbrechenden Mutter beigesprungen war, hatte er mit wildem Zorn gerufen: „Verfluchter, mußt du nun auch zum Mörder deiner Mutter werden, nachdem du all die Deinen schon elend gemacht?" — Da hatte Florentin den Kopf geschüttelt und mit einem finstern stolzen Blick geantwortet: „Du irrst, Vincenz van der Roos, sie ist nicht meine Mutter." — Und als Vincenz ihn darauf mit düsterem Erstaunen anschaute, hatte er hinzugesetzt: „aber das habe ich nicht gewollt. Ich suche an euch mein Recht, doch nicht euren Tod. Aber seid ihr kühn genug, einem andren Herz Tod und Elend zu geben, und doch zu feig dem Verrathenen ins Auge zu schauen? — Fort, lauft nach Aerzten. Ich weiß, Constanze van der Roos stirbt nicht so leicht; sie war zu aller Zeit hart und zäh." Er hatte darauf, als der Medicinalrath erschienen, den er von früher noch kannte, mit ihm ein paar Worte und einen flüchtigen Händedruck gewechselt, dann dafür gesorgt, daß der Consul nach Hause geschafft wurde, der gleichfalls sehr angegriffen und einer Ohnmacht nahe schien. Gesprochen hatte er aber mit diesem letzteren kein Wort, ja ihn nicht einmal angesehn.

Dann endlich, da man die Matrone ins Bett brachte, war er aus dem Zimmer und mit den Neffen hinauf auf Victors Stube gegangen. „Da habe auch ich vor Zeiten gewohnt," sprach er, während er sich in dem Raume umsah. „Auch von diesen Möbeln habe ich noch gehabt. Und nun," fuhr er zu den Brüdern gewendet fort, „wie seltsam, wie verdammenswerth vielleicht ich euch erscheinen mag — urtheilt noch nicht; es wird sich manches aufklären. Du kennst mich, Victor, und weißt, daß ich neulich nicht daran dachte, hier aufzutreten. Erst was du mir von eurer Mutter gesagt, ließ mich nicht rasten und trieb mich zu diesem Schritt. Nun muß freilich noch mehr zur Sprache kommen, was sonst hätte ruhen mögen." —

Am Nachmittage hatte er dann eine Unterredung mit Vincenz und der herbeigeeilten Schwester, der Gattin des Bürgermeisters Neubank, gehabt; niemand weiter hatte den Inhalt erfahren. Und darauf war er gegangen und wiedergekommen, wie es ihm beliebte, indem er meistens bei Victor weilte, zuweilen aber auch bei Helenen einsah, die im Wohnzimmer waltete. Am Abend des zweiten Tages, da Magdalene mit Margarethen unter Philiberts Geleit zurückkehrte, fand zwischen ihnen eine tief ernste Begrüßung statt, welcher nur die beiden Töchter beiwohnten. Und am vierten Tage Morgens endlich ward Florentin zu der Großmutter gerufen. Sie waren etwa eine Stunde allein gewesen, als Katharine den Befehl erhielt, auch Vincenz herbeizuholen. Und da sie bei dem Eintritt des Handelsherrn grade die Kissen der kranken Frau ordnete, hörte sie dieselbe sagen: „komm her, Vincenz, vertragt euch, und du schlag' dir die dummen Gedanken aus dem Kopf. Wir haben alle einander abzubitten." Indem mußte die Magd das Zimmer verlassen und hörte nichts weiter.

Von der Zeit an war Florentin noch mehrere Male mit

seinem Bruder und Magdalenen bei der Kranken gewesen und stets stundenlang dort geblieben. Als jedoch der Consul angekündigt wurde, den die alte Dame noch einmal zu sehn gewünscht, verließ er augenblicklich das Zimmer. — Am achten Tage endlich nach jenem Schreckensmorgen ließ Constanze Philibert aus dem Comtoir rufen, zu ihrem Bett treten und sprach zu ihm in Gegenwart aller übrigen Glieder der Familie: „Philibert, mein Kind, ich sterbe. Das ist gut, denn meine Zeit ist aus. Ich sehe aber die Pfeiler dieses Hauses morsch und erschüttert — der Herr weiß, wie bald es auf deine Schultern gelegt wird. Du bist der Mann es zu tragen und zu erhalten — ich habe dich erkannt. Du bist wie dein Großvater; ihr habt ein Herz von Eisen, aber schlägt man dran, so klingt's lustig. Hüte dich vor den Sünden deines Großvaters, aber halte wie er unser Haus. Schwörst du mir das?" — Und auf das „Ja!" des erschütterten Enkels sah sie ihn mit ihren großen Augen todesernst an und fuhr fort: „vergiß es nicht, Philibert — alles für das Haus van der Roos, und gält's auch deine Seele! — So, nun bin ich fertig." Und damit drehte sie den Kopf gegen die Wand und sprach nicht mehr. Am Nachmittag starb sie.

Da wurden bei ihrem Begräbniß wieder die beiden Flügel der großen Hausthür im Thurm- und Rosenhause geöffnet. Das geschah nur, wenn ein Sarg hinausgetragen ward, und seit zweiunddreißig Jahren, seit dem Tode des Senators Philibert van der Roos, war das nicht mehr geschehn.

Das war vor drei Tagen gewesen. — Seit sie am Sterbebett der Matrone zusammen gewesen, hatten Vincenz und Florentin sich nur im Vorbeigehn erblickt, ohne mit einander zu reden. Der Handelsherr hielt sich seit dem Begräbniß meistens in seinem Kabinet verschlossen und sah von den Seinen eigent-

lich nur Philibert hie und da auf mehr als Augenblicke, da er mit diesem den Gang der laufenden Geschäfte zu bereden hatte. Mit seiner Frau hatte er nur gleich nach ihrer Rückkehr ein kurzes Gespräch gehabt, seine Töchter kaum beachtet. Zu Victor, der sich nach dem Tode der Großmutter ihm näherte, sagte er nicht unfreundlich, aber kurz und ablehnend: „es ist gut; geh nur. Wir werden über deine Angelegenheiten demnächst einmal reden.“ Und die beiden Male, wo er zufällig im Flur Florentin begegnete, war er wie gesagt stumm und nur mit einer leichten Neigung des Hauptes an dem auf dieselbe Weise Grüßenden vorübergegangen.

Florentin verkehrte auch jetzt nur im Altenbau auf den Zimmern der Neffen, und zumal mit Victor, mit dem er mehr als eine lange Unterredung hatte. Im Haupthause war er seit dem Begräbnißmorgen nicht mehr gewesen und hatte ebenso lange auch Magdalene nicht gesehn, wenn die Nichten auch zuweilen zu ihm und Victor kamen. — Heute nun hatte er dem Wunsch der beiden jungen Männer nachgegeben und seine Lebensgeschichte zu erzählen begonnen.

„Wohlan,“ hatte er gesagt, „sei es so. Uebermorgen soll das Testament der Großmutter eröffnet werden, wobei es zwischen eurem Vater und mir zu Erörterungen kommen könnte. Da wird es auch ihm sogar willkommen sein, wenn ihr beide von dem unterrichtet seid, was du wenigstens, Philibert, über kurz oder lang doch wissen mußt. — Und übrigens kann ich euch ruhig erzählen,“ setzte er hinzu, „denn von eurem Vater habe ich euch nur Menschliches mitzutheilen und nichts Schlechtes, was ihr nicht hören dürftet. Euer Vater war, wie ich seit kurzem einsehe, damals nur eine Puppe in der Andern Händen, ohne daß er's wußte, und wurde mißbraucht.“ Und darauf begann er in der oben berichteten Weise.

Nach den letzten Worten hatte er eine lange Pause gemacht, den Kopf in die Hand gelegt und hinausgesehen in den stillen Garten, wo nur die Schneeflocken sich regten, die durch die entlaubten Zweige rieselten. Endlich hob er wieder den Kopf, strich mit den Fingern das ziemlich lange Haar von der Stirn nach hinten und fuhr dann folgendermaßen fort.

„So stand es also dazumal im Thurm- und Rosenhause, als eure Großeltern einander heiratheten, das war im Jahre 1774, und wünscht ihr Genaueres darüber zu erfahren, so wendet euch an die alte treue Seele, den Kurt, der als zwölfjähriger Knabe im Frühling jenes Jahrs bereits ins Haus gekommen war und als Ausläufer gebraucht wurde. Das sind nun über sechzig Jahre und ich gebe es dir auf, Philibert, pflege und ehre den Alten, wie du dein Haus und deinen Stamm ehrst, er gehört dazu und hat's verdient um uns, denn ein redlicherer Diener ward nie gefunden.

„Aus Liebe hatten sich eure Großeltern grade nicht gewählt. Sie hatten sich kennen gelernt, als er einige Jahre früher in Wismar bei einem Handelsfreunde eine kurze Zeit lang arbeitete, mit dessen Töchtern die verwaiste junge Constanze Wittenbach sehr vertraut war. Sie war zwar noch ein Kind, der Handelsfreund jedoch, der selbst keinen Sohn hatte, schlug sie dem Vater Philiberts für diesen zur Gattin vor und fand ein sehr geneigtes Ohr. So war die Sache arrangirt. Philibert mochte dem Wunsch des Vaters nicht zuwider sein, und Constanze schlug einen Westritz van der Roos, der noch dazu ein schmucker Mensch war, ebenso wenig aus, wie irgend eine andere das gethan hätte. Und so wurden sie, als das Trauerjahr um den alten van der Roos vorüber war und Philibert das Haus übernommen hatte, ein Paar, wie damals in solchen Verhältnissen die meisten es zu werden pflegten — nicht aus

Liebe, sondern aus Interesse. Es ging für gewöhnlich mit solchen Ehen gerade so gut, oft auch besser und stets praktischer und verständiger als mit Liebesheirathen. Bei euren Großeltern hatte es aber böse Folgen, und ich schlage damit ein Blatt auf, das in der ganzen Geschichte unsres Hauses nicht schwärzer zu finden sein möchte.

„Constanze Wittenbach war ein hochmüthiges Mädchen gewesen und ward eine noch hochmüthigere, ja übermüthige Frau, die der ganzen Welt es ins Gesicht drückte, daß sie durch Geburt und Verheirathung die Trägerin zweier Namen sei, wie sie in der Handelswelt nicht von besserem Klang zu nennen waren. —

„Die Wittenbach hatten stets so ehren- und ruhmvoll da gestanden, wie die van der Roos. In ihrem Sinn standen sie aber noch darüber, und in späteren Jahren erfuhr es euer Großvater mehr als einmal, daß die Tochter der Wittenbach ihm und seinem Hause eine fast zu große Ehre angethan, als sie ihm ihre Hand gereicht, und daß mit dieser Hand ein Vermögen ins Thurm- und Rosenhaus gekommen, wie bisher noch nicht darin gewesen.

„Ich vermag es nicht zu sagen, meine Kinder, ob ihr in der Großmutter noch die Frau gekannt oder geahnt habt, die sie in ihrer Jugend und in den ersten fünfzig Jahren ihres Lebens war, so lange ich ihr nahe gewesen. Ich habe nie eine zweite gesehn wie sie — keine von solcher Charakterstärke, voll solcher Geisteskraft und Geistesklarheit, voll solcher mehr als männlichen Festigkeit und Entschiedenheit. Sie hatte Anlagen und Fähigkeiten, wie sie keine jener Frauen in höherem Maße besessen hat, die herrschend auf den Thronen großer Reiche saßen. Sie hatte eine Herrschsucht in sich, die durch nichts zu bändigen war, die nach allem griff und alles beugte, was sie in ihren Kreis zu ziehn vermochte. Und um das Bild dieser un-

gewöhnlichen Frau zu vollenden, muß ich hinzufügen, daß ihr Herz und Gefühl nicht weniger gewaltig waren als ihr Geist. Gefühle hatte sie eigentlich nicht, sondern nur Leidenschaften. Gemäßigt war an ihr nichts — es ging alles ins Riesige. Und was sie dachte, was sie fühlte und wollte — das führte sie rücksichtslos und unbeirrt aus und kannte dabei keine Schranken.

„Wenn ein Mensch auf der Welt war, der ihr nicht nur Widerstand zu leisten, sondern ihr auch bis auf einen gewissen Punkt zu imponiren vermochte, so war das euer Großvater, der „Herr vom Güllendamm," ein Mann, dessen heitrem und leichtherzigem Wesen bis dahin niemand die unzerstörbare Zähigkeit, die unbesiegliche Kraft zugetraut hatte, die er schon zu jener Zeit und später immer mehr bewies. Damals, wo ich mich seiner zuerst deutlich erinnere, zählte er etwas über vierzig Jahre, sah aber mindestens zehn Jahre älter aus, und nur selten verzog sein Mund sich noch zu einem Lächeln, nur selten durchleuchtete die alte Jovialität sein Wesen. Doch sah man's auch damals noch, wie stattlich er vordem gewesen, und wie sehr er dir, Philibert, geglichen haben muß.

„Die ersten Jahre hatten die beiden Gatten ein ganz erträgliches Leben geführt, bis eure Tante Josefine geboren ward und seitdem das herrschsüchtige Wesen Constanzens auch gegen euren Großvater zum Ausbruch kam. Seit eures Vaters Geburt nahm es damit noch zu, und nach vielfältigen heftigen Stürmen räumte euer Großvater das Terrain, d. h. wenn er stritt, siegte er, allein er wich diesen stürmischen Siegen aus, so viel er's vermochte und begann sein Vergnügen auswärts zu suchen. Das geschah aber so ungezwungen, daß dadurch das Haus van der Roos nicht kompromittirt, daß der im Innern herrschende Unfriede niemand enthüllt wurde. Denn das „Ansehn und die Ehre" seines Hauses ging dem Großvater gleichfalls über alles

Andere. Gebessert freilich hatte er durch dies Leben nichts. Frau Constanze ward jetzt noch obendrein eifersüchtig, obgleich sie selbst in Bezug auf die eheliche Treue niemals streng und gewissenhaft dachte.

„Man redet so viel davon, wie viel besser es vordem gewesen, wie streng und ehrenwerth sonst das Leben war. Das ist die alte Leier, die jeder wieder spielt, der im Alter an seine Jugendzeit zurückdenkt, und der Einzelne mag darin auch für sich recht haben. Im Allgemeinen ist es aber nicht wahr, denn wer nur unbefangenen Auges in die Welt schaut, muß es sehn, daß es immer noch besser geworden ist. — Nicht am wenigsten gilt dies aber auch von der Sittlichkeit, zumal unter den höheren Ständen, mit welcher es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf unglaublich schwachen Füßen stand. Ihr könnt mir einwerfen, es sei damit nicht besser geworden. Aber ihr habt nur halb recht, denn ist es nicht schon eine Besserung, daß man für seinen derartigen Lebenswandel wenigstens einen Schleier sucht, die Welt davon nichts erfahren läßt? Damals war es, kann ich euch versichern, damit anders; es war z. B. gar nichts Ungewöhnliches, daß der Mann seine „Freundin,“ die Frau ihren „Freund“ hatte, mit denen man in den vertraulichsten Verhältnissen lebte. Man war weniger sittlich als sentimental, man lebte nicht sowohl bürgerlich als schäferlich, man redete von den Bedürfnissen des Herzens und dem Bunde der Seelen und was dergleichen Unsinn mehr war, und die Sitten waren so lax wie möglich, und Grundsätze zu einem Wort ohne Sinn geworden. Es war ein großes Verderbniß in der Welt, und wenn euch meine Schilderung übertrieben scheint, so seht hinein in die Geschichte jener Tage, seht hinein in die schmutzige und galante Litteratur jener Zeiten und fragt die Menschen, die das Damals noch erlebt. Ihr werdet mich dann in meinem Urtheil noch milde finden.

„Nicht lange nach Vincenz' Geburt kam eine Dame hieher, die, ich weiß nicht, ob von ihrem Manne drüben in Dänemark geschieden oder ihm entflohen war. Sie hatte meistens in Kostbarkeiten ein nicht unbedeutendes Vermögen mitgebracht, von dem sie sorgenfrei leben konnte, und war zur Verwerthung ihrer Schätze und zur sichern Anlegung und Verwaltung ihres Eigenthums an das Haus van der Roos empfohlen worden. Für gewöhnlich befaßte man sich in dem Hause damals so wenig wie jetzt mit solchen Geschäften; da jedoch die Empfehlung eine gewichtige und dringende gewesen, und das Geschick der jungen und schönen Frau euren Großvater persönlich interessirte, so übernahm er die Sache, legte das Vermögen in seiner eigenen Handlung an, besorgte auch andere Geschäfte der Dame und ward nach und nach ein täglicher, stets willkommener Gast in ihren Zimmern. Hier ruhte er aus von dem ewigen Kampf in seinem eigenen Hause und diese Freistätte ließ er sich auch nicht nehmen, selbst als die Großmutter, durch einen Dritten auf diesen lebhaften Verkehr aufmerksam gemacht, ihm mit ihrer Eifersucht die furchtbarsten Scenen bereitete. Im Gegentheil schloß er sich nur fester an die schöne fremde Frau, die er endlich über alles lieb gewann. Noch in späten Jahren überkam den sonst so gleichmüthigen Mann, wenn er einmal von dieser Zeit und der Lieblichkeit und Güte der Fremden sprach, eine tiefe Schwermuth, und er hat ihren Verlust nie verwunden. Denn sie starb nach einiger Zeit an der Geburt eines Knaben. — Ich brauche es nach dem, was ihr neulich hörtet und auch sonst vielleicht ahnt, wohl kaum noch auszusprechen," setzte der Erzähler nach einem kurzen Schweigen hinzu, „daß ich dieses Kind bin.

„Es muß damals hier im Hause etwas Furchtbares gegeben haben, mehr als die Stürme, die einige Zeit vorher durch die Eifersucht der Großmutter hervorgerufen wurden, mehr als

nur gelegentliche oder gewöhnliche Mißhelligkeiten. Aber wenn ich es auch ahne, so hat doch von der Sache niemals jemand etwas Sicheres erfahren außer den Betheiligten und vielleicht — Kurt. Er hat mir wenigstens früher einmal gesagt: ‚das war damals, als eine Zeit lang alles so gut und still schien und dann plötzlich das unbändige Elend über den Herrn Vater hereinbrach.' — In Folge dieses Ereignisses aber ward es möglich, daß ich in das Haus kam, nicht als angenommenes, nicht als adoptirtes, sondern als rechtmäßig geborenes Kind des Hauses van der Roos. Wie man mich von D., wo meine Mutter gestorben, hieher gebracht, wie man es möglich gemacht, das Geheimniß vor aller Welt zu bewahren, und alle Fragen, alles Wundern zu vermeiden, wie sich endlich eure Großmutter dazu verstanden, vor aller Welt meine wirkliche Mutter zu sein — das alles weiß ich nicht, mag auch nichts davon wissen. Ihr wißt selbst, es hat im Thurm- und Rosenhause stets unergründliche Geheimnisse gegeben — damals, wie jetzt. Kurz, es geschah so, und niemand hat davon erfahren als ich, der ich es nach dem Tode des Vaters erfuhr, und mein Vormund, der alte Stolzenburg. Auch eure Großmutter hat nur einmal in einer bösen Stunde zu mir selbst davon geredet. Euer Vater sogar, mein Bruder, wußte es ja bis neulich noch nicht.

„Gesagt hat es Frau Constanze mir erst später, bewiesen aber hat sie es stets, daß sie keinen Theil an mir und ich an ihr hatte; sie war mir nie eine Mutter als im harten Befehlen und Verbieten; eine Freundlichkeit habe ich niemals von ihr erfahren und ein liebes Wort nie zu hören gekriegt. Aber ich will nicht verdammen. Damals, als ich das Verhältniß erfuhr, in dem ich zu ihr stand, war ich noch zu jung und zu heiß und noch obendrein von dem Gefühl des bittersten Hasses erfüllt, als daß ich hätte billig sein und ihre Stellung mir gegenüber

bedenken und abwägen sollen. Jetzt sehe ich ein, wie furchtbar das stolze Weib hierdurch zu leiden, eine wie grausame Demüthigung sie fort und fort, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde zu erdulden hatte. Da konnte die Liebe allerdings nicht aufkommen, da mußte vielmehr der Haß und endlich die Todfeindschaft entstehn, die sie mir — ihr wißt, wie lange! — bewahrt und bewiesen hat.

„Dazu kam, daß ich vom Vater nicht, wie es sonst wohl zu geschehn pflegt, nach und nach vernachläßigt und vergessen, sondern immer mehr und entschiedener bevorzugt, als Liebling im vollsten Sinne des Worts behandelt wurde. Er ließ mich nie aus den Augen, seine erste Frage war stets nach mir; ich war fast immer in seinem Kabinet, wenn mich die Jugendlust nicht ins Freie zog. Ja, dies ging so weit, daß ich als Kind mit ihm auf dem alten Sopha dort, der damals der seine war, oft genug das Nachmittagsschläfchen theilen mußte, umfaßt von seinen Armen, geschmiegt an seine Brust, eingehüllt in die Falten seines weiten Schlafrocks. Später, als ich Unterricht erhielt, mußte ich meine meisten Arbeiten bei ihm machen, und ich erinnere mich, daß, als mir das Griechische schier gar nicht in den Kopf wollte, der damals siebenundvierzigjährige, mit Geschäften und Sorgen überhäufte Mann sich hinsetzte und mit mir die Buchstaben, das Lesen, die Deklinationen lernte, mit mir übersetzte und memorirte, wie ein Altersgenosse. „Siehst du, Florentin," sagte er dann wohl lächelnd, „es geht. Du wirst dich doch von meinem alten Kopf nicht beschämen lassen, mein Junge!" —

„So war mein Vater," setzte der Erzähler hinzu und wischte sich eine Thräne aus dem Auge. „Und wenn den Eltern droben das zu gut gerechnet wird, was sie an ihren Kindern thun, dann muß meinem Vater viel vergeben werden, denn er hat mich sehr geliebt, der Alte, sehr, o sehr! Und dennoch hat er mich

nie verzogen, denn er hat mir auch seine Strenge und seinen Ernst gezeigt, wo es noth war, und seine Hand lag auf mir warm und liebevoll, fest und sicher. Darum habe ich ihn auch geliebt, alle Tage und Stunden meines Lebens, wie kein Kind es mehr vermag. Und noch jetzt vergeht kein Tag, an dem ich seiner nicht treu und innig gedenke.

„Das Verhältniß der Eltern," fuhr Florentin fort, nachdem er wieder eine Zeitlang stumm in den Garten gesehn, „war ein trübseliges, ich sollte eigentlich sagen, es gab gar keins mehr zwischen ihnen. Sie verkehrten fast nie mit einander als Mittags bei Tisch und Abends hie und da in einer Gesellschaft oder in einem bald kleineren, bald größeren Kreise von Besuchern. Denn alles, was aus dem Norden kam oder dahin ging, passirte damals diese Stadt, und wer dazwischen von irgend einer Bedeutung war und sich einige Tage hier aufhielt, pflegte an unser Haus empfohlen zu sein. Sonst kam der Vater meines Wissens nicht in Constanzens Zimmer, so wenig wie sie in die seinen. Reden habe ich sie fast nur mit einander sehn, wenn Fremde da waren, oder wenn es irgend etwas in Betreff der Kinder zu sprechen, zu verhandeln gab. Mißhelligkeiten kamen dabei selten vor, denn der Eine sagte kurz und kalt, was er wünschte, und der Andere erwiderte ebenso kurz und kalt ja oder nein. Eines wirklichen Streits erinnere ich mich nur einmal; er war meinetwegen. Ich weiß nicht mehr, was ich verbrochen, allein es war schwerlich mehr als eine Kinderei. Die Mutter sprach davon bei Tisch in den härtesten Ausdrücken, mein Vater antwortete zuerst zustimmend, dann, da die Vorwürfe härter wurden und auch auf anderes übergingen, gleichgültig. Als jedoch Constanze sich immer mehr erhitzte und immer herrischer auftrat, ließ er plötzlich Messer und Gabel ruhn, richtete den Kopf auf und warf ihr einen Blick zu, vor dem sie ihre Rede jäh abbrach.

„Madame,“ sagte er dabei, „kein Wort mehr oder — Ihr wißt! Ihr kennt, dächt' ich, Eure und meine Grenze.“ Das war alles. Sie war aber leichenblaß geworden und erwiderte kein Wort.

„Bald nachher passirte das, was den Gang meines ganzen Lebens bestimmen sollte.

„Ich zählte eben vierzehn Jahre, als ich eines Tags Abends nicht lange vor der Mahlzeit, die wir Kinder stets mit der Mutter allein einnahmen — der Vater kam nie dazu herauf außer an Gesellschaftsabenden — irgend eines Anliegens wegen von diesem meinem Zimmer zur Mutter hinüberging. Ich kam durch den Korridor und ihr Schlafzimmer, und als ich die Thür öffnete, welche damals statt der Portieren den Eingang zur Wohnstube verschloß, fand ich dort zwar die Lichter und das gebrauchte Theeservice auf dem Tisch, aber nicht die Bewohnerin. Doch hörte ich gleich darauf ihr leises Lachen aus der Mittelstube. Das war mir ein so gänzlich ungewohnter Laut, daß ich meine knabenhafte Neugierde nicht zu zügeln vermochte und auf den Zehen mich zu der nur angelehnten Thüre schlich. Die Ampel, die dort von der Decke herabhing, war angezündet und verbreitete ihr dämmeriges Licht, und dabei sah ich, daß der zweite Anwesende — der jetzige Consul Leonhardi war. — Von dem Weitern laßt mich schweigen.“

Victor schüttelte sich. „Das ist gräßlich!“ sagte er; und Philibert stand auf und machte einige Gänge durch's Zimmer. „Wir wußten's wohl — oder wir ahnten's doch,“ bemerkte er endlich, indem er mit einer heftigen Bewegung seine Cigarre in eine Ecke der Stube warf, „wir haben das schleichende Jammerbild nie ausstehen können! — Aber solche dürre, grade Wahrheit zerstört auch den Rest der Illusion. Fahr' fort, Onkel,“ setzte er hinzu und kehrte zu seinem Platze zurück; „es ist nicht gut, bei dergleichen zu verweilen.“

Florentins Gesicht überzuckte ein finsteres Lächeln. „Freilich,“ versetzte er, „du hast recht, es ist nicht gut. Wie soll es dann aber der benennen, bei dem es immerdar blieb, den es überall begleitete, dessen ganzes Geschick dadurch bedingt ward? — Aber ich will fortfahren.

„Ich schlich zurück, wie ich gekommen, aber als ich an den Theetisch kam, riß ich — ich weiß nicht auf welchen Antrieb — die bunte Decke mit dem ganzen darauf stehenden Service mit einem raschen Griff herunter, entsprang durch die Kammer und flog in mein Zimmer und an die Arbeit zurück, das Haupt wirbelnd, das Herz zusammengedrückt, daß ich kaum zu athmen vermochte, mein ganzes Wesen durchschüttelt von einem knabenhaften Grimm, von einem dunklen Bewußtsein der Schmach unsres Hauses. Und das durchtobte mich desto gewaltsamer, da ich den Menschen schon von jeher instinktmäßig verabscheut hatte. Ihr wißt, daß er früher hier bei eurem Großvater gelernt hat. So lange ich ihn kannte, war er bereits selbständig etablirt und machte nach uns die bedeutendsten Geschäfte im Ort; sein Vermögen galt für außerordentlich. Es verging aber schon damals kaum ein Tag, wo er nicht in unser Haus kam, und es ward ihm das theils als große Anhänglichkeit, theils als Bescheidenheit ausgelegt. Er möge, hieß es, noch immer nichts ohne den Rath seines früheren Lehrherrn — meines Vaters, — unternehmen.

„Hatte ich geglaubt, daß man mich beargwöhnen, oder gar mich auszuforschen suchen werde, so war das eine Irrung gewesen; es regte sich nichts, kein Wort kam mir zu Ohren, ich möchte sagen, es traf mich kein Blick. Das Leben ging im Hause fort wie bisher, die Menschen waren wie sonst; und das begriff ich nicht, denn mir war der Himmel der Unbefangenheit und Unschuld in tausend Stücke zerbrochen. Mein Gefühl für die Mutter war von jeher, gleichsam instinktmäßig, nur schwach

gewesen; jetzt, möchte ich sagen, verlor ich es ganz und sah sie beinah als eine Fremde an. Ich mochte keinen von den beiden Menschen mehr ansehn — ich lauschte mit Angst in den Gesichtszügen der Andren, ob sie auch davon wüßten. Ich schlich und horchte umher, angsthaft und scheu, als habe ich selbst ein böses Gewissen. — Und dabei sah ich einmal am späten Abend, als ich zufällig hier am Fenster stand und kein Licht im Zimmer hatte, daß durch den Garten ein Mann kam und in die kleine, sonst nie benützte, stets verschlossene Korridor-Pforte trat. —

„Am folgenden Tage, da ich Nachmittags nach der Schule wie gewöhnlich in des Vaters Zimmer mein Vesperbrod aß, und er, auch wie immer, dabei in bester Laune war, fragte ich: „Papa, was hat denn Herr Leonhardi noch spät Abends hier im Hause zu thun? Besucht er Sie?" — Ich meine es noch zu sehn, wie er zusammenfuhr, die lange holländische Thonpfeife fallen ließ und mich anstarrte, als sähe er ein Gespenst. — So stand er wohl eine Minute lang lautlos und ohne Bewegung, gleichsam zusammengesunken; dann richtete er sich wieder auf, fuhr mit der Hand über die Stirn und entgegnete: „davon mußt du nicht reden, Florentin; hörst du, zu niemand auf der Welt! — Er kam — zu mir, aber heimlich; denn ich habe Geldgeschäfte mit ihm und wünsche, daß keiner es erfährt. Es ist mir sehr unangenehm, daß du es gesehn. Aber ich verlasse mich auf dich." —

„Ich weiß nicht, was mir in diesen Worten anfänglich das Herz zusammenschnürte, denn ich konnte damals noch nicht einsehen, daß sie unwahr waren. Im Gegentheil erfüllten sie ihren Zweck, sie täuschten und beruhigten mich und nahmen eine Centnerlast von meinem heitern Knabenkopf. Ich ließ das Spähen und Horchen — ich möchte sagen, auch das Nachgrübeln, und vergaß nach und nach fast das Geschehene. Nur „Herr Leon-

hardi," wie ich ihn in trotzigem Gegensatz gegen die Geschwister nannte, die ihn mit „Onkel Fritz" anredeten, ward mir seitdem womöglich noch verhaßter als vorher, und ich gab mir wenig Mühe ihm das zu verbergen. Ich war dazumal aber das einzige Kind im Hause, da eure Tante in jenem Jahre Neubank heirathete, der als Stadtamtmann das Amt Harstenbeck verwaltete, und Vincenz, euer Vater, nach England ging, um sich dort weiter auszubilden.

„Im nächsten Jahre verließ ich die Schule und trat gleichfalls ins Geschäft, da mein Vater sich nicht entschließen konnte mich von sich zu lassen. Lust hatte ich dazu verzweifelt wenig — ich fing schon damals an, mich mit allerlei poetischen Gedanken und Plänen zu tragen — allein, da ich wußte, daß ich den Vater hierin zum Gegner haben würde, fügte ich mich und gab mir die möglichste Mühe, so daß ich bei meinem guten Kopf schnell genug vorwärts kam, und bereits nach einem weiteren Jahre von dem alten Buchhalter Maulert nach und nach in den innern Gang des Geschäfts eingeweiht ward. Da kam ich denn eines schönen Tags, da ich zufällig in Maulerts Pult schaute, auch über das Inventarienbuch, welches von jeher, wie ihr wohl wißt, vom Chef des Hauses selbst geführt ward. Nur damals hatte mein Vater, weil seine Zeit von gar zu vielen andren Geschäften in Anspruch genommen wurde, die Führung dem alten Buchhalter überlassen, der ja auch seit Gott weiß wie viel Jahren im Hause und mit demselben eins geworden war. Da fand ich zuerst, daß wir vor etwa sechs Jahren verzweiflungsvoll schlecht gestanden hatten. Der Ausbruch und das Umsichgreifen der Revolution, besonders aber der Abfall St. Domingos und der fast allgemeine Seekrieg hatten uns furchtbare Schläge versetzt. Ersichtlich waren wir nur durch sehr große Kapitalien gerettet worden, die unsrem Hause von — Leonhardi vorgestreckt wurden.

„Kinder, ich war ein Knabe von noch nicht siebzehn Jahren — aber, was ich vor Zeiten erlebt, durchschoß mich mit einem neuen, verzweiflungsvollen Licht, — und mir war, als solle ich an dem Grimm meines Herzens, an der Schande unseres Hauses ersticken; und zuletzt ließ ich den Kopf auf das Pult sinken und weinte bitterlich. — Maulert fuhr erschrocken mir gegenüber auf — wir saßen beide allein in dem Zimmer — und fragte mich, was ich habe? — Ich konnte ihm nur stumm das Buch hinübertragen und stumm auf die beiden inhaltschweren Blätter zeigen. Erst des Alten plötzliches Auffahren gab mir das Gefühl der Gegenwart wieder. Er sprang von seinem Sitz und schloß die Thür ins große Comtoir.

„Wie könnt Ihr Euch unterstehen, Eure Nase in dies Buch zu stecken?" sprach er dann und trat hart auf mich zu und sah mich drohend an. „Wie könnt Ihr Euch erdreisten, dies Buch aus meinem Pult zu stehlen — ja, stehlen, Herr Florentin! Denn Ihr habt's vorhin gethan, da ich hinausging und mich vor dem Sohn des Hauses sicher wähnte. Und meine alten blinden Augen haben nicht auf Euer Thun geachtet! — Herr Florentin, wenn ich das dem Herrn Papa sagte —!" — „Aber Maulert," unterbrach ich ihn, „ich bin ja der Sohn des Hauses und muß es ja doch erfahren." — „Ja," versetzte er, „wenn Ihr das Geschäft übernehmt — dann! Früher geht Euch das nichts an."

„Genug, wir zankten noch eine Weile hin und her, bevor er sich besänftigen ließ und mir mein Unrecht vergab. Dann sprach er freilich auch weiter über die Sache. Es war allerdings so gut wie alles verloren gewesen, das Gesammtvermögen beider Eltern, und unser Bruch war vor der Thür, als die Vorschüsse Leonhardi's uns wieder auf die Beine geholfen. „Und das," setzte der Alte hinzu, „hat mich theils gewundert, denn er ist

ein sehr genauer Herr und guter Rechner, und dabei trotz all seiner sauberen Manieren ein Mensch ohne Herz. Und theils hat's mich geärgert, denn er nahm unvernünftige Procente, und ich kann ihn überhaupt nicht leiden, ich mag ihm nichts zu verdanken haben." — „Das ist es ja, Maulert," bemerkte ich, „so geht's mir auch, und daß wir von dem leben sollen, und daß der Vater von dem was genommen — das hat mich zu weinen gemacht. Denn ich hass' ihn!" Und die Thränen liefen mir wieder aus den Augen.

„Er sah mich aufmerksam an und schüttelte dann den Kopf. „Na," sagt' er, „so arg ist es auch nicht. Wir kommen schon wieder von ihm los. Aber leugnen kann ich nicht, es war mir selbst über die Maßen lieb, als der Herr mir vor zwei Jahren befahl, die erste Rückzahlung an ihn zu machen, obschon es uns noch nicht wenig genirte. Seht da, weil Ihr doch einmal hineingesehen!" Und er schlug das Buch auf und zeigte mir die erste und die folgenden Rückzahlungen — sie mußten etwa von der Zeit an begonnen haben, wo ich jenes oben erwähnte Gespräch mit dem Vater hatte. — Und dann zeigte er mir den Abschluß des letzten Jahrs — wir standen schon wieder recht gut. Ja, im äußersten Nothfall hätte man bereits den letzten Rest unserer Schuld an Leonhardi tilgen können. Aber freilich, dann hätten wir nicht gar viel besser gestanden als damals, wo sie kontrahirt worden. — Ich kann's euch nicht beschreiben, wie mir war; vergeblich rang ich an gegen diesen grausamen Conflict der Ehre und der Schande unsres Hauses. Ich weiß nichts hinzuzufügen, als daß ich von der Zeit an die kaum erwachte Lust zu meinem Geschäft immer mehr wieder verlor. Ich war nicht genug der Sohn des Hauses van der Roos, um den Interessen und der äußern Ehre desselben alles Persönliche nachzusetzen."

So weit hatte Florentin erzählt, als die Thür plötzlich

geöffnet ward und den Handelsherrn hereinließ. Das war ein so überraschender und seltener Besuch, daß die beiden Söhne gleichsam erschrocken von ihren Plätzen auffuhren und selbst Florentin sich erhob. — „Bleibt sitzen," sprach Roos, indem er mitten ins Zimmer trat und mit finsterem Blick von einem zum andren sah. „Bleibt sitzen und laßt euch nicht stören — oder ist mein Argwohn richtig, daß ich störe, und daß hier etwas vorgeht, was man mir zu verbergen wünscht?"

Florentin erhob den Kopf, aber sein Auge blickte milde auf den Bruder. „Wenn du dein unseliges Mißtrauen aufgeben könntest," erwiderte er ruhig, „so möchte manches wieder gut gemacht werden in unsrem finstren alten Hause. Du hast neulich am Sterbebett deiner Mutter schon manches richtiger erfahren, Vincenz, und ich selbst habe dir und der Schwester neulich Abend manches mitgetheilt, was dich aufklären könnte. Ist dir das nicht genug — willst du Genaueres hören, so bleibe hier. Ich erzähle deinen Söhnen das Kapitel „Florentin" aus unserer Familiengeschichte. Was ich an dir zu klagen habe, was du verschuldet, das weißt du, und du kennst mich wohl noch genug, daß ich deinen Söhnen nichts zu sagen habe, was sie mit dem Vater entzweite — traurig mag es sie wohl machen, — und daß ich nichts rede, was ich auch dir nicht mittheilen könnte und wollte. Du weißt, ich scheue niemand." — „Das weiß ich," gab Vincenz zur Antwort.

„Du hast den Deinen viel Unrecht gethan, Vincenz," fuhr Florentin wieder ungestört fort, „aber ich klage dich längst nicht mehr deßwegen an, in wie großem Zorn ich damals auch von dir schied. Wir sind beide keine Kinder mehr, die nur das Augenblickliche auffassen und nicht weiter denken und schauen, als ihre Nase reicht. Wir wissen jetzt beide, wo es gefehlt hat, wer uns beide ein Puppenspiel aufführen ließ — aber ein Puppenspiel,

bei dem mehr als ein Menschenleben elend ward. Gegen den Einen — gegen den Consul — haben wir wohl beide keinen Grund zur Schonung. Von der andern — deiner Mutter, Vincenz — können wir hier die Wahrheit nicht verbergen. Deine Söhne wissen's bereits oder müßten es doch erfahren."

Der Handelsherr schaute den Bruder finster an. „Du weißt wohl," erwiderte er, „das alles ist schlimm genug für unser Haus — aber für uns, für mich gab es etwas Anderes, Schwereres! — Doch das soll ja ein Hirngespinst sein, heißt es jetzt! — Genug," setzte er hinzu, da er Florentin den Kopf schütteln sah, „erzähle jetzt weiter und genire dich nicht. Ich bin begierig!" Und er ging zu dem alten Sopha, der früher in seines Vaters Zimmer gestanden, setzte sich tief in die weichen Kissen und stützte den Kopf in die Hand. Florentin und die Söhne nahmen auch wieder Platz, und nach einiger Zeit fuhr der Erstere in seiner Erzählung fort.

„Ich sagte euch also, daß ich nach der Entdeckung unserer Schuld an Leonhardi die Lust zu dem Geschäft verloren hatte und mich meinem alten Treiben hingab — ich nannte es: „den schönen Wissenschaften" — der Vater hieß es verdrießlich: „dem Unsinn." Denn seit er meine Abneigung bemerkte, gab es zwischen uns eine Zeitlang allerlei Mißhelligkeiten. Aber so qualvoll mir dies auch war und so oft und eifrig ich versuchte, dem Handel wieder Geschmack abzugewinnen, — es wollte mir nicht recht gelingen, ich kam immer weiter davon ab. Und zuletzt fügte sich der Vater, wenn auch widerwillig, in meine Abneigung und ließ mich gewähren. — Mit der Mutter hatte ich fast gar keinen Verkehr mehr, als den das Zusammenleben im Hause bedingte; das alte Wesen ging, wie ich sehr wohl wußte, fort. Aber ich sprach nicht mehr darüber. Ich ging meine eigenen

Wege, und ich will nicht leugnen, daß es dabei ein wenig wild herging. Ich war jung, reich und kein Duckmäuser.

„So kam das Jahr 1802 heran, in welchem der Vater unwohl von einem Ausfluge zu eurer Tante Josefine zurückkehrte und sich bereits am folgenden Tage auf das Lager legte, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. An Vincenz, der auf der Rückkehr begriffen bei seiner Braut weilte, ward sogleich ein Expresser geschickt, und als der Vater das angeordnet, ließ er mich ins Zimmer kommen — er lag in seinem Kabinet — wo ich den alten Stolzenburg bei ihm traf. „Das ist dein Vormund, wenn ich todt bin, Florentin," sagte er zu mir. „Sieh ihn an wie mich — ehre und liebe ihn, er verdient's um dich und mich. — Ich will, du sollst in deinem einundzwanzigsten Jahr majorenn erklärt werden. Bis dahin behält Stolzenburg die Leitung deiner Angelegenheiten allein und soll auch für dich bei der Testamentseröffnung zugegen sein. Du sollst früher davon nichts erfahren, damit du in diesen anderthalb Jahren frei deinen Beruf wählen kannst. Wende dich in jeder Verlegenheit an deinen Vormund; er hat Instructionen für alle Fälle. Eins lege ich dir aber ans Herz — du weißt, wie es um unser Haus steht, du hast einen guten Kopf, du hast große Fähigkeiten — du kannst dem Geschäfte von Nutzen sein. Kannst du, so bleibe beim Handel und unterstütze deinen Bruder; er kriegt einen schweren Stand, und dein Bleiben wäre für euch alle am besten. Das räth dir dein sterbender Vater, der nie andres gewollt als dein Bestes." So sprach der Alte zu mir. Zwei Tage darauf starb er unerwartet schnell an einer Lähmung des Herzens. Euer Vater kam erst zum Begräbniß, da der Expresse ihn nicht daheim gefunden.

„Ich kann über die folgende Zeit mit wenigen Worten weggehn. Wir beiden Brüder standen uns, wie von jeher, so gut

es bei unsrem verschiedenen Temperament und bei dem Altersunterschiede, der in solchen Jahren bekanntlich sehr viel thut, irgend möglich war. Euer Vater ist fünf Jahre älter als ich. Er war freundlich gegen mich und ich vertrauensvoll gegen ihn; es gefiel mir wieder im Hause, und als nach einem Jahre eure Mutter hieher kam und die Großmutter in den Altenbau zog, schien mir ein heller Himmel über Thurm und Rose aufzugehn. Ihr ehrt und liebt eure Mutter — und weiß Gott, wie sehr sie das verdient. Denn ein besseres, braveres, lieblicheres Wesen hat Gottes Sonne nicht beschienen auf Erden. Euer Vater liebte sie damals abgöttisch, das ganze Haus betete sie an — und ich war nicht der Letzte dabei. So ist es gewesen, und so hast du es selbst gesehn, gewußt, gewollt, Vincenz.“ —

„Fahre fort,“ versetzte der Handelsherr dumpf; es dämmerte stark, und man konnte sein Gesicht im Hintergrunde des Zimmers nicht mehr genau erkennen.

„Nur eurer Großmutter war das junge Weib niemals recht,“ sprach Florentin weiter. „Vincenz hatte sie nicht nur mit Zustimmung, sondern auch auf den Wunsch des Vaters gewählt, und liebte sie so sehr, daß er sowohl selbst dadurch unabhängiger ward von der Mutter, als auch ihr gegenüber die Selbständigkeit seiner Frau vertrat und verfocht. Es war das alte Lied von mißwollenden und abgeneigten Schwiegermüttern, welches hier von vornherein sich wiederholte. Dazu kam aber auch, daß eure Großmutter von einem unglaublichen Stolz auf den Kaufmannsstand und im Besondern auf ihr und unser Geschlecht beherrscht wurde, und daß Magdalene die Tochter eines Mannes war, der, man wußte nicht recht wie — zu einem großen Güterkomplex und einem jungen Adel gekommen war. In der Großmutter Sinn war es eine Art Mißheirath. Und zu dem allen kam nun noch, daß Magdalenens bedeutendes Vermögen von ihrem vorsichtigen

Vater zwar ausbezahlt, aber in einer Weise sicher gestellt und verklausulirt ward, daß es nicht wohl verloren gehen konnte. Das war sogar eurem Großvater als ein Mangel an Zutrauen nicht angenehm; eurer Großmutter legte es aber eine stete Schranke auf, als sie jetzt nach ihres Gatten Tode sich in die Geschäfte mischte, und zugleich fühlte sie sich verstimmt, daß sie auch nicht ihr Vermögen so gesichert habe."

Als der Erzähler eine Pause machte, sagte der Handelsherr: „lasse uns Licht bringen, Philibert; man sieht sich nicht mehr." Nachdem seinem Willen genügt und die Läden geschlossen waren, drehte er die kleine Lampe so, daß der Kasten sein Gesicht mit Schatten bedeckte. Und die Augen noch mit der Hand beschattend, nahm er wieder die alte Stellung ein. Dann fuhr Florentin fort.

„Es wollte mir nicht gelingen, mich nach des Vaters Wunsch dem Geschäfte wieder mehr zu widmen. Maulert war gleichfalls gestorben, die Mutter und der Consul herrschten und banden eurem Vater durch die Leonhardischen Vorschüsse die Hände und den Willen. Mir erleichterte niemand das Nähertreten, höchstens ward mir erlaubt als Commis zu arbeiten, was meinem Stolz wenig zusagen konnte. Und überdies begann damals plötzlich die Liebe in mir wach zu werden."

Der Handelsherr ließ die Hand von den Augen sinken und sah dem Erzähler mit einem langen Blick starr ins Gesicht; aber nur die Söhne bemerkten es; Florentins Auge hing still an der gegenüber befindlichen Wand, und um seinen Mund zog sich ein leises, trübes Lächeln.

„Seht," sagte er nach einer Pause, „ich hatte damals Musikunterricht genommen, denn ich bildete mir ein, auch Musiker zu sein, und mein Lehrer war der Organist an der Johanniskirche, ein strenger und oft rauher Mann und ein arger Hypochonder,

so daß ich nach einigen Stunden drauf und dran war, ihm zu entlaufen. Da kam ich eines Morgens zur Stunde und traf ihn nicht, dafür aber seine Tochter — sie hieß Johanna nach dem Liebling des Vaters, dem großen Johann Sebastian Bach, — die seine Abwesenheit entschuldigen und mich zu einer andern Zeit bestellen sollte. Ich hatte sie noch nicht gesehn, da sie seit dem Tode ihrer Mutter dem kleinen Hauswesen vorstand, aber auch noch nie von ihr gehört, was bei meinem bunten, umhervagirenden Leben allerdings ein Wunder war. Der strenge Vater hielt sie in großer Abgeschiedenheit, wie es nach seinem Sinn für ein junges Mädchen allein schicklich war.

„Ich bin nicht in der Laune und auch nicht der Mann, daß ich viel Worte über das Mädchen machen sollte. Ich kann es auch nicht einmal, denn etwas Himmlisches nimmt man mit der Seele auf und hat keine lauten Worte dafür. Und Johanna war himmlisch — ich weiß es nicht anders zu nennen — so gut war sie, so lieb, so schön und hold und so rein! — Schaut hinein in die milde Klarheit eines reinen Frühlingsmorgens, wo die Sonne mit ihren ersten, noch sanften Strahlen emporleuchtet zu der fleckenlosen Bläue des hohen Gewölbes, — da überkommt es den Traurigsten mit sanfter Heiterkeit, der Wildeste spürt den Frieden bis ins tiefste Herz, der Rohste fühlt sein ganzes Wesen leise bewegt. — So war das Mädchen, so mild und klar, — so heiter und schön und sanft umflutete sie das junge, eben erwachende Leben, so friedensvoll endlich, und so heilig überkam es vor ihrem lieben Wesen das wildeste, trotzigste Herz. Von heißem Ungestüm, von einer wilden Leidenschaft war ihr gegenüber keine Rede, sie war dazu einestheils viel zu klar und sanft und andrerseits viel zu heilig. Aber an einen Widerstand gegen ihr Wesen, mein' ich, konnte auch niemand denken. Man mußte ihr zu eigen sein. —

„Uebrigens," setzte Florentin nach einer Pause hinzu, — „es ist hier in der Stadt noch heut ein Kind, das ihr äußerlich sehr ähnlich ist, und ich glaube, auch innerlich. Nur ist es leichteren Herzens und lustiger, denn Johanna war nur zuweilen heiter und niemals ausgelassen. — Und das Kind ist ihre Tochter.

„Es läßt sich wenig davon sagen," fuhr er fort, „und ich wüßte auch wirklich nicht mitzutheilen, wie es mit dieser Liebe weiter ging. Etwas Besonderes, Romantisches war gar nicht dabei, es müßte denn das ganz eigene, fromme Gefühl sein, welches das Hauptkennzeichen in meinem Herzen war, und mich stets erfüllte, ob ich bei ihr war, ob ich von ihr ging, wie und wo ich umhertollte, ich wilder Bursch. Wir mußten, nachdem wir uns gegenseitig ausgesprochen, unsern Verkehr sehr geheim halten, da ihr Vater ihn für's erste nie gestattet haben würde, selbst wenn ich ihm als Schwiegersohn angestanden. Bisher — so weit kannte ich ihn — war ich ihm viel zu jung und gefiel ihm ganz und gar nicht, weil ich kein Geschäft betrieb, das mich selbständig ernähren konnte. „Was nützt mir eine Kasse voll Gold," sagte er einmal von jemand, der damals auf sein Vermögen hin heirathete, „wenn die Kasse keinen Heckboden hat — keinen goldenen Grund, aus dem es stets wieder aufquillt? — Ein Geschäft — ein Handwerk, und sei's noch so gering, — das, Herr Florentin, wär' mir hundertmal lieber als alles Gold der Welt. Denn das kann man nicht ausgeben oder verlieren!" — So sahen wir uns sehr sparsam, sprachen uns nur hie und da auf ein paar flüchtige Worte und waren doch glücklich, und unsere Liebe blühte frisch und voll.

„Von ihrer Wirkung auf mich habe ich euch schon gesagt. Aeußerlich blieb ich, wie ich gewesen, ich träumte oder ich tollte, denn instinktmäßig verbarg ich mein Inneres vor aller Welt bis

auf ein einzig Wesen — das war eure Mutter. — So sehr ich sie auch von Anfang an verehrte, — ich war ihr bisher ziemlich fremd geblieben und hatte eine gewisse Scheu vor ihr gehabt, wie es damit einem jeden so ergeht, der wild und ausgelassen, ja ausschweifend, sich plötzlich einer durch und durch edlen und reinen Natur gegenüber sieht. Er mag sie verehren, allein er getraut sich nicht heran. Aber wenn sich dann in solchem Menschen zufällig selbst etwas Edles und Reines regt, wenn er sich nach Vertrauen und Mittheilung sehnt — dann trägt er sein volles Herz auch zu niemand lieber als zu dem Wesen, das er bisher nur stumm verehrte. Er fühlt sich dessen jetzt werth.

„So kam ich zu eurer Mutter, so schüttete ich ihr mein Herz aus und fand mich in meinem Vertrauen nicht getäuscht, denn sie gab mir alles wieder was sie vermochte, Rath und Trost, Theilnahme und Herzlichkeit — kurz, was man in solcher Lage begehrt. Hülfe freilich konnte sie mir nicht geben, im Gegentheil verbarg sie mir niemals ihre Sorge, daß diese Liebe ein trauriges Ende nehmen werde. Aber darin — im Muth — hatte ich wieder den Vorrang vor ihr, denn was hofft und glaubt man nicht, wenn man zwanzig Jahre alt ist und liebt! An ein Widerstreben der Meinen dachte ich nicht — weil ich dasselbe gar nicht für möglich hielt, weil ich nicht begriff, daß in solcher Lage etwas andres in Frage kommen könnte als das Herz, daß über mein Gefühl ein andrer urtheilen dürfte als ich selbst. Denn so viel ich mich in der Welt umhergetrieben — wie es eigentlich in ihr zugeht, wußte ich ebensowenig, wie ein andrer in solchen Jahren.

„Und doch, hätte ich nur die Augen aufgethan, so würde ich wohl gesehn haben, wie es wenigstens in unsrem Hause zuging, das ja stets eine Art Welt für sich war, unabhängig von der wirklichen, großen. Man stimmte seit einiger Zeit schon und jetzt immer entschiedener einen andren Ton gegen mich an, einen

eigenthümlichen Ton, der sich nicht wohl schildern läßt. Man beschränkte mich in der Freiheit, die man mir bisher gelassen, und in den mir gewährten Mitteln; es begann ein ewiges Mäkeln und Tadeln, während man mich bisher kaum zu beachten geschienen, man hielt mir überall das Wort entgegen: ‚so ist es Sitte im Hause van der Roos.‘ Mit einem Wort — man suchte mich zu brechen und gleichfalls in die Tyrannei zu zwingen, die damals vom Altenbau aus über das Haus sich erstreckte. Denn man wußte, daß meine Volljährigkeit nahe war, und mochte es doch endlich an der Zeit halten, sich meiner und meines Gehorsams zu versichern, was man über hunderterlei andere Dinge so lange versäumt. Ich sollte sagen: zu lange; denn ich weiß nicht, ob es jemals mit mir gelungen wäre, jetzt aber war es zu spät, zumal eure Mutter stets für mich war, nach allen Seiten zu mäßigen und besänftigen suchte und wenigstens das Verhältniß zwischen ihrem Mann und mir noch immer in erträglichem Gange erhielt.

„Da ward ich einundzwanzig Jahre alt und majorenn, und zugleich wurde jetzt ein Codicill eröffnet, in welchem die näheren Bestimmungen über mich niedergelegt waren. Im Testament unsres Vaters war nur bemerkt worden: da ich keine Lust zum Handelsstande zu haben scheine, so wolle er mich zwar nicht zwingen, müsse jedoch, in Anbetracht der ernsten Lage des Hauses, sodann für mich andere Bestimmungen treffen und habe diese in einem Codicill niedergelegt, welches erst am Tage meiner Mündigkeit eröffnet werden dürfe. — Der Inhalt stieß alle Welt vor den Kopf — den Meinen war ich zu sehr bevorzugt, ich selbst schien mir zurückgesetzt — ich wußte ja so wenig wie sonst jemand von meiner Geburt. Eine Summe von 30,000 Thalern sei mir von dem Besitzer derselben bei seinem Tode vermacht worden, hieß es; sie stehe in Stolzenburgs Verwaltung und sei mir zu über=

antworten. Eine gleiche Summe habe ich aus dem Vermögen des Hauses van der Roos zu empfangen, jedoch in genau bestimmten Wechseln, deren Zinsen zwar mir zufallen sollten, während die Wechsel selbst bis zum fünfundzwanzigsten Jahre nach meiner wirklichen und eigentlichen Mündigkeit — also bis zu meinem fünzigsten Lebensjahr — nicht gekündigt werden dürften. Außerdem war mir von der Familie eine mäßige Rente zu bezahlen — so lange ich im Orte verweile; und zuletzt legte der Vater es mir noch einmal ans Herz, im Geschäft zu bleiben und demselben mit meinen Fähigkeiten und meinem Vermögen zu Hülfe zu kommen, wo ich dann mit den Geschwistern auch im Vermögen zu gleichen Theilen zu gehn habe. — Das war's. Und wenn die Erbschaft auch nicht unbedeutend war, so mußte sie mir, in Erwägung des sonstigen Vermögens, und da ich mich noch immer für einen Sohn des Hauses hielt, halb wie ein himmelschreiendes Unrecht, halb wie eine wahre Bettelei erscheinen.

„Ich opponirte mich auf das entschiedenste. Ich erklärte, das könne nicht des Vaters Wille gewesen sein, daß er mich mit einer so armseligen, also verklausulirten Summe abfinden wolle; die kleine besondere Erbschaft sei ja eine Sache für sich und könne mich im Uebrigen nicht beeinträchtigen. Ich sei dem Vater stets gehorsam gewesen und habe ihm nie einen Grund gegeben, mich zu enterben. Niemals seien in unsrem Hause die nachgeborenen Söhne gezwungen worden, dem Stande des Vaters zu folgen, niemals sei ihnen, weil sie einen andren ergriffen, ihr Erbtheil verkümmert. Sie hätten nur, wie auch die Töchter bei ihrer Verheirathung, sich eine bestimmte Zahl Jahre mit den Zinsen zu begnügen und das Kapital so lange bei dem Hause stehn zu lassen. Uebrigens wolle ich keine Unehre auf unser Haus bringen und keinen Prozeß anfangen. Einstweilen trete

ich hiemit ins Geschäft und in den Besitz meines vollen Vermögenstheils. Sollte mir die Sache später nicht gefallen, so würde ich mich dann auch den andern Bestimmungen fügen. — So sprach ich, und — sei es wie es sei — man fügte sich mir. Am folgenden Tage nahm ich einen Platz im Kabinet ein und ward mit Vincenz zur Konferenz bei der Mutter beschieden, wo natürlich auch der Consul nicht fehlte.

„Der Einblick, den ich jetzt in unsern Vermögensstand that, war ein schreckhafter — wir standen schlechter und gefährlicher als je: der neubegonnene Krieg zwischen England und Frankreich hatte alles zerstört, was der Vater in den letzten Jahren wieder geschaffen, was die ebenso kühnen wie schlauen Spekulationen seitdem angebahnt. Man hatte — verzeihe mir, Bruder, aber es muß gesagt sein! — nicht nur zu neuen Anleihen bei dem Consul schreiten müssen, sondern auch das Vermögen eurer Mutter heimlich angegriffen, und ich sah ein, daß einerseits der Abzug einer so geringen Summe, wie die mir vom Vater in Wechseln bestimmt war, das Haus dem offenen Ruin nahe bringen konnte, und daß andrerseits unsre Rettung von dem Erfolg eines neu unternommenen, ziemlich schmutzigen Geschäfts — einer Lieferung für die f—sche Armee abhing. Euer Vater hatte sich dagegen gewehrt, so lange er's vermochte, und erst die — natürlich von der Mutter insinuirte — Drohung des Consuls, seine Hand von uns abzuziehen, und das ewige und einzige Wort der Mutter selbst: ‚alles für das Haus van der Roos‘ — hatten ihn zum Nachgeben gebracht.

„Unter solchen Umständen mußte auch mein Widerstand brechen, denn es stand alles auf dem Spiele. — Aber gab ich hier auch nach, in andrer Weise und bei andren Fällen blieb ich desto fester und rang gegen die Tyrannei des Altenbau's an, gegen die „Befehle“ der Mutter, gegen die „unmaßgeblichen

Meinungen" des Consuls; und da ich zugleich meine gänzliche Entfremdung von der Mutter und den Haß und die Verachtung des armseligen Leonhardi nicht verbarg, könnt ihr euch vorstellen, wie man mich betrachtete. Es gab furchtbare Scenen, wo unsere Eisenköpfe hart an einander stießen, und mehr als einmal sah ich die Mutter in ihrer Erbitterung mit ihrem Innern ringen — sie hätte mir sicher so gern einmal den Makel meiner Geburt vorgeworfen und all die Demüthigung zurückgegeben, die sie durch Verheimlichung und Ertragung derselben zu erdulden hatte.

„Aber sie brachte es mir auch heim, und nicht allein darin, daß sie nach und nach euren Vater gegen mich aufstiftete, dem ich mit meiner steten Opposition und meiner Einmischung in alles, wo er bisher allein bestimmt, so schon unbequem genug ward, — und nicht allein darin, daß sie mir stets und überall die eiserne Stirn bot und mich hundert und hundertmal durch Ueberstimmung zum Nachgeben zwang, daß sie sich mit meinem Privatleben beschäftigte und mir bald ein falsches, bald aber auch ein leider wahres Sündenregister vorhielt und mich leidenschaftlichen Menschen damit oft der Verzweiflung nahe brachte. Sie traf es bald noch besser; unter einem Hauptschlag sollte ich biegen oder brechen.

„Ich habe euch wenig von meiner Liebe gesagt," sprach Florentin nach einem kurzen Schweigen weiter, „aber die Geschichte derselben baute sich nur in unser beider Herzen auf, an äußern Begebenheiten war diese Zeit unendlich arm, und doch sind es nur solche, über die man reden, von denen man erzählen kann. Dazu oder daher kam, daß es auch in unsrem Innern keine große Abwechslung, keine besonderen Zwischenfälle gab, keinen Streit, kein Mißverständniß. Wir wußten nur von Vertrauen und Treue — es war in ihrem Herzen dasselbe wie in dem meinen. Das Leben des Tags freilich lebten wir auf verschiedene

Weise. Ihr genügte ihre Liebe immer und überall und durchleuchtete ihr alle Einsamkeit und Trennung; wir sahen uns leider auch jetzt noch nur heimlich und selten genug. Mich aber drückte die Zeit der Trennung schier todt, und wenn ich nicht mehr arbeiten oder mich daheim herumzanken mochte, gab ich mich allen Genüssen und Thorheiten hin, die mir Jugend und Reichthum gewähren konnten. Nur treu blieb ich ihr und wußte nie von einer andren Frau, das war meine einzige Tugend.

„Aber da ich das Mädchen liebte wie mein Herzblut und das bisherige Leben endlich satt kriegte, bei dem ich nicht aus der Stelle kam, so wollte ich den Versuch machen, wohl oder übel bei dem Geschäft meiner Ahnen auszuharren. Denn nur dann mochte der Vater Johanna's meine Werbung vielleicht annehmen. So entschlossen war ich und theilte niemand, selbst eurer Mutter nicht diesen Vorsatz mit, da ich wußte, daß mir auch ihre Zustimmung nicht werden dürfte. Sie hatte von jeher die einzige Möglichkeit eines Gelingens unserer Wünsche im treuen und stillen Ausharren gesehn, bis sich meine Stellung im Hause verbessert oder bis ich mir anderwärts ein eignes Haus gegründet hätte. Ich wollte aber nicht mehr warten. Und jetzt erhielt ich auch eine äußere Veranlassung zum Vorwärtsgehn.

„Es war um die Weihnacht des Jahrs 1805, als Frau Constanze mir eines schönen Morgens in ihrer gewohnten unumwundenen Weise mittheilte, daß es für mich Zeit zum Heirathen sei, damit der noch immer miserable Stand unsres Hauses durch das bedeutende Vermögen einer Frau verbessert werde. Sie hatte dazu jemand ausgesucht, die ich auch ohne meine Liebe zu Johanna sicherlich nie genommen; das Mädchen war bedeutend älter als ich, von wenig angenehmem Aeußern und dazu auch geistig von der Natur so vernachläßigt, daß sich bisher noch kein Bewerber für sie gefunden, obgleich ihr Vermögen nicht geringer

war als das eurer Mutter. Sie hätte in der That eher in eine Heilanstalt als in die Ehe gepaßt. — Als ich die Mutter auf diesen Vorschlag ganz verstummt anstarrte, setzte sie hinzu: „so ist's, ich habe mit ihrem Vormund Rücksprache genommen, und du hast es nun, wie du's verlangen kannst. Die wird dich nicht beschränken in deinem Leben.“ Ich weiß noch heut nicht, woher ich die Kraft nahm, meinen aufsteigenden Zorn zu unterdrücken und schweigend das Zimmer zu verlassen.

„Das war Morgens. Nachmittags ging ich zur Musikstunde mit dem Entschluß, bei dem Alten um Johanna zu werben. Ich hatte gehofft, daß er noch in einer Probe sein werde und ich mit der Geliebten vor seiner Rückkehr ein paar Worte wechseln könne, allein er war schon daheim und empfing mich gegen seine Gewohnheit starr und kalt. „Mein Herr van der Roos,“ sprach er auch in ähnlichem Ton, „ich habe Euch zu eröffnen, daß ich nicht mehr Euer Lehrer bin und mein Haus Euch fortan verschließe.“ — Und da ich ganz bestürzt nach dem Grunde forschte, fuhr er fort: „das sprach Euer Lehrer. Der Mann und Vater aber sagt Euch, daß er, wenn Ihr jemals dies Haus wieder zu betreten wagt und nicht jeden Versuch aufgebt, die Ehre und den Ruf meiner Tochter, der Braut eines Ehrenmannes, durch Eure Verfolgungen zu besudeln, Euch nicht mehr für einen leichtsinnigen Buben, sondern für einen — Bösewicht halten muß, gegen den er sein Recht weiter verfolgen wird.“

„Der Schlag war zu stark, ich stand eine Minute wie zerschmettert, bis er sagte: „macht Euch fort, leichtsinniger Knabe, und nehmt das Bewußtsein mit Euch, einen alten vielgetäuschten Mann trotz all seiner Vorsicht noch einmal getäuscht und ihn bis in das Allerheiligste seines Herzens getroffen zu haben — da war das Vertrauen zu meinem Kinde.“ — Da kam ich zu mir selbst und rief: „Vater, Vater — das habe ich nicht verdient!

Bei Gott im Himmel schwöre ich Euch, es ist kein unlauterer Gedanke in meinem Kopf gewesen, Eure Johanna ist rein, wie der Schnee, der dort vom Himmel fällt!" — Er trat einen Schritt zurück und drückte meine Hand von sich fort. „Junger Mensch," versetzte er stolz, „ich bin ein alter Mann, der ein Recht hat zum Mißtrauen, und es schmerzt mich tief, daß ich sogar das Vertrauen auf die Klugheit meiner Tochter aufgeben muß — sie ist eben auch ein dummes Ding mit einem thörichten Herzen. Aber an ihrer Reinheit, an ihrer Tugend habe ich noch nicht gezweifelt, denn da ständen wir uns hier nicht gegenüber, sondern Ihr oder ich wäre bereits beim Pfeifer! — Und nun geht und lernt, daß dem Sebastian Bachheim seine Ehre zu hoch steht, als daß er sie selbst einem Könige zum Spielwerk lassen sollte, geschweige denn dem Herrn Florentin van der Roos."

„Ich ging nicht, ich bat und beschwor ihn mich zu hören, ich sagte ihm alles und alles vom ersten Beginn unsrer Liebe an; ich sagte ihm, daß ich heut im Sinn gehabt, ehrlich um sie anzuhalten, daß ich deßwegen mich in das mir sonst unerträgliche Joch des Geschäftes füge, weil ich seine Grundsätze kenne und ehre; ich verwies ihn an meine Schwägerin, die schon damals in höchster Achtung und Ehre stand, der ich meine Liebe, meine Pläne bis auf meinen letzten Entschluß mitgetheilt; ich sagte ihm sogar von dem Heirathsproject meiner Mutter, und daß dies mich schon jetzt zur Ausführung meines Entschlusses gedrängt. — Es war alles umsonst. Nicht mehr heftig, aber mit eisiger Kälte und Bestimmtheit lehnte er alles ab. Seine Tochter sei von ihm längst einem andren Manne zugesagt, heute, an ihrem zwanzigsten Geburtstag, habe er ihr, wie vorherbestimmt, die Mittheilung gemacht und den Bräutigam vorgestellt. Von einem Nein wäre in seinem Sinne keine Rede; er sei zwar von altväterischen Grundsätzen, habe aber gefunden, daß es so am besten

sei. Wenn dem aber auch nicht so wäre, so passe seine Familie nicht zum Hause van der Roos, und seine Tochter sei ihm viel zu gut, als daß sie sich irgendwo mißwillig angeblickt und zurückgesetzt sehn solle; und andrerseits verbiete ihm auch sein Gewissen, sie einem Manne ohne Zustimmung und Segen seiner Eltern zu geben. Diese Zustimmung sei von den Meinen nie zu hoffen. So sei's und damit sei es zu Ende. — Das war sein letztes Wort, von dem er nicht abging. Und verzweifelnd stürzte ich davon und trug mein wundes Herz zu eurer Mutter.

„Es folgten für mich ein paar furchtbare Tage, wo ich vergeblich versuchte, die Geliebte zu sprechen, ihr irgend eine Nachricht zukommen zu lassen und mich beinah sinnlos umhertrieb, bald traurig zum Sterben, bald aufbrausend in zorniger Heftigkeit, mit mir selbst, mit aller Welt zerfallen, und bei allem, was ich that und trieb, voll der nagenden, qualvollen Gedanken an das jähe, herbe Ende meiner Träume. Selbst die Theilnahme und das Mitleiden, die milden Trostversuche eurer Mutter thaten mir weh — weßhalb mußte es so weit gekommen sein, daß ich dies alles bedurfte! Und doch kehrte ich immer wieder zu ihr zurück, weil ich dort, unter ihren Worten am Ende noch einzig und allein Ruhe und Frieden fand. Denn im Hause, im Geschäft gab es den, wie ihr denken könnt, für mich nicht.

„Die damalige Lieferung für die f—sche Armee hatte uns zwar viel Geld, aber verzweifelt wenig Ehre gebracht — es waren sogar bittere Reclamationen laut geworden. Und nun beabsichtigte man eine neue ähnliche Unternehmung, die sich noch schlimmer anließ, und zu der ich meine Einwilligung entschieden versagte, ebenso wie zu dem großartigen Schmuggel, der damals anfing durch unsere Vermittlung den ganzen Nachbarstaat mit billigen und schlechten Waaren zu überfluten. Mein Widerstand war energisch, meine Weise dabei, da ich einmal verbittert war,

sicher keine freundliche und gemäßigte, sondern vielleicht unerträglich für die Meinen. Und so war es natürlich, daß unsere Kämpfe immer heftiger, die Worte immer bitterer und rücksichtsloser wurden, daß man sich sehnen mochte, mich um jeden Preis los zu werden.

„So geschah es denn, daß die Mutter, als ich eines Morgens, ich weiß nicht mehr durch welchen Zufall allein bei ihr war, mir bei einem ähnlichen erbitterten Streit, wo ich schonungslos von der Ehrlosigkeit unserer Unternehmungen redete — in der höchsten Aufregung die Worte ausstieß: daß man freilich von einem Menschen nichts anders erwarten könne, der wie ich nicht zum Hause van der Roos gehöre und ihm überhaupt nur Unehre mache. Als sie das gesagt hatte und ich sie betroffen ansah, biß sie sich auf die Lippen und drehte mir den Rücken zu. — „Was bedeutet das, Mutter?" fragte ich aufgebracht, erhielt jedoch erst nach einer Pause die Gegenfrage zur Antwort: „ich frage dich zum letztenmal, willst du dich dem fügen, was das Wohl des Hauses von dir verlangt — dem angeordneten Geschäftsgange und der bestimmten Heirath — oder nicht?" — „Nein," versetzte ich heftig, „der Ehrlosigkeit füge ich mich nicht und ebensowenig der Heirath mit einer Blödsinnigen." — „Das konnte ich mir denken," redete sie mit höhnischem Lächeln, „ich weiß ja, wo dich dein verderbtes Herz fesselt. — Aber Geduld, mein Kind! — Jetzt bin ich fertig mit dir. Da ist die Thür." —

„Ihre Worte gingen mir, wie ihr mir glauben werdet, nicht wenig im Kopf herum. Bin ich ihr Sohn? fragte ich mich, aber weßhalb dann ihr Haß gegen mich, und des Vaters Liebe? — Oder bin ich des Vaters Sohn — wie komme ich dann in diese Stellung? — Oder waren es nur leere Worte? — Bald entschied ich mich für das Eine, bald für das Andere; bald wollte ich zu ihr zurück mit einer offenen Frage, — bald wollte

ich mich an meinen Bruder wenden. Und mit einemmal fiel mir dabei meines sterbenden Vaters Wort ein: ‚dein Vormund hat Instructionen für alle Fälle,‘ — und so eilte ich zu Stolzenburg, zu dem ich sonst seit meiner Mündigkeit wenig gekommen.

„Es ward mir mehr Aufklärung als ich gehofft; denn kaum hatte ich ihm die Rede der Mutter mitgetheilt, so unterbrach er mich mit den Worten: „also doch! — Du hattest Recht, armer Roos!“ Und damit holte er ein versiegeltes Papier herbei, das von meines Vaters Hand an mich adressirt war, und hieß es mich öffnen. Mein Vater theilte mir das Geheimniß meiner Geburt mit und fügte hinzu, daß seine Frau sich in Rücksicht auf andere Dinge dazu verstanden, mich durchaus wie eins ihrer eigenen Kinder zu halten und mir nie das Geheimniß zu verrathen oder meine Geburt vorzuwerfen. Für solchen Fall habe er aber sich selbst die genaue Mittheilung an mich vorbehalten und autorisire mich, ihr ein inliegendes versiegeltes Papier zu übergeben mit dem Beifügen, daß Stolzenburg weitere Instructionen habe. — Ich bestimmte den Alten einstweilen zu schweigen und eilte fort, als sei mir ein Stein vom Herzen gefallen. Ich hatte meinem Vater kein Unrecht mehr vorzuwerfen in Betreff meiner Erbschaft — und ich war frei von der Frau, die ich nicht ehren konnte. Aber es war nicht in den Sternen geschrieben, daß ich mich jemals frei fühlen sollte.

„Schon seit einigen Wochen war mir eine stets zunehmende Verstimmung meines Bruders gegen mich aufgefallen, ohne daß ich jedoch bei dem Drange meiner eigenen Angelegenheiten besonders darauf acht gegeben; wenn das jemals geschah, so schrieb ich sie dem Unwillen über mein stetes Opponiren zu. Jetzt aber, da ich von Stolzenburg nach Hause kam und zu meiner Schwägerin gehn wollte, fand ich sie nicht nur in Thränen, sondern

sie wies mich auch mit dem Bedeuten ab, daß sie jetzt nicht mit mir reden könne. — Bestürzt ging ich und erfuhr draußen von Kurt, der von Jugend auf mein großer Freund gewesen, daß mein Bruder vor einigen Stunden zu Frau Constanze berufen sei und hinterdrein eine zornige Unterredung mit seiner Frau gehabt habe. „Ach Gott, Herr Florentin," setzte der Alte auf meine Frage nach dem Grunde hinzu, „Herr Vincenz ist ja eifersüchtig auf Sie — haben Sie das noch nicht gemerkt? Es ist ja schon seit Wochen so gegangen!" — „Bist du wahnsinnig?" rief ich und wußte doch zugleich, daß er wahr redete. Die Worte, welche eure Großmutter über mein verderbtes Herz gesprochen, zündeten mir ein schreckliches Licht an. — Ich eilte zu eurem Vater — er ließ sich nicht von mir sprechen.

„Und nun laßt mich hierüber schweigen. Mögen die diese Schändlichkeit verantworten, die sie ausheckten und den Brand in das sonst edle Herz eures Vaters warfen und ihn mir zum Todfeinde machten für so viele Jahre, und eurer edlen, wackeren Mutter ein so qualvolles Leben schufen. Ich kann nur das sagen, was ich damals sagte und was jetzt das Bekenntniß einer Sterbenden bezeugt hat: so wahr ein Gott im Himmel lebt — niemals ist auch nur ein Gedanke an solch Verbrechen in diesem Kopfe hier gewesen. Denn ich glaube," setzte Florentin hinzu und warf den Kopf auf und seine Augen blickten stolz und blitzend über seine drei Zuhörer, „nur ich allein bin's, der hierbei einer Vertheidigung bedarf; — wer Magdalene van der Roos kennt, der würde ihr auf den Knieen abbitten, wenn er jemals sie mit einem solchen Gedanken beleidigt hätte." —

Es war einen Augenblick todtenstill im Gemach. Dann setzte sich der Kaufherr plötzlich fester in die Ecke und man hörte ihn tief Luft holen.

„Ein Geist des Unheils regierte über uns alle," fuhr Flo-

rentin wieder fort. „Vielleicht wäre alles noch gut geworden, hätte ich meinen Bruder sprechen können; allein als ich von ihm abgewiesen ward, bekam ich die Nachricht von einer Freundin Johanna's, bei der wir uns früher zuweilen gesehn, daß sie einen Brief der Geliebten für mich habe. Ich eilte hin. Johanna schrieb ergeben in ihre Pflicht, gehorsam dem Willen des Vaters, daß sie mich aufgeben müsse, mich aber lieben werde bis an den Tod. Sie möge gar zu gern Abschied von mir nehmen — mich noch einmal sehn. Sie sei seit acht Tagen bei dem Prediger in Markshof, und werde jeden Nachmittag zwischen drei und vier Uhr durch den Garten gehn.

„Mein Plan stand fest in meinem romantischen Kopf — von hier mußte ich fort — ich wollte es nicht ohne das Mädchen — ich hoffte sie zu bewegen mit mir zu gehen — heimlich, daß nie jemand wieder von uns erführe. So eilte ich wieder zu Stolzenburg und theilte ihm nicht nur die Begebenheiten hier im Hause, sondern auch meinen Plan mit; meine stürmische Beredtsamkeit besiegte seine Bedenken, seinen Widerstand; daß ich hier nichts mehr nütz sei, sah er selber klar genug ein, und lieb hatte er mich stets gehabt. So wurden noch an diesem Abend alle jene Theile meines Vermögens, die ich nicht selbst in Händen hatte, auf ihn übertragen, damit er die Zinsen erhebe und mir zufließen lasse. Dann bestellte ich mir einen Wagen — einen Paß wollte mir Stolzenburg zu verschaffen suchen — und eilte nach Hause, um heimlich zu packen, was ich für die erste Zeit bedürfen möchte. Das war am Abend des fünften Januar 1806.

„Am folgenden Tage — es war der Dreikönigstag — war ich gegen Mittag mit dem Schließen meines Mantelsacks beschäftigt und dachte an nichts als an meine Liebe, da erschien Kurt und rief mich zu eurer Mutter. Ich fand sie in Thränen,

Sie bestätigte, was Kurt mir am vorigen Tage verrathen, sie fügte hinzu, daß die Hauptanklage gestern von Frau Constanze ausgegangen, sie theilte mir mit, daß sie nach den qualvollsten und heftigsten Scenen zum Beweis ihrer Unschuld und zur Erklärung ihres häufigen Verkehrs mit mir ihrem Gatten meine Liebe zu Johanna entdeckt, aber keinen Glauben gefunden habe. Sie beschwor mich, mit ihrem Mann zu reden. „Nein," versetzte ich heftig, „ich will an die Quelle zurückgehn. Seien Sie ruhig, Magdalene, was ich noch vermag, geschieht. Leben Sie wohl auf immer — Gott gebe Ihnen alles Glück der Erde. — Ich reise heute Nachmittag — sie wollen mich hinaus haben, weil ich nicht will, wie sie. Ich lasse ihnen den Bettel von Vermögen, den sie wollen. Ich lasse ihnen die Ehrlosigkeit, die sie erstreben!" Und so stürzte ich fort, ohne ihre Antwort abzuwarten, holte das versiegelte Papier des Vaters von meinem Zimmer und trat bei eurer Großmutter ein.

„Ich kannte die Allmacht, welche die feindselige Frau im Hause und über all die Ihren besaß, und hatte daher die Kraft, anfänglich ruhig aufzutreten. Ich habe von dem Verdacht gehört, sagte ich, den sie und Vincenz auf mich würfen. Zum Beweise der Unwahrheit desselben theile ich ihr meine Liebe zu Johanna mit. — Sie entgegnete mir spöttisch, daß sie die Komödie gekannt und den Vater Johannas selbst davon unterrichtet habe, damit diese Narrheit auch äußerlich zu Ende sei, wie sie in meinem Innern nie existirt habe. Ich hielt noch immer an mich und versicherte sie, daß mir die Sache ernst und daß ich das Mädchen mir schon in der nächsten Zeit erringen werde, koste es, was es es wolle. Da sprach die furchtbare Frau, „als Frau van der Roos und in diesem Hause gewiß nicht. Willst du sie in anderer Weise haben, als Liebchen — das mache mit den Ihren ab; das geht mich nichts an."

„Und da stand ich von dem Stuhl auf, auf dem ich gesessen, und trat vor sie hin an den alten Tisch mit den Porzellan-Platten, und sagte bebend und meiner kaum mächtig: „Madame, ich habe von Ihnen gestern gehört und dann auch sonst erfahren, daß ich nicht Ihr Sohn bin und keinen Theil an Ihnen habe. Für Liebe habe ich, wissen Sie, Ihnen auch nicht zu danken. Das sendet Ihnen mein Vater," fuhr ich fort und legte das Papier auf den Tisch, aber ich legte zugleich auch die Faust darauf, da ich die Dame jäh auffahren sah. „Und ich sage Ihnen für die Schmach, die Ihre Worte einem reinen Mädchen und mir angethan: — das Liebchen eines andern Mannes zu sein, mag — andern gefallen, aber nicht meiner Braut, denn das ist sie. Denken Sie an eine heruntergerissene Decke Ihres Theetisches." Und damit drehte ich mich um und verließ Zimmer und Haus und ging zu Stolzenburg.

„Mein Gepäck brachte Kurt mir heimlich nach. Um zwei Uhr stieg ich bei meinem Vormunde in den Wagen, nachdem ich ihm zur Pflicht gemacht, fortan nichts mehr in meinen Angelegenheiten gegen die Meinen zu thun."

Als der Erzähler schwieg, blieben auch die Zuhörer lautlos, das Entsetzliche hatte sie gelähmt; Florentin selbst wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Von dem Uebrigen habt auch ihr beide wohl gehört," sprach er endlich gegen die Neffen gewendet mit fast tonloser Stimme. „Das Wetter war meinem Vorhaben günstig, es nebelte so stark, daß man keine dreißig Schritt vor sich sehn konnte. Ich traf die Geliebte und suchte sie zur Flucht zu bereden, sie weigerte sich entschieden. Während dieses Streites zwischen uns erschien ihr Vater, der mein Vorhaben geargwöhnt, da ihn die Großmutter von meinen entschiedenen Worten und meinem Fortgange aus dem Hause unterrichtet hatte. Der Geistliche, in

dessen Hause Johanna weilte, begleitete ihn und zwei Polizeisoldaten. Als der Vater erschien, warf Johanna sich ihm an die Brust und rief: „Vater, sei ruhig, dein Kind geht nicht von dir!“ Da verzweifelte ich an Liebe und Leben; ich schlug mich durch die vier Männer, die mich festhalten wollten, erreichte meinen Wagen und die Grenze. —

„Hier in der Stadt glaubte man, ich sei dieser Geschichte wegen davon gelaufen, um der Strafe zu entgehn. Im Thurm- und Rosenhause aber war Einer, der meinte, ich habe damit der „Komödie“ einen Anschein von Wahrheit geben wollen. — Da habt ihr die Geschichte meines armen Lebens.“ —

Er stand auf und ging mit auf den Rücken gelegten Armen im Zimmer auf und nieder. — „Und das Mädchen — Johanna?“ fragte Victor nach einer Pause. — Der Onkel blieb stehn. „Sie heirathete nach des Vaters Willen den ihr bestimmten Mann,“ versetzte er. „Er hieß Stephani und war Kupferstecher, — ich glaube, kein übler Künstler, wenigstens erinnere ich mich hie und da ein Blatt von ihm gesehn zu haben, das ganz brav war. Aber er hatte kein Glück und ging nach und nach zu Grunde, so daß er bei seinem Tode die Frau und ein Kind in den ärmlichsten Umständen hinterließ. Sie ist dann vor einigen Jahren auch gestorben, vergessen von aller Welt. — So geht's!“ setzte er hinzu.

Auch Vincenz erhob sich jetzt, doch blieb er am Tische stehn. „Laßt uns einen Augenblick allein, Kinder,“ sprach er mit ungewöhnlich mildem Ton; und da beide Söhne zu ihm traten, reichte er ihnen, was sonst in vielen Jahren nicht geschah, die Hand und setzte hinzu: „nur einen Augenblick, wir haben ein paar Worte mit einander zu reden.“ Sie gingen still aus dem Zimmer.

Die Brüder standen sich eine Zeitlang schweigend gegen-

über und sahen einander — forschend, möchte man sagen, in die Augen. — „Und wo bist du seitdem gewesen, Florentin?“ fragte endlich der Handelsherr. — Ein trübes Lächeln zuckte über Florentins Gesicht. „In der Welt,“ war seine Antwort. „Das Register der Orte erläßest du mir wohl — es möchte zu lang werden. Doch habe ich manche Jahre in Schweden gewohnt, auch in Kopenhagen.“ — „Und du bist seit damals nie wieder hier gewesen?“ fragte Vincenz aufs neue. „Auch 1813 nicht? Es hieß damals so.“ — „Nein, Bruder, auch damals nicht. Ich war in dem Jahre weit genug von hier, an den nordamerikanischen Seen.“ — „Und weßhalb bist du jetzt zurückgekehrt, Bruder?“ — „Weil ich einestheils erfuhr, daß Stolzenburg sehr schwach wurde — du weißt, er ist über siebzig Jahre — und weil ich andrerseits auch nach dem armen Mädchen und nach den Ihren forschen wollte, von denen ich wenig oder nichts mehr gehört. Ich habe nicht viel — wenig mehr als früher — aber es genügte doch, das Loos der Armen zu sichern.“ — „Du hast deine Anwesenheit niemand aus unsrer Familie angezeigt?“

Florentin schüttelte den Kopf und warf auf den Bruder einen dunklen Blick. „Vincenz, bist du noch nicht überzeugt?“ sagte er. „Ich wollte mit den Meinen nichts zu thun haben, kannst du mir glauben. Nach unsren alten Begriffen hatten wir genug von einander. — Da suchte dein Victor, der durch Zufall mir auf die Spur gekommen, mich auf, und von ihm erfuhr ich, daß das alte Leid noch immer die Menschen dieses Hauses elend — ja elender als je mache. Darauf hielt ich's für meine Pflicht aufzutreten — und es mußte dann freilich auch noch mehr zur Sprache kommen. Du weißt, daß nicht ich allein argwöhnte, man hätte mich damals aus diesem Hause gehetzt, eigentlich nur, um mich los und um meines Vermögens Herr

zu werden. — Wir haben eben alle geirrt," setzte er mit leisem Kopfschütteln hinzu.

Vincenz trat mit einer raschen Bewegung einen Schritt vom Tische vor und auf den Bruder zu. „Glaubst du, Florentin," sagte er, „daß ich aus mir selbst nie etwas gegen dich gehabt — daß ich nur getäuscht und aufgehetzt ward — daß ich so gut wie wir alle dem Verhängniß unterlegen bin?" — „Das glaube ich jetzt allerdings, Vincenz. Und ich weiß auch, daß deine Lage schwieriger, daß deine Pflichten andere waren, als die meinen."

Der Handelsherr schüttelte heftig den Kopf. „Nein, nein, entschuldige mich nicht! Warum ließ ich mich verblenden, warum ließ ich mich betrügen! Ich sah ja so gut wie du ein, und besser als du, wie es hier zuging. Ich verachtete den schleichenden Burschen ja nicht minder als du! Warum zerriß ich den Zauber nicht, der mich umspann, den ich nicht nur ahnte — dessen Wirken ich oft genug spürte — dem ich hier und da später oft genug entgegentrat! — Schüttle nicht den Kopf — entschuldige mich nicht!" setzte er heftig hinzu. „Ich bin nie ein Schwächling gewesen — immer und in jeder Lage habe ich mich Manns genug gefühlt und immer hab' ich gewußt, was ich wollte! Und nur hier — hier — war ich die Puppe eines elenden Gaukelspiels — nur hier mußte ich unterliegen! Nur hier! Aber das Hier war das Glück meines Lebens, meine Ruhe, mein Segen — meine Seligkeit! — Bruder, wie mache ich das alles gut? — Wie gebe ich euch — wie finde ich selbst Ersatz für all das Elend der langen Jahre?" Er hielt Florentin mit aufwallender Herzlichkeit beide Hände hin, und seine sonst so strengen, stolzen Augen schimmerten feucht.

Der Bruder nahm die Hände des Aufgeregten fest in die seinen. „Vincenz," erwiderte er mit bewegter Stimme, „mache es nicht ärger als es ist, tadle dich nicht, wo du keinen Tadel

verdienst. — Es war von jeher des Teufels Kunst, sein Opfer zuerst da zu packen, wo es am verletzbarsten war — das war dein Jähzorn und deine Eifersucht. Sieh, ich habe deine Mutter nie geliebt, auch nicht, als ich sie noch für meine eigene hielt, — aber wie sie auch war, was sie auch gethan und verbrochen, — sie hat bei ihrem Handeln wohl hie und da Schliche und Hinterlist gebraucht, um zu ihrem Zweck zu gelangen, allein aus ihr selbst kam das nicht, es mußte ihr erst von einem andren gegeben werden — die Kraft hatte sie, aber nicht die Ränke. Glaube mir — ich habe in den langen Jahren meines Wanderns manche Blicke in das Menschenherz gethan! — weil ihre Leidenschaft ihre eigene Ehre zu Grunde gerichtet, warf sie sich mit der ganzen Energie ihrer gewaltigen Natur, mit der ganzen Leidenschaft und dem ganzen Fanatismus ihres Wesens auf die Ehre unseres Hauses und hielt sie aufrecht um jeden Preis, ohne Rücksicht auf das Einzelne. Sie mußte doch Eins haben, an dem sie sich aufrecht hielt.

„Sie ist jetzt dahin," fuhr er fort und faßte die Hände des Bruders fester, „und mit ihr ist der alte finstere Geist geschieden, der so lange hier geherrscht. Mache nun gut, Bruder Vincenz. Bringe du jetzt den guten Geist zur Geltung — lasse die Ehre und Würde des *Menschen* gelten vor der des *Hauses*. Glaube mir, sie halten sich einander."

„Ich schwör' es dir — ich will bessern, wie ich kann!" versetzte Vincenz; „ich möchte doch einmal fühlen, daß auch ich Mensch bin und ein Anrecht habe auf das Glück der Erde."

Sechstes Kapitel.

Die Rose vom Güllendamm.

Victors Leben hatte sich bisher in einer Weise entwickelt, wie wir es bei Leuten, die in solchem Stande und solchen Verhältnissen aufwuchsen, nicht grade selten ähnlich finden können. Als Sohn des großen Hauses und im Bewußtsein eines Vermögens erzogen, das seinen Neigungen und seinem ganzen Leben von dieser Seite nicht die entferntesten Schranken entgegenstellte, hatte er sich weder jemals einen Zwang angethan, noch die Nothwendigkeit einzusehn vermocht, daß er sich einem bestimmten, festen Berufe widmen müsse, zumal er im Elternhause kaum jemals darauf hingewiesen und überhaupt nicht zu einem stetigen und geordneten Bildungsgange angehalten ward. Wie mancher hatte er sich ein Studium gewählt, weil es einmal so Sitte und weil er am lustigen Universitätsleben theilnehmen wollte. Statt der Hörsäle besuchte er aber ein Atelier, statt der Hefte schrieb er Gedichte, und wenn er dessenungeachtet bei seinem Scheiden von der Universität auch einige Kenntnisse in seinem Fach mit fort nahm, so hatte er das nur seinem ausgezeichneten Kopf und seinen in der That glänzenden Fähigkeiten zu danken, mit

denen er spielend erlangte, wozu manchem andren nur ein eiserner Fleiß verhilft.

Auf großen Reisen, die er dann unternahm, verlor er auch die letzte Lust zu seinem Fach und gab sich, zurückgekehrt ins Elternhaus, jetzt völlig seiner Neigung zu den schönen Künsten hin. Er hatte das Unglück, bei seinem ersten öffentlichen Auftreten einen mäßigen Beifall zu finden, weil seine Producte in die damals beliebten Richtungen der Malerei und Poesie paßten, und ihnen auch eine gewisse Originalität und frische Kraft nicht abzustreiten war, obgleich sie sich im Grunde nicht über das Niveau der Alltäglichkeit erhoben. Für einen Dilettanten — und mehr war Victor nie — war dies freilich immerhin schon viel, ja das Höchste, was ein solcher überhaupt zu erreichen vermag.

Seine Mutter, deren Liebling er von Jugend auf geblieben, fand das Verständniß ihres tiefen und poetischen Innern, das ihr weder die unglückliche Ehe, noch der übrige Kreis ihrer Angehörigen zeigten, einzig und allein bei dem reichbegabten Sohne, ja sie glaubte bei ihm zum vollsten Leben erwacht zu sehn, was in ihr nur träumend sich regte; und sie war daher wenig geeignet, den Sohn zu überzeugen, daß sein Streben der ächten Weihe der Kunst entbehre und auf die Dauer weder sein Leben ausfüllen, noch seiner Seele genügen könne. Der Vater, der ihn niemals geliebt, bekümmerte sich noch weniger um ihn als um seine übrigen Kinder und ließ ihn Jahr und Tag gewähren, bis er sich in einer Stunde des Zürnens einmal nach dem Fortgange seines Studiums erkundigte. Und auch da sprach er nur Verwandten und Bekannten nach, die seither mit mitleidigem Kopfschütteln hin und wider nach dem Treiben des Jünglings geforscht und nicht grade verhehlt hatten, daß sie ihn für ein mißrathenes Subject hielten. Sie verstanden zwar Victors Wirken nicht zu

würdigen, aber sie fanden es unglaublich und unleidlich, daß jemand auf andren Bahnen als ihren eigenen durchs Leben zu kommen vermöge. Für sie hätte er ein Goethe und Rafael sein können, ohne daß sich die Sache in ihren Augen geändert haben würde.

Zuerst hatte Victor mit wegwerfender Sicherheit verheißen, daß er sein Studium stets wieder aufnehmen und spielend darin zu einem Resultat gelangen könne. Da ihm das jedoch nicht so leicht gelang, war er tiefer als je in seine Beschäftigung mit der Kunst hineingerathen und nach und nach zu dem Vorsatz gekommen, sich hierdurch eine unabhängige Stellung zu schaffen. Der Erfolg, den zufällig grade jetzt einige seiner Werke fanden, und andrerseits seine immer mißlicher werdende Stellung zum Vater, bestärkten ihn so in diesem Gedanken, daß er, trotz der vom Vater verheißenen Verständigung, und obgleich Florentin, der den Neffen zu durchschauen begonnen, ernstlich abmahnte, am vergangenen Abend plötzlich mit der Mutter geredet und ihr den Wunsch mitgetheilt hatte, man möge ihm ein paar tausend Thaler geben, daß er in der ersten Zeit gedeckt sei, und ihn dann hinausziehn lassen, damit er sich selbst sein Brod verdiene. Die Verbitterung gegen die Seinen, die ihn nicht beachteten, und die Ueberschätzung des Beifalls, der ihm draußen ward, hatten ihn zu diesem raschen Entschluß getrieben.

Am Morgen des heutigen Tages hatte Florentin auch zum erstenmal eingehend mit ihm über Regine und seine Bekanntschaft mit ihr geredet; bisher war zwischen ihnen nur in kurzen Andeutungen von dem Mädchen gesprochen worden, weiteren Erklärungen Victors war der Oheim ausgewichen oder hatte sie auch mit ruhiger Offenheit auf eine andere Zeit verschoben. Heut jedoch hatte er, als er Morgens erschienen und seinen schon gewohnten Platz in der Sophaecke eingenommen, mit einem festen

Blick auf den Neffen gefragt: „nun also wohlan, mein Sohn, sage mir offen und wahrhaftig — wie hast du Regine Stephani kennen gelernt und was hast du mit dem Mädchen vor?"

Victor begegnete dem Blick des Oheims mit voller Sicherheit und erzählte. Er hatte das junge Mädchen zufällig eines Abends vor der Zudringlichkeit eines Trunkenen geschützt und nach Hause geleitet. Im Zimmer, das die Kleine eines Einkaufs wegen nur auf einen Augenblick verlassen, fand er auf dem Tisch ihre Arbeit — künstliche Blumen und eine Stickerei nach einem originellen und hübschen Muster, von dem sie auf seine Frage gestand, daß sie es sich selbst erdacht und mühsam genug aufgezeichnet. Seine Aufmerksamkeit sei bei seinem nächsten Besuch durch einige andere Stücke noch lebhafter geworden, er habe ihr ein wenig Anleitung in der Zeichenkunst gegeben und sich zu gleicher Zeit bemüht, ihr einen besseren Verdienst in einer großen Stickereihandlung zu verschaffen und sie aus einer Lage zu erlösen, die nach dem Tode der Mutter und einer alten Verwandten für das junge Mädchen nicht gefährlicher und trostloser gedacht werden konnte. Er hatte sie inzwischen immer lieber und lieber gewonnen, die Unschuld und das schrankenlose Vertrauen des jungen Wesens, ihre Liebe zu ihm, die sich täglich offener zeigte, hatten ihm jeden Gedanken an einen Mißbrauch dieses Vertrauens ferne gehalten. Sie hatten sich ihre Liebe bekannt und einander Treue verheißen, und er hatte ihr dann die kleine Wohnung bei der alten Rümpler verschafft und eingerichtet. Seitdem hatte sich ihr Talent auf das glänzendste entfaltet. „So steht's," schloß Victor bewegt, „und wenn zwei Menschen auf der Welt einander treu sind und mit ehrlichen Absichten einem Ziele zustreben, so sind wir es. Und wenn Herz und Kopf eines Mädchens von jungfräulicher Reinheit und Unschuld existirt — so ist es bei meiner kleinen Regine."

Florentin hatte ihm schweigend zugehört. „Und dennoch hast du ihr deinen Stand und Namen verborgen, Victor?“ fragte er endlich mit tiefem, fast strafendem Ernst. — Aber der Neffe schüttelte den Kopf und versetzte: „Onkel, sei billig! Bei Gott, ich hatte dabei nichts Unehrliches im Sinn. Zuerst mußte ich meinen Namen verbergen — hätte sie mich als Victor van der Roos gekannt, so hätte sie mich nie aufgenommen, nie Vertrauen zu mir gefaßt; sie hätte nie für möglich gehalten, daß ich, in der Welt so hoch über ihr, es ehrlich mit ihr meine. Da nannte ich meinen Autor- und Malernamen, und da war es etwas Andres — der arme Teufel stand ihr gleich. — Seit der Zeit hätt' ich schon oft gern die Wahrheit bekannt, aber es hat sich nie so fügen wollen und ich habe mich auch immer gescheut. Es ist vielleicht gar nicht nöthig, daß sie das Richtige erfährt. Ich gehe ja weg von hier und dann behalte ich den andren Namen. Und ich denke,“ setzte er stolz aufblickend hinzu, „ich habe dem bei ihr eben so wenig Unehre gemacht, wie in der Welt.“

„Und wenn sie nun durch Zufall deinen richtigen Namen entdeckt hätte?“ fragte Florentin wieder mit demselben Ernst; „wie dann?“ — „Sie hätte mir verziehen, weil sie meine Gründe eingesehn,“ war Victors ruhige Antwort. „Sie hat mich zu lieb und vertraut mir viel zu sehr.“ — Der Oheim schüttelte den Kopf: „ein Geheimniß dort, wo die höchste Offenheit sein sollte, läßt immer eine Bitterkeit zurück, wenn es entdeckt wurde.“ — „Nein, Onkel, nein, bei Reginen nicht!“ erwiderte Victor enthusiastisch. „Und wenn das sein könnte, so lege ich gegen dies eine — Unrecht meinen Umgang mit ihr in die Wage, diese zwei Jahre voll Liebe und Vertrauen, wo nicht ein einzig Wort ihr zu nahe getreten. — Glaube mir, ich kenne meine Regine!“ — Da war Florentin aufgestanden und

hatte des Neffen Hand geschüttelt und gesagt: „ihr seid ein paar brave Kinder, und Gott lasse euch seinen Segen für und für. — Ich will für euch thun, was ich kann, aber ich mache dir's zur Bedingung — sei offen gegen sie!" — „Heute noch!" versprach Victor. „Heut seh ich sie wieder!" — Er war manche Tage nicht bei dem Mädchen gewesen. —

So dachte er jetzt am Abend des Tages in seinem einsamen Zimmer beim einförmigen Auf- und Niederschreiten, und zumal von Reginen kamen seine Gedanken gar nicht los, es war ihm, als rede in seinem Innern eine mahnende leise Stimme fort und fort von seinem Unrecht gegen die Kleine, wie oft er sich auch seine Gründe für das Verschweigen seines Namens wiederholte, wie oft und wie genau er sich dieselben auseinander legte. — Wie kam der Oheim zu diesen — Grillen?

Da es noch zeitig und die Stunde nicht da war, wo er zu ihr gehn konnte, besuchte er noch, wenn auch nach schwerem Entschluß, das Zimmer der Mutter, wo er nicht nur die Seinen, sondern auch manche Verwandte zu Helenens Geburtstag vereint und in heiterster Geselligkeit fand. Sogar der Vater war, was seit vielen Jahren nicht geschehn, bei den Andren und in einer sehr freundlichen Laune. Aber Victor fühlte sich, zumal in seiner jetzigen Stimmung, dort nicht mehr daheim, und dankte Gott, als er sich endlich während des Aufbruchs der Verwandten unbeachtet zurückziehn konnte. Die Uhr war nahe an neun; er nahm Mantel und Hut, schlüpfte wie immer durch den Thorweg und eilte mit hastigen Schritten seinem Ziele zu. Da vor dem alten Hause hielt er an und sah zu den Fenstern hinauf, die auch jetzt die einzigen waren, die sich in dem Gebäude erhellt zeigten. Er wußte diesen Druck nicht zu deuten, der auf ihm ruhte wie die Ahnung eines nahenden Unglücks. Und zagend stieg er die ächzenden Treppen hinauf.

Oben auf dem kleinen Vorplatz begegnete er der ehrbaren Wittwe, die ihn ganz gegen ihre Gewohnheit ohne Lächeln, mit einem betrübten Gesicht begrüßte und ihn auf einen Augenblick in ihr Zimmer komplimentirte. — Es lief ihm kalt über den Rücken. „Ist Regine krank?“ fragte er, indem er in der geöffneten Thür stehn blieb. — „Ich muß es Ihnen nur gleich sagen,“ erwiderte die alte Frau leise und sah ihn mit einem bekümmerten Blicke an, „sie ist krank, die Jungfer Stephani, aber sie ist noch mehr böse auf Sie. Sie hat Sie neulich bei dem Begräbniß der alten Frau van der Roos in der zweiten Trauerkutsche gesehn und erfahren, daß Sie nicht Rosen heißen, sondern van der Roos, und im Thurm- und Rosenhause daheim sind als Sohn. Und so hat sie denn eingesehn, daß Sie ihr bisher mit solcher Unwahrheit begegnet, und doch nichts andres als Unehrliches von ihr wollen könnten. — Und hübsch war das ganz und gar nicht von Ihnen, Herr van der Roos,“ setzte die alte Frau kopfschüttelnd hinzu.

„Also das war's!“ sprach er nach einer Pause vor sich hin und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Also das! — Lassen Sie mich nur hinein, liebe Madame,“ setzte er dann hinzu; „ich will ihr sagen, daß ich sie zwei Jahre lang ehrlich geliebt und ehrlich gehalten wie meine Braut. Ich denke, das ist so viel werth und mehr als dies Geheimniß, zu dem ich meine Gründe hatte.“ — „Das hab' ich ihr ja auch gesagt,“ versetzte achselzuckend die Frau, „und der alte Herr that's gestern Abend, glaub' ich, auch, aber die kleine obstinate Person will von nichts wissen und nichts hören und will Sie nicht wiedersehn.“ — „Lassen Sie's mich immerhin versuchen,“ bemerkte er leise. „Ist sie wirklich — ernstlich krank? — Nein? — Nun gut, so wollen wir sehn, — und wenn nichts hilft, so müssen wir zur List unsre Zuflucht nehmen, und Sie unterstützen mich, — nicht wahr,

Mama? — Sie trauen mir nichts Schlechtes zu? — Ich will und muß Regine sprechen, denn es geht fort von hier."

Damit schritt er festen Schritts zu der Thür mit dem blanken Messinggriff, versuchte zu öffnen und nannte, da ihm das nicht gelang, flüsternd seinen Namen und sprach auch den der Geliebten wiederholt mit bittendem Tone aus. Allein es blieb drinnen alles still, und selbst, als er endlich mit wirklich bittrer und ziemlich lauter Stimme sprach: „Regine, ist das deine Liebe zu mir? — Regine — gehe ich einmal, so sehn wir uns niemals wieder!" — regte sich im Gemach nichts und kein Laut ward hörbar. Er wandte sich mit einem zornigen Ausruf ab und trat mit den laut gesprocheneu Worten auf die erste Treppenstufe: „leuchten Sie mir nicht, liebe Madame, ich finde mich schon zurecht. Der Regine aber sagen Sie einen ernsten Abschied — ich gehe für lange von hier fort."

Da sprang die Thür auf, und das Mädchen stand in der Oeffnung und mit zitternder Stimme sagte sie: „komm her, — wir haben noch mit einander zu reden." — Er blieb stehn und versetzte kalt: „wozu? Laß uns so scheiden — ich bin ja ein Betrüger, sagst du. Was willst du dem noch ein Wort gönnen!" — Sie sprang aus der Thür über den kleinen Platz und faßte heftig seinen Arm. „Ich will dich aber sprechen," entgegnete sie mit fast erstickter Stimme. „Ich will! — Kommst du?" — „Gut, ich komme," erwiderte er mit der gleichen angenommenen Kälte und folgte ihr in das Zimmer und verschloß die Thür.

Er war an der Schwelle stehn geblieben und sah sich im Gemach um — die Vorhänge der Fenster wallten weiß herunter, die kleine Lampe brannte gedämpft auf dem Tisch vor dem Sopha, der grüne Vorhang vor dem Alkoven war gehoben und ließ das kleine schmale Bett sehn, dessen Kissen zusammengedrückt waren, als habe das Mädchen darauf gelegen — und sie selbst, Regine

stand nun vor der Lampe und hatte ihm den Rücken zugedreht, ihr Köpfchen war gesenkt und ihre schlanke Gestalt durchflog hie und da ein leises und doch sichtbares Zittern.

„Regine!“ sagte er nach einiger Zeit, da sie noch immer sich nicht rührte, mit sanfter, weicher Stimme; sie fuhr zusammen, aber schwieg. „Regine!“ fuhr er fort, „sagst du mir nicht ein einzig Wort?“ Und da sie auch jetzt nichts entgegnete, trat er einen Schritt vor und setzte hinzu: „Regine, weißt du noch, was du neulich redetest? Wer ist nun dem Andern zuerst untreu geworden?“ — Sie wandte sich nicht um, sie erhob auch den Kopf nicht, sie ließ die Hände in einander gefaltet auf dem Tische ruhn, aber sie antwortete gepreßt: „du!“ — „So? — Ich?“ versetzte er ernst, „kannst du mich darauf ansehn?“ — Sie blieb noch immer in ihrer bisherigen Stellung und sagte erst nach einer Pause: „du wirst nun doch von mir scheiden.“ — „Das mußt du doch erst erwarten,“ entgegnete er ruhig, „bis jetzt bin ich doch noch da. Habe ich dir einen Beweis gegeben, daß ich von dir los wollte?“

„Und ist das kein Beweis,“ sprach sie fester und erhob den Kopf, „ist das kein Beweis, wenn ich erfahre, daß du deinen Namen mir verbargst, daß du mich betrogen hast und es unehrlich meinst mit einem ehrlichen armen Mädchen?“ — „Weißt du das schon so gewiß?“ fragte er kalt. „Ich dächte, das müßtest du doch auch wieder erst abwarten. Aber ist das keine Untreue,“ fuhr er fort, „wenn du zwei Jahre — hörst du wohl, Regine, zwei Jahre! — der Ehrlichkeit, der Treue und Liebe für nichts anschlägst, bloß weil du erfährst, daß ich einen andren Namen trage — bloß, weil du dir ausgedacht, daß ich dir den rechten aus unehrlichen Absichten verborgen haben müsse? — Hängt deine Liebe an dem Namen oder an dem Menschen? Vertraust du nur dem Namen, den du in all der Zeit vielleicht

nicht zehnmal gesagt und gedacht — — ich bin ja für dich nur Victor gewesen und nicht Rosen oder Roos! — oder dem Herzen, an dem du so oft geruht, das dich nie von sich gelassen? — Und bist du so klug, mein Kind, daß du alle Verhältnisse durchschaust und alle Gründe weißt, die mich zu solchem Geheimniß zwangen, — und daß du sicher bist, die zwei Jahre Liebe seien Betrug und Täuschung, weil ich ein Geheimniß vor dir hatte?" — Sie erwiderte kein Wort.

„Regine," sprach er nach einer Pause mit mildem Ernst, „sage mir — soll ich denn glauben, daß all deine heiße Liebe nichts war und nichts ist als dieser eine traurige — traurige Zweifel?" — Da wandte sie sich jäh um und sah ihn starr an; dann stürzte sie laut aufweinend zu ihm und schlang beide Arme um seinen Nacken und warf ihr Haupt an seine Brust, und zitterte und bebte vor der Gewalt ihrer unaufhaltsam hervorstürzenden Thränen. — Er hielt sie fest an sich gedrückt und ließ sie schweigend gewähren.

Es war eine geraume Zeit vergangen, als ihr Weinen sich endlich stillte und sie leise sagte: „der alte Herr Westritz hatte wohl recht; nun haben wir uns so lieb gehabt und müssen doch von einander gehn." — Er hob ihren Kopf auf, um ihr in die Augen zu sehn, aber sie hielt die Lider fest geschlossen. „Warum müssen wir das, Regine?" fragte er sanft. — Sie ließ ihren Kopf an seine Brust zurückgleiten und versetzte: „weil es nicht geht, daß wir zusammenleben, Victor. Deine Frau kann ich nun nicht werden — ich passe nicht in ein so stolzes Haus. Da nehmen sie mich nicht, und ich gehe auch nicht hinein. Und —" sie hob den Kopf wieder auf und sah ihn an — „wenn ich nicht deine Frau werden sollte und nur in Unehren dein — sieh, das kann ich nicht, — das nicht! Denn daran müßt' ich sterben, da hülfe mir all meine Liebe nicht und auch nicht all

die deine, und hättest du mich noch tausendmal lieber. Das hab' ich wohl in diesen Tagen an mir gemerkt; mein Herz hat gar nicht mehr geschlagen und mein Kopf war wie dumm, wie todt. So hab' ich mich gegrämt!"

„Wenn sie dich nun aber im Hause van der Roos nehmen?" fragte er und sah ihr forschend in die trüben Augen, „wolltest du dann auch nicht mein sein?" — „Nein, Victor, denn ich passe da nicht hinein, nicht zu dir — ihr müßtet euch des geringen Mädchens schämen." — „Bist du gering, Regine? — Wer wie du ist, in solcher Reinheit, in solcher Unschuld, in solcher Ehre, die ist eines Königs werth, und wäre sie eine Bettlerin. Denn kein Weib auf der Welt hat mehr als ihre Ehre, — die ist wie die Sonne am Himmel, das einzige und das allmächtige Licht ihres ganzen Lebens und Wesens. — Aber ich bleibe für dich am Ende doch der Victor Rosen, der ich bisher gewesen," fuhr er fort. „Komm, mein Herzenslieb, ich will dir von mir erzählen." Und sanft führte er sie zum Sopha und zog sie auf seinen Schooß nieder und erzählte ihr dann von seinem Leben im Elternhause und seinen jetzigen Plänen. —

„So siehst du wohl," schloß er seinen langen Bericht, „daß ich es nie böse mit dir im Sinn gehabt. Aber du siehst auch wohl, daß ich jetzt hinaus und mir einen Platz für uns beide suchen muß. Meine Mutter und meine Schwester Gretchen werden dir treu zur Seite stehn, aber ich selbst muß vielleicht Jahr und Tag von dir fern sein. Willst du auch auf mich warten, Regine?"

Sie hob den Kopf auf, setzte sich aufrecht und strich sich die Scheitel aus dem glühenden Gesicht hinter die kleinen Ohren. „Das fragst du mich wohl nicht im Ernst," versetzte sie, und ein trübes Lächeln glänzte in ihren verweinten Augen, „du weißt wohl, daß ich dir mein Lebenlang treu bleibe und von niemand

weiter weiß als von dir, und wenn ich dich auch heute zum letztenmal sähe für mein ganzes Leben. — Aber es geht auch so nicht, Victor, — ich will keinen Unfrieden bringen zwischen dich und die Deinen. Du sollst hier bleiben und dem Willen deines Vaters gehorchen — du sollst was leisten in deinem Geschäft und deinem Namen Ehre machen. Ich meine so, dabei kannst du auch thun, was dir lieb ist, deine Bilder malen und deine Verse schreiben. Sie werden drum nicht schlechter werden, da du's jetzt nicht fürs tägliche Brod zu thun brauchst. Was sollte das werden da draußen in Hunger und Kummer, in Mühe und Noth? Damit verstehst du nicht umzugehn. — Siehst du, wärst du Victor Rosen," fuhr sie fort mit glühenden Wangen und schimmernden Augen, „und hättest, wie ich's stets gedacht, in Armuth zu arbeiten gelernt, und hättest niemand, der dich was anginge, der nach dir fragte, da ging ich mit dir, wohin du wolltest, und es wär' mir nicht bange um unser täglich Brod. Aber nun" — sie holte tief Luft — „nun ist das anders. Weißt du, wie das thut, ums Tägliche sorgen, wenn man nicht kann und doch muß? — Und dazu würden sie dort sagen: das ist der und der, und er hat von Haus müssen, weil er kein gut thun wollte; und die Frau hat ihn drin bestärkt. Und hier würd' es lauten: ja, es ist unser Sohn gewesen, aber wir haben ihn gehn lassen müssen. Und die da — die Frau hat ihn von uns gerissen! — Sieh, Victor, das geht nicht! — Ehre Vater und Mutter! heißt es. — Du hast mir all die Zeit nichts Uebles gethan oder gegeben, und ich hätt's auch nicht von dir genommen. Und nun sollte es so werden?"

Er war noch immer stumm vor Erstaunen, denn zur Betrübniß oder zum Zorn über die Weigerung der Geliebten konnte er davor noch nicht gelangen. So hatte er sie nie gekannt und nie geahnt. Das hatte ihm daheim niemand jemals gesagt, weil

ihm niemand von denen unparteiisch gegenüberstand, die sich so oder so für sein Treiben interessirten, und weil Florentin trotz alles Verkehrs ihn noch zu wenig kannte, um mit aller Bestimmtheit über sein Schaffen urtheilen und ihm mit Erfolg ab- oder zurathen zu können. Und das klang ihm jetzt aus den Worten des einfachen jungen Mädchens unabweislich entgegen: du bist ein Dilettant, und es sind zwei sehr verschiedene Dinge, ob du als solcher, in Verhältnissen, die dich nirgends beengen und dir stets den Rücken decken, deine Kunst betreibst, nicht auf den Ertrag deiner Werke siehst und dich des Beifalls freust, den dieselben als Schöpfungen eines Dilettanten erhalten, — oder ob du deiner Kunst leben und dieselbe ausbeuten mußt, um von deinen Erfolgen darin leben zu können. — Das hatte er so wenig bedacht wie die meisten seines Gleichen, ob ihm die Sache gleich, da sie einmal zur Sprache gekommen, jetzt auch einleuchtend genug war. Darum traf ihn die Wahrheit auch so überraschend, ja überwältigend und erschütterte mit einemmal all seine Berechnungen, all seine Illusionen, die sich in ihm nach und nach ausgebildet und festgestellt hatten. Und es kam dies Licht dazu von der, die ihn liebte und über alle Menschen stellte, und von der er gestehn mußte, daß sie ohne jegliche Illusion, allein in der Praxis des Lebens herangewachsen und geschult war.

Indessen, so tief er sich durch diese plötzliche Erkenntniß auch niedergedrückt fühlte, unter solchem Druck ward etwas von dem Erbtheil seines Stammes in ihm wach — die Elasticität und Zähigkeit nicht nur, sondern auch die Geistesgegenwart und Unverzagtheit, die bisher den alten Stamm durch alle Stürme begleitet und erhalten hatte. Er fuhr sich über die Stirn, als wolle er den Gedanken: es muß also anders werden! — auch äußerlich zur Seite schieben, wie er es innerlich that, und mit voller Kraft warf er sich darauf, die Geliebte wieder zu gewinnen

und fester an sich zu binden, als sie's bisher schon gewesen. Damit gelang es ihm denn freilich besser, da das Mädchen ihn zu lieb hatte, als daß sie der Wärme und Innigkeit seines Wesens hätte lange Widerstand leisten, ihr ungerechtes Mißtrauen festhalten sollen. Und wenn sie auch traurig meinte: „ja, scheiden müssen wir aber doch, denn wir passen nicht für einander, und ich kann und will nicht die Friedensstörerin zwischen dir und den Deinen sein!" — so wußte er sie wenigstens für jetzt auch darüber hinwegzuführen, so daß sie endlich wieder wie vordem mit ruhigem und innigem Vertrauen an seiner Brust ruhte und ihm ihr Herz ausschüttete. Als er schied, waltete auch hier wieder der Friede, und seine letzten Worte waren: „quäle dich nicht, Regine, — dazu ist immer noch Zeit! — sondern vertraue wie sonst auf eine freudige Zukunft. Glaube mir — es wird sich auch für uns ein Weg zum Glück finden lassen."

Und der Weg war schon gefunden.

Als Victor vorhin das Zimmer der Mutter verlassen und auch die Verwandten Abschied genommen, hatte sich Florentin eingefunden, der am Morgen von seinem Bruder selbst in diese Räume und zu der Frau begleitet worden war, der er sich so lange nur unter dem finstersten Argwohn hatte nähern dürfen. Die drei Menschen waren über eine Stunde allein geblieben, und als sie schieden, hatte das Ehepaar Florentin über die Gallerie bis zur Treppe begleitet, um dort den herzlichsten Abschied zu nehmen, und Vincenz hatte gesagt: „Also gewiß, Bruder, heut Abend kommst du und nimmst wieder deinen Platz im Hause ein, wie er dir gebührt. Wir haben nachzuholen mit einander." Darauf hatte er dem Bruder die Hand geschüttelt und war mit der Gattin in ihr Zimmer zurückgekehrt, wo sie noch bis zum Mittagessen allein verweilten.

Auch jetzt am Abend war der Empfang Florentins ein

sehr herzlicher, und wenn sich auch bei dem Handelsherrn im Lauf des Zusammenseins hie und da ein gewisser Druck und bei Magdalenen eine immer aufs neue durchbrechende Bewegung verrieth, so wußte doch der neue Hausgenosse mit seiner freundlichen, Zutrauen erweckenden Weise beide Gatten bald darüber fortzubringen, indem er dabei auf das gewandteste die Erinnerungen zu vermeiden wußte, welche überall für diese drei Menschen auftauchten und ihre Heiterkeit hätten trüben können.

Als nach dem einfachen Abendbrode Philibert und die beiden Schwestern sich, wie es im Hause von jeher üblich gewesen, zurückgezogen hatten, diesmal jedoch mit einem herzlich gebotenen und herzlich erwiderten Gutenachtgruß, blieb Florentin nach einigen Gängen durchs Zimmer am Tische vor den Gatten stehn und sagte: „wenn ihr noch nicht müde seid, laßt uns ein Kapitel durchsprechen, das zu den mißlichsten hier im Hause gehört. Wir haben so lange Unruhe gehabt, daß wir uns alle nach Ruhe sehnen; wir haben so viel Unfrieden gesehn — laßt uns jetzt den Frieden suchen.“ — Magdalenens Auge streifte mit einem etwas scheuen Blick zu ihrem Gatten hinüber; allein Vincenz ruhte ohne Bewegung in seinem tiefen Sessel, und nur über sein sonst so finsteres und strenges Gesicht glitt es wie ein beinah schwermüthiges Lächeln. „Ich weiß, wohin du willst,“ entgegnete er jetzt dem Bruder. „Du denkst an Victor. — Glaube mir, Florentin, auch ich denke an meinen Sohn schon in all diesen Tagen mehr als genug, und zumal, seit Magdalene mir von seinen Plänen gesagt. Unzufrieden bin ich damit nicht — im Gegentheil, ich danke Gott, daß er endlich einmal aus dieser faulen Ruhe, endlich zu einem Entschlusse kommt.“

Florentin schüttelte den Kopf. „Sei nicht zu schnell,“ versetzte er. „Ich habe Victor in diesen vierzehn Tagen so gut kennen zu lernen gesucht, wie ich's vermochte. Es zog mich zu

ihm, weil ich eine Aehnlichkeit mit mir selbst an ihm fand. Allein ich sah bald, daß es damit nichts war; er hat theils mehr, theils weniger als ich. Mit seinem künstlerischen Schaffen ist es, so viel Anlagen er hat, — dummes Zeug —." — „Florentin, Sie urtheilen zu hart," unterbrach ihn Magdalene bestürzt. „Mir däucht, seine Erfolge —." — „Auch das ist nichts, liebe Schwägerin," sagte er ruhig. „Man sieht es den Sachen an, daß sie nebenbei, zum Vergnügen geschaffen sind, und läßt ihnen als solchen leider eine gewisse Ehre widerfahren, während man absolut und principiell allen Dilettantismus verwerfen sollte, möge er der wahren Kunst so nahe kommen, wie er wolle. Sehen Sie alles an, was man über ihn sagt — überall mahnt man ihn doch zu einer ernsteren Strenge gegen sich selbst. Und das ist es grade, was ihm fehlt. Die hat niemand gegen ihn bewiesen, und er selbst ist auch nicht dazu gekommen. Er hat's nicht nöthig! denkt er. Und wie ernstlich er's auch meinen mag, im Grunde ist all sein Schaffen und Treiben nur auch eine Manier die Zeit auszufüllen, wie ein andrer sie mit Umherschwärmen, mit Trinken und Spielen verbringt."

„Ich glaube, du hast nur zu recht," bemerkte Vincenz nach einer Pause. „Aber wie nun bessern?" — „Und doch ist er im Grunde durch und durch edel und brav," versetzte Florentin, „er empfindet, daß er einer Thätigkeit bedarf — er sehnt sich nach einer festen Basis für sich, das könnt ihr aus seinen neuesten Plänen abnehmen. Ich glaube, wenn man ihn mit Verstand zu lenken suchte, wenn man ihm die Möglichkeit gewährte, sich keine ideelle — sondern eine wirkliche reelle Stellung zu verschaffen, könnte man ihn dem practischen Leben noch jetzt gewinnen und ihn noch jetzt zu einem practischen tüchtigen Menschen machen." — „Aber wie?" fragte Roos wieder.

Florentin lächelte. „Willst du einen Rath von mir an=

nehmen, so gib ihm — eine practische Frau, für die er schaffen muß. — Gib ihm die, die er nicht als Dilettant, sondern als voller und ganzer Mensch liebt — die kleine Regine Stephani aus der Johannisstraße. Das ist ein Wesen, eines Königs werth, und man wird sie dereinst wieder mit Ehren „die Rose vom Güllendamm“ heißen, wie vor langen Jahren unsere Aeltermutter, die alte Serena, und wie zu unsrer Zeit deine Magdalene. Wir haben was gut zu machen an dem Kinde,“ setzte er nach einer Pause hinzu. „Denn wäre es damals zugegangen, wie es sollte, so wäre sie als Regine van der Roos geboren, und meine Tochter.“ Als er jetzt schwieg, ließ er seine hohe Gestalt in einen Sessel am Tisch gleiten und legte das Haupt nachdenklich zurück an die Lehne.

Der Handelsherr hatte ihn schweigend und ohne einen Zug seines Gesichts zu verändern bis zum Schlusse angehört, jetzt stand er auf und ging mit auf dem Rücken ineinandergelegten Händen seiner Gewohnheit nach im Zimmer auf und nieder. Seit er mit dem Bruder an's Sterbebett seiner Mutter berufen war und von ihr über manche bisher unklare und ihm unbekannte Punkte Mittheilungen erhalten hatte, die es ihm enthüllten, daß er trotz seiner Kraft und Selbständigkeit mehr als einmal nichts gewesen war als die Marionette in den Händen der Mutter und ihres gewissenlosen Freundes — seitdem war eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Besonders hatte ihn das offene Geständniß der Sterbenden, daß sie, um Florentin wegzubringen, die Idee des Consuls von einer „Liebschaft“ des jungen Menschen und der jungen Frau des Hauses aufgegriffen und die Eifersucht und den Haß des Gatten methodisch und absichtlich geweckt und genährt habe, — beinah von Sinnen gebracht. Der starke Mann war dem Druck des Gedankens fast unterlegen, daß es eine Lüge gewesen, die sein ganzes Dasein vergiftet, die das Glück des

Lebens für so viele Jahre fern gehalten von der Schwelle des alten Thurm- und Rosenhauses. Und als so der Dämon entweichen mußte, der ihn so lange und so furchtbar beherrscht hatte, da war es, als sei mit ihm zugleich der Grundstein der Wälle und Mauern zerbrochen und versunken, die er aus Finsterkeit und Härte, aus Starrheit und Bitterkeit um den tiefen edlen Kern seines Wesens nach und nach aufgebaut hatte.

Nachdem er Tage lang gerungen, um sich in diesem neuen Dasein zurecht zu finden, zerstörte Florentins ruhige und ungeschminkte Erzählung des vorigen Abends die letzten Reste des alten Mißtrauens, der alten Bitterkeit. Und da war er zurückgekehrt zu der Frau, die seine glühende und seine einzige Liebe gewesen sein Lebenlang und der er dennoch nichts gegeben als Leid und Verzweiflung — und er war zurückgekehrt zu den Seinen, die noch niemals an ihm einen Vater gehabt. Er war nur ihr Tyrann gewesen.

Hatte er schon in den letzten Tagen, wo er überhaupt zum erstenmal mit Vateraugen in seine Familie schaute, auch Victors viel und ernst gedacht, so war das noch viel ernster geschehn, seit seine Frau in der vergangenen Nacht zu ihm von den kurz zuvor ihr mitgetheilten Plänen und Wünschen ihres Lieblings geredet hatte. Er war zu ihr gekommen mit einem Herzen voll Trauer und Reue und fühlte es voller und voller werden, als die Langverkannte ihm nach allerdings schweren Kämpfen mit sich selbst endlich wieder ihr verzeihendes Herz öffnete und ihn offen hineinsehn ließ in sein Haus und den Kreis der Seinen. Auch hier war endlich zum Schluß ihrer langen und innigen Verhandlung sein Wort gewesen: „ich will bessern, was und wie ich kann!“

Auch von dem Liebesverhältniß Victors war die Rede gewesen, das der Mutter seit einiger Zeit bekannt war, und von

dem auch Vincenz als von einem schlechten Streich des Sohnes erfahren hatte. — Am Morgen jenes Tages, mit dem unsere Geschichte begann, hatte er mit Philibert schon darüber geredet und nach den näheren Umständen gefragt. Philibert jedoch wußte von nichts und bezweifelte auch die Wahrheit der Nachricht, da er Victor nie als ausschweifend kennen gelernt hatte. An etwas Ernstes konnte er aber um so weniger glauben, da der Bruder so gut wie er selbst wußte, daß zu einer solchen Verbindung den damaligen Verhältnissen nach nie die Einwilligung des Vaters zu hoffen war. Um so stärker mußte es ihn daher überraschen, als er am selben Abend damals dennoch Victor auf solchem Wege fand. — Mit dem Vater hatte er, zumal er von dem Bruder auf die erste offene Frage alles erfahren, und da in jener Zeit so manches Schwere über das Haus hereinzubrechen drohte, nicht mehr darüber geredet, und dieser war jetzt in der Unterredung mit Magdalenen von selbst, aber um vieles milder darauf zurückgekommen. Der Wink in Florentins Erzählung von der noch lebenden Tochter Johanna's, der für den scharf beobachtenden Handelsherrn unschwer auf die Bekannte des Sohnes zu deuten war, ging nicht an ihm verloren, — und so war er, als er die Pläne Victors, in die Ferne zu ziehn, erfuhr, bereits selbst auf den Gedanken gekommen, den vorhin Florentin aussprach: wenn das Mädchen brav und tüchtig sei, sie dem Sohn als Aussteuer und Halt mitzugeben auf den Weg, den er sich durchs Leben suchen und bahnen wollte, dies Mädchen, dessen Mutter von dem Thurm- und Rosenhause aus ein schweres Loos bereitet worden. — Vor dem glühenden Wunsche zu bessern und zu vergüten, schwieg in dem stolzen Manne jetzt sogar das hohe Gefühl seines Stammes und Ranges.

Als er sich jedoch jetzt, nach einigen Gängen durchs Zimmer zum Tisch zurückwandte und seine Ansicht in dieser Weise

aussprach, fand er bei dem Bruder einen entschiedenen Widerstand. „Wollt ihr mir hiebei eine Stimme zugestehn," sagte Florentin, „so überlegt ihr beide die Sache noch einmal und gebt diesem seinem Plan nicht nach. Daß es mit seinem Kunsttreiben nichts ist, könnt ihr mir glauben; das ist gut um das Dasein zu schmücken, um vom derben Tagesleben dabei auszuruhen — dazu genügt's, und dazu soll er es auch behalten als eine schöne, dankenswerthe Mitgabe des Himmels. Aber es reicht nicht hin, daß er sein Leben darauf begründe. Glaubt mir, nach kurzer Zeit würde er dabei unterliegen und ohne eure Hülfe zu Grunde gehn. Gebt ihm einen Beruf, bei dem er sein richtiges, tüchtiges, tägliches Pensum zu thun hat. Er ist ein klarer, einsichtsvoller, ja geistvoller Mensch, — ich sehe nicht ein, weshalb du ihn für das Haus und Geschäft van der Roos verlieren willst, Vincenz? Ich dächte, seine poetische, schwunghafte, kühne Natur könnte der prosaischen und bedächtigen Philiberts ganz passend assistiren. Seine Sprachkenntniß ist wahrhaft tüchtig, sein bischen übriggebliebenes Jus schadet ihm nicht, und wenn er sich erst auswärts ein oder zwei Jahre lang in tüchtiger Arbeit gekräftigt, dann bürge ich dafür, daß er mit seinem dreißigsten Jahre ein brauchbarer Mensch ist, der euch Freude macht."

Magdalene schüttelte traurig den Kopf; sie konnte so schnell den Traum von einer glänzenden Laufbahn des Sohnes, und den Glauben an eine ebenso glänzende Begabung desselben nicht aufgeben. Auch Roos schwieg lange Zeit in tiefem Nachdenken, und da er endlich sprach, meinte er: „das möchte alles sein, aber es ist ja eben das Unglück, daß er zu nichts zu bringen ist."

„Bah!" entgegnete Florentin heiter, „verzagt doch nicht gleich an einem Menschen! Glaubt mir, meistens kommt es in solchem Falle nur darauf an, daß man ihm auf einen Weg,

aber auf den richtigen Weg hilft und ihm dann einen derben Sporn in die Seite setzt. Der Handel ist sein Fach und Weg — ich schwör' darauf! — und der Sporn ist — Regine. Ich kenne das Mädchen, sie ist es werth, daß ihr sie ihm als Preis für sein ernstes Streben nach einer wirklichen Existenz zugesteht. Und wie ich ihn und seine Liebe kenne, die zwei Jahre lang die Ehre der Geliebten lauter wie Gold erhielt — so wird ihm der Preis des Strebens werth sein. — Damit sie aber auch äußerlich eurer und seiner werth sei," setzte er mit einem feinen Lächeln hinzu, „so will ich's euch gestehn, was sonst noch Geheimniß: ich adoptire sie als mein Kind. — Wird das Platz haben im Thurm- und Rosenhause?"

„Florentin, Sie sind ein edler Mensch!" sagte Magdalene bis zu Thränen bewegt; aber Vincenz drückte lachend die Hand des Bruders und meinte: „du warst von jeher ein schlauer Bursch! Ich sehe, du hast es noch nicht verlernt. — Aber," fuhr er fort, „wenn wir nur die Rechnung nicht ohne den Wirth machten, die Romantik auch deine Protégé ansteckte und sie lieber mit ihm in die Ferne möchte?" — Florentin schüttelte den Kopf und versetzte leichthin: „hm, kein Gedanke! — Aber ich werde auf alle Fälle vorbeugen."

Wie man weiß, bedurfte es dessen nicht, da Regine bei all ihrer Liebe dennoch weder sich selbst noch Victor verbarg, daß sein bisheriges Streben und Schaffen wenig geeignet sei, ihnen eine Existenz zu gründen. Das sprach sie nun auch gegen Florentin zwar nicht mit deutlichen Worten aus, denn dazu hätte sie tiefer gebildet sein müssen, als sie war, aber Florentin hörte es aus ihren Andeutungen heraus, wie es Victor gehört hatte, und als er daheim von einem so ernsten Sinn des Mädchens berichtete, nahm er dadurch den Handelsherrn besonders aufs äußerste für sie ein. Vincenz begriff daraus auch immer

besser, weßhalb Victor das Mädchen nicht nur so über alles liebte, sondern auch durch ihre Vorstellungen und Einwendungen so tief erschüttert und so nachhaltig umgestimmt werden konnte, daß er auf die ihm vorgelegten Pläne und Absichten der Seinen jetzt ohne besonderen Widerstand einging. Als das einzige, was er bisher mit Ernst erstrebt und in Wirklichkeit erreicht, — der Besitz und die Liebe der Geliebten in Frage gestellt war, regte sich alles in ihm, was er an Energie besaß, und dankbar ergriff er die Vorschläge der Seinen, die ihn der Mühe des Erwägens und Selbstbestimmens überhoben und ihn so zu sagen plötzlich auf den Kampfplatz stellten, wo es nur noch galt, die Kräfte zu gebrauchen, um des Erfolges ziemlich sicher zu sein.

Nicht die geringste Freude erweckte dieser Entschluß bei Reginen, allein es fehlte noch viel, daß sie sich mit dem Gedanken vertraut machte, dereinst dem stolzen Geschlecht anzugehören, welches bisher in übermüthiger, starrer Abgeschlossenheit der ganzen Welt, möchte man sagen, gegenübergestanden, und weder die Bitten und das Drängen Victors, noch der ihr mitgetheilte Wille Florentins, sie zu adoptiren und sie dadurch diesem stolzen Geschlechte gleich zu stellen, vermochten lange Zeit ihr Widerstreben zu besiegen. Es lebte in ihr nicht nur die tiefe Demuth, die ihr ein solches Loos zu groß und schön erscheinen ließ, sondern auch der heimliche Stolz, den wir oft bei Menschen finden, die sich durch eigene Kraft eine selbständige Stellung erschaffen, und der sie scheu vor fremden Verhältnissen zurückweichen läßt, wo sie fürchten können, daß sie ihre Selbständigkeit verlieren oder gar selbst nicht willkommen sein möchten. Sie rang und rang, sie hatte nur Thränen zur Antwort, als Victor sie fragte: „kannst du mich denn aufgeben, Regine?“ — und sie weinte gleichfalls bitterlich, als Florentin mit ernsten Worten den Wi-

derspruch zwischen ihrer Liebe und ihrem hartnäckigen Widerstreben ihr vor Augen hielt. Sie wußte und vermochte sich nicht zu entscheiden, und immer von neuem sagte sie: „laßt mich sterben für Victor, das kann ich, denn so lieb hab ich ihn. Aber ins Thurm- und Rosenhaus geh ich nicht — ich schämte und grämte mich todt, wenn sie mich dort nicht wollten, und wenn ich Unfrieden brächte in die Familie dessen, den ich so liebe!"

Victor wußte diese neue und unerwartete Qual kaum zu ertragen; in finsterer Trauer ging er umher und mochte weder die Seinen noch selbst Regine sehn. Und wer weiß, wohin der Widerstand des Mädchens endlich geführt, der den Stolz in allen Familiengliedern verletzte, hätte nicht Florentin ruhig und fest zu seinem Plane gestanden, den er auf die Liebe der jungen Leute und auf seine Neigung zu beiden gebaut hatte, und hätte andrerseits Vincenz nicht eine Art von Sühne und Vergütung darin gefunden, daß er dem Wunsche des früher so schwer mißhandelten und verkannten Bruders vollständig und selbstlos nachgab.

Das Mädchen war in all der Noth dieser Tage ganz krank und blaß geworden und fühlte selbst, wie nöthig ihr eine kurze Aufheiterung sei. Sie folgte daher willig Florentins Aufforderung, mit ihm in der frischen und leichten Luft des hellen Wintertags einen Spaziergang zu machen; der alte Herr war ihr so nahe getreten, daß sie schon jetzt für ihn wie für einen Vater fühlte. So gingen sie dahin auf dem knirschenden festgefrorenen Schnee, aus dem Thore hinaus und auf den alten Stadtwällen entlang, denn die Kleine that es nicht anders, sie scheute die Augen der Menschen, wenn man sie plötzlich am Arm eines so stattlichen, reichen Herrn durch die Straßen gehn sähe. Florentin erzählte dem Mädchen von seiner Liebe zu ihrer Mutter und wie sie durch ein böses Verhängniß von einander gerissen worden.

So waren sie zu einer Stelle gelangt, wo sich von der Höhe des Walles eine Stufenreihe zum Stadtgraben hinabzog. „Komm," sagte Florentin, „ich will dir zeigen, wo ich wohne und wo auch du wohnen sollst, wenn die Dokumente endlich fertig werden, die dich zu meiner Tochter machen." Sie folgte ihm willig, denn sie wußte nicht, daß er wieder in seinem Ahnenhause wohnte. Sie gingen die Stufen hinab und über das Eis des Grabens, durch eine kleine, vom Alten geöffnete Pforte in der Mauer, durch einen großen, tief verschneiten Garten, dessen linke Seite mit hohen Speichern besetzt war, bis zu der Giebelseite eines alten Hauses. Florentin deutete zu den Fenstern droben hinauf. „Siehst du, da wohnte ich, als ich deine Mutter liebte und verlor."

Er öffnete wieder eine kleine Pforte und führte das nichts ahnende Mädchen einen Corridor entlang, eine kleine Treppe hinauf. Droben eilte jemand mit hastigen Schritten vorüber, aber sie sahen nichts von der Gestalt. — Dann kamen sie in ein großes, einfaches Schlafzimmer. „Lege ab," sprach Florentin und nahm dem Mädchen den Mantel ab, „es ist drinnen warm und ich lasse dich nicht schnell fort, ich will dir eine Tasse Kaffee machen." Und als sie auch den Hut abgenommen, führte er sie durch ein dunkles Kabinet und hob einen Vorhang. „Tritt ein," sagte er und schob sie vorwärts. —

„Regine!" rief Victors jubelnde Stimme, und seine Arme umfaßten die zurückschreckende, geblendete Kleine und zogen sie vollends hinein in das prächtige, mit dem vollen Licht der tiefstehenden Sonne erfüllte Gemach, „Regine, meine Herzensblume, bist du da, bist du bei mir, Krone meines Lebens? — Mutter, — Vater — segnen Sie uns! — Sagen Sie ihr, daß Sie sie gern aufnehmen als Victors Braut — als den Segen und Schmuck dieses Hauses — als die Rose vom Güllendamm!" —

„Das ist sie!“ sprach die Stimme des Handelsherrn, dessen früher so strenge Augen jetzt mit einem milden, liebevollen Blick auf dem von glühender Röthe übergossenen Gesicht, auf der zitternden, schlanken Gestalt des bestürzten Mädchens ruhten. Und Magdalene zog sie an ihre Brust und sagte ergriffen: „du siehst wohl, Regine, Victor kann nicht leben ohne dich, und du sollst unser sein, wie er es ist, das Kind unseres Hauses und Herzens.“

Das Mädchen barg ihre stürzenden Thränen an der Brust der Mutter. Es währte eine lange Zeit, bis sie sich zu fassen vermochte, bis sie unter der Zärtlichkeit Victors und der Herzlichkeit aller Uebrigen sich hineinfinden lernte in die so lange abgelehnte, jetzt so freundlich sie umfangende neue Heimat.

„So hatte ich sie mir nicht gedacht,“ meinte später Vincenz im Gespräch mit seinem Bruder. „Hätte ich sie früher gekannt — wer weiß, ob ich nicht früher auch anders zu denken gelernt. Sie zeigt, wie hoch die Ehre des Menschen steht über jeder anderen. Man muß der Ihre sein. Sie bezaubert!“ —

Wie es bestimmt worden, zog Victor in die Ferne, um noch einmal mit Ernst und Strenge gegen sich selbst das Leben zu beginnen. Es gelang ihm auch, und als er nach zwei Jahren zurückkehrte, konnte er sich mit ruhigem Bewußtsein den Seinen vorstellen als einen Mann, der nicht nur an Fähigkeiten, sondern auch an Kopf und Herz der Aufgabe gewachsen war — ein neuer, starker und dauerhafter Träger zu sein des alten Hauses van der Roos. Er fand die Braut, wie er sie verlassen — voll Innigkeit und Liebe, voll Reinheit und Schönheit und in dem vollen Zauber des Wesens, das ihn und all die Seinen ihr gewonnen und unauflöslich ihr zu eigen gemacht. Ja sogar die Familie des Bürgermeisters hatte endlich der Lieblichkeit des

Mädchens nicht länger zu widerstehn gewußt und sie, zumal als Florentins Tochter, für ebenbürtig aufgenommen. —

Am Polterabend ihres Hochzeitstages, da auf der Straße vor dem Thurm- und Rosenhause nach alter, nun längst abgekommener Sitte, viel Lärm und Volksjubel war und allerlei Ausgelassenheit getrieben wurde, fiel, vielleicht in Folge des starken Knalls von gleichfalls abgebranntem Feuerwerk, der alte Thurmschild der Westritz aus der Thürwölbung und zersplitterte auf den Granitstufen in tausend Stücke. Es war, als solle das ein Zeichen sein, daß der starre Trotz, der bisher die Menschen beherrscht und im Hause gethront, zu Grabe getragen sei und daß, nach Florentins Wort, die Ehre und das Glück des Menschen zur Geltung kommen sollten vor denen des alten übermüthigen, rücksichtslosen Geschlechts der van der Roos. Der Schild ist zwar wieder hergestellt worden und hängt an seiner alten Stelle, allein der alte Sinn und Geist sind nicht zurückgekehrt. Ein offenes, frisches, heiteres Leben waltet in dem Geschäft, im Hause, in der Familie, und in der Stadt und im Lande und in aller Ferne, so weit man das Haus kennt, gilt als Krone und Ehre desselben seine noch immer holdselige Herrin, Regine, und man heißt sie weit und breit nur „die Rose vom Güllendamm.“

Der Consul Leonhardi soll todt sein, ohne daß man davon Genaueres weiß. Man hat im Thurm- und Rosenhause nie mehr von ihm gehört, noch von ihm geredet. Vincenz und Magdalene sind tief betrauert von den Ihren vor einiger Zeit gestorben, nachdem sie noch manche Jahre das Glück der Einigkeit und Liebe genossen, das ihnen ein finster Geschick so lange verwehrt. Florentin lebt noch in hohen Jahren und Ehren im Altenbau, und neben ihm hausen dort Philibert und Margarethe, von denen die letztere nach einer kurzen Ehe und nach dem Verlust ihres Gatten zurückkehrte, um dem Bruder die Wirthschaft

zu führen. Denn Philibert hat sich seit einiger Zeit aus dem Geschäft zurückgezogen und nicht geheirathet, weil er die Unbequemlichkeiten des Ehestandes fürchtet und den Kindern Helenens, die endlich doch den Vetter Josef genommen, sein Vermögen hinterlassen will. Josef hat als Landmann wenig Glück und schlimme Jahre gehabt und kann an die Seinen nicht viel vererben. Die Kinder der Rose vom Güllendamm brauchen keinen Zuschuß, denn Victors Geschäftsführung hatte reichen Erfolg, und nie stand es fester und ehrenvoller da als jetzt —

„das Haus der Westritz van der Roos."

Helene.

1857.

„Helene."

„Wer überwindet, der wird's alles erwerben."

Und weiter stand auf der mit leichtem Rost angelaufenen Eisentafel kein Wort, keine nähere Bezeichnung, keine Jahreszahl — nichts. Die Buchstaben hatten längst ihre Vergoldung verloren; bevor ich die Flechten abgeschabt, die sich in ihren Zwischenräumen festgesetzt, waren sie kaum leserlich gewesen, und der ganze Zustand der Tafel nicht nur, sondern auch des halbversunkenen Hügels deutete darauf hin, daß eine lange Zeit vergangen, seit man dem Schläfer hier gebettet, und daß längst kein freundlich Auge mehr diese Stätte überwacht, keine Hand mehr sie gepflegt hatte.

Es war ein einsamer Platz, hart am Rande des Hügels und im Winkel der von zwei Seiten hier zusammenstoßenden Steinmauern. In der Ecke hatte ein uralter Hollunder seine zahlreichen Sprößlinge zu einem dichten Busch empor getrieben, außerdem aber stand weit umher nur ein einziger großer Apfelbaum, und grade unter dem stärksten, jetzt auch am vollsten blühenden Äste war das Grab. Vom Dorf, das jenseits im Grunde lag, sah man gar nichts, von der kleinen Kirche nur hie und da ein Stück der Grundmauern durch die sie dicht umgebenden Bäume; die andern Gräber lagen auf der Ost- und Südseite des Friedhofs und waren noch nicht bis hieher vorgedrungen, wo der Rasen in

ungestörter Frische grünte. Und vorn hinaus übersah man von der kleinen Höhe einen weiten Landstrich mit seinen Ackerbreiten, Wäldern und Wiesen, mit rings zerstreuten Dörfern und Weilern, in deren Fenstern hie und da die tief stehende Sonne mit ihrem goldenen Licht brannte.

War es die Einsamkeit und Abgeschlossenheit des Platzes, die tiefe Ruhe und Lieblichkeit, — war es dies Grab, wo dem Schläfer fern von den Lebenden und Todten allein in dem Frieden und der Stille der Natur gebettet war, unter dem wundervollen Baume, der mit seinen tausenden von eben erschlossenen Blüthen wie ein riesenhafter Rosenstock sich darüber wölbte, — war es die räthselhafte Inschrift der Platte, — war es dieser ganze Reiz der einsamen Stelle, oder waren es die durch das alles in mir angeregten Gedanken, welche mich fesselten, — genug, ich konnte mich von dem Platze nicht trennen, und nachdem ich ihn Morgens zuerst aufgefunden, war ich nun gegen Abend nochmals dahin gekommen. Die Sonnenstrahlen waren vom Grabe bereits fort, spielten jedoch noch am Stamme des Baumes und an den vermorschten Pfählen, die an seinem Fuß vor Zeiten vielleicht eine einfache Bank getragen. Ich setzte mich auf den Rasen, las die Inschrift der Platte, ließ den Blick dann gedankenvoll in die Ferne hinausstreifen und gab dabei nicht weiter acht auf meine nähere Umgebung.

So kam es, daß ich halb erschrocken und halb verdrießlich emporfuhr, als ich mich plötzlich, und noch dazu ziemlich barsch angeredet hörte, ohne daß ich auf dem weichen Rasen den Schritt eines sich Nähernden vernommen. Es war ein bejahrter Mann, der neben dem Baume stehend, finstern Blicks jetzt seine Worte wiederholte: „Was macht Ihr da?“ — Und als ich ziemlich ernst die Antwort gab: „wie Ihr seht — ich sitze hier!“ — setzte er im gleichen Tone hinzu: „nehmt den Arm von der Tafel. Sie

steht gerade über ihrem Kopf, und mir ist's als müsse sie das drücken, wenn sie auch längst nichts ist als Staub und Asche. — Die Erde solle ihr leicht sein, hat der Pastor ihr nachgewünscht. Ja — unser Herrgott hat an ihr gut zu machen. Das Leben gab er ihr schwer genug."

Die Worte des alten Mannes überraschten mich. Wie kam er, der ein gewöhnlicher Taglöhner oder ein ärmerer Bauer zu sein schien, zu diesem Aufwand von Worten und, noch mehr, zu dieser Feinheit des Gefühls, so daß es hart an Sentimentalität streifte? Wer die Landleute nicht nur beobachtete, sondern auch mit ihnen umging, weiß, wie fern sie für gewöhnlich von beiden sind, zumal einem Fremden gegenüber.

Ich hatte bei seiner Rede unwillkürlich den Arm von der Tafel genommen, stand auf und trat zu ihm. „Ihr wißt, wer hier begraben ist? Ihr kanntet die Frau?" fragte ich. „Das ist wohl schon lange her, Vater?" setzte ich hinzu, und sah zu ihm auf, denn er war ein sehr großer Mann, dessen hagere, fleischlose Gestalt jetzt etwas aufgerichtet am Stamme des Apfelbaums lehnte, während der unverhältnißmäßig kleine Kopf leicht geneigt und das blaugraue Auge mit einem finstern Blick zum Hügel gewendet war, den ich eben verlassen. Und wie ich die ganze Gestalt, wie ich das Gesicht mit den tief eingeschnittenen, von Arbeit, Sorgen und Unglück redenden Zügen, die trotzige Miene, den strengen Mund betrachtete, war es mir, als stehe da einer der wilden Männer vor mir, wie sie vor dreihundert Jahren die Schaaren der aufgestandenen Bauern zum Vertilgungskampf gegen ihre Tyrannen geführt hatten und nach kurzem, erbarmungslosem Triumph unter den Martern der ebenso erbarmungslosen Gegner trotzig verbluteten.

Als ich gesprochen, erhob er das Auge zu mir, und ohne sich weiter zu regen, versetzte er: „Was geht das Euch an?" —

„Mich so viel wie jeden, der das Grab hier findet und die Inschrift der Platte liest," antwortete ich und gab ihm seinen Blick fest zurück. „Ich habe Lust, mehr davon zu erfahren, und werde mich damit an den Prediger wenden, der mir schon Nachricht geben wird." — „Da könnt Ihr lange fragen," erwiderte er, indem er mit einem verächtlichen Lächeln den Kopf schüttelte. „Der von damals ist lange schon fort, und der jetzt hier ist, weiß den Henker von diesem Platz, den er vielleicht noch gar nicht gesehn." — „So könnt Ihr mir davon erzählen," sagte ich mit einem festen Blick auf ihn nach einer Pause, „oder ein Anderer; es werden noch mehr Leute davon wissen." — Er schüttelte wieder den Kopf. „Davon? — Nein!" entgegnete er; „'s ist keiner mehr da als ich. Der Franzosenkrieg hat hier aufgeräumt unter Alt und Jung. Und ich?" fuhr er fort, und sein Auge blickte unter der dichten Braue scharf hervor, „ich? Ich rede davon nicht zu jedermann. Denn was kann Euch das kümmern?"

Ich sah mehr und mehr ein, daß bei dieser störrischen Natur nur ein offenes Vertrauen vielleicht zu einem Erfolge führen könne, und so versetzte ich ruhig: „das will ich Euch sagen, Vater. Meine Großmutter hat einmal eine Schwester gehabt, die vor langen Jahren, als junges Mädchen aus ihrem Vaterhause verschwand und nie wieder von sich hören ließ und nie aufgefunden ward, wie sehr man ihr auch nachforschte; sie hat auch Helene geheißen. Vermuthlich ist sie mit einem Mann fortgegangen, den sie gern hatte, der aber ihren Eltern nicht gefiel und dann, etwa zugleich mit ihr, für immer jene Stadt verließ. Wiedergesehen hat man ihn nicht, allein dem Gerücht nach soll er schon damals Mitglied einer Gaunerbande gewesen und später in einem anderen Theile Deutschlands ergriffen worden sein. Jetzt sind nun Beide wohl gestorben. Allein meine Großmutter lebt noch und möchte gar zu gern etwas Genaueres über die verschollene Schwester

hören, die sie vordem geliebt, wie man es nicht häufig findet. Ich bin schon überall umher gekommen mit meinen Nachforschungen und habe vor nicht langer Zeit erst einige Spuren entdeckt, die mich in diese Gegend zu weisen schienen."

Er hatte mich ohne Unterbrechung und ohne seinen Blick von meinem Gesichte zu verwenden, ausreden lassen. Nun nahm er den dreispitzigen niedrigen Hut ab, fuhr mit der knochigen braunen Hand über die Stirn und das graugemischte, dichte Haar, setzte den Hut wieder auf und sagte: „wann ist die Dame davongelaufen?" — „Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, Vater," versetzte ich. — Er nickte. „Das trifft zu," murmelte er vor sich hin und sah gedankenvoll in die Ferne hinaus; und zu mir zurückblickend, fuhr er nach einer Pause fort: „und wie hieß der Mann?" — „Es war ein französischer Abenteurer und nannte sich Graf von Romilly; in Frankreich war er Offizier gewesen." — Der Alte schüttelte den Kopf. „So hieß er nicht — doch er kann sich ja auch so genannt haben," meinte er. „Ein Franzos aber war's, und daß er einmal Soldat gewesen, hab' ich immer geglaubt. Und Graf mag er auch gewesen sein — zum wenigsten war er dazu hochmüthig genug," setzte er hinzu und verzog das Gesicht zu einem finstern Lächeln.

„Ich will Euch davon erzählen," sprach er nach einem kurzen, gedankenvollen Schweigen. „Ihr habt vielleicht ein Recht auf diese alte Historie, und was des Menschen Recht ist, das muß ihm werden. — Kommt, setzt Euch her," fuhr er fort und ging die paar Schritte zur Steinmauer, ließ sich auf ihrem niedrigen moosbedeckten Rand nieder und schlug die Beine in den kurzen schwarzen Lederhosen und den langen Strümpfen von rauher, grauweißer Wolle, übereinander. „Wenn sie's gewesen, die Ihr sucht, die Hélène — er sprach den Namen mit französischer Betonung aus — dann gibt's keinen bessern Platz zu der alten

Geschichte als diesen hier, wo sie oft und oft gesessen, — und es gibt keinen Mann, der sie besser erzählen könnte als ich, Herr."

So sprach er und begann gleich darauf ohne weitere Vorreden seine Erzählung, die ich in Nachstehendem so treu wie möglich, doch nicht mit seinen Worten wiederzugeben suchen werde. Denn der Alte war einerseits zu heftig, andrerseits zu sehr betheiligt bei den mitgetheilten Ereignissen, um ein guter Erzähler zu sein, und berichtete daher viel zu leidenschaftlich und verweilte oft zu lange bei Dingen, welche zwar für ihn, aber nicht für das Ganze von Wichtigkeit waren.

Gegen das Ende des Maimonats im Jahre 1797 hatte der Bauernsohn Martin Engelhardt eben die Pferde von den Eggen gespannt, mit denen er das frischbesäete Haferfeld geebnet hatte, und wollte nach Hause zurückkehren, als er durch einen fernen Ruf und das zugleich erfolgende Anschlagen seines Hundes zum Auf- und Umsehen bewogen wurde. Aus dem Walde, welcher sich damals noch auf der Ostseite längs der ganzen Feldmark des Dorfes hinzog, waren ein paar Menschen getreten und näherten sich dem jungen Mann auf dem festen Rasenufer eines Grabens ziemlich schnell, indem der Eine von ihnen wiederholt mit der Hand winkte und zugleich auf's neue seinen Ruf erschallen ließ. Martin folgte denn auch, ging ihnen ein paar Schritte entgegen und erfuhr von ihnen — einem Diener in dunkler Livrée und einem Postillon — wie der schwere Wagen einer Herrschaft auf dem grundlosen Waldwege umgeworfen und zugleich eines der Pferde so stark verletzt sei, daß man nicht aus der Stelle kommen könne und Hülfe suchen müsse. Der Diener sollte sich zugleich nach einem Unterkommen umsehen, da auch seine Herrschaft verletzt worden. Von einem solchen konnte in dem abgelegenen Dorfe aber nur bei dem dort wohnenden Prediger die Rede sein, und während Martin und der Postillon Menschen und Pferde ver-

sammelten, ging der Diener ins Pfarrhaus und trug sein Gesuch vor.

Der Prediger, der kinderlos und seit einiger Zeit auch verwittwet war, hatte im Hause trotz der Beschränktheit der Räume, dennoch Platz genug und nahm die Fremden bereitwillig auf, welche nach etwa zwei Stunden mit ihrem Wagen bei ihm eintrafen. Der Herr, ein stattlicher und schöner, noch jugendlicher Mann, sprach ein zwar gewähltes, aber fremd accentuirtes Deutsch, so daß man ohne Mühe erkannte, wie er die Sprache erst in späteren Jahren erlernt. Er hatte sich beim Herausspringen aus dem Wagen das Bein verletzt und hinkte stark, trug jedoch trotzdem die im Wagen befindliche Dame auf seinen eigenen Armen in das ihm angewiesene Gemach. Die Letztere war ein sehr jugendliches und sehr schönes Wesen, obgleich sie jetzt, wo der Prediger sie während des Hineintragens sah, leichenblaß und mit geschlossenen Augen im Arm des Mannes ruhte. Die Binde, welche ihren schönen mit weichem dunkelblondem Haar bedeckten Kopf umgab, war von Blut durchdrungen, und einzelne Tropfen hatten sich auch darunter hervorgestohlen und waren über Schläfe und Wange herabgeglitten.

Außer diesen beiden Personen war noch der erwähnte Diener da und ein junges Mädchen in hübscher ländlicher, in diesen Gegenden aber unbekannter Tracht. Sie blieb nun mit der Schwester des Pfarrers bei der Dame, während Diener und Postillon den Wagen abpackten und in eine Remise schoben, und der Herr einen Boten nach einem benachbarten Dorfe schickte, wo ein Bader wohnte.

Die Untersuchung des alsbald Angelangten lieferte ein beruhigendes Resultat. Die Kopfwunde der Dame war zwar tief und hatte einen starken Blutverlust zur Folge gehabt, allein Gefahr war keine vorhanden, und außer einer mehrtägigen Ruhe wußte

der verständige Chirurg nach angelegtem Verbande wenig zu verordnen. Nach einigen Tagen war denn die Kranke auch wieder aufgestanden und das Bein des Herrn gleichfalls geheilt und schmerzfrei; dennoch verweilten sie noch im Pfarrhause, wozu sich der Herr die Erlaubniß des Predigers erbeten und ohne Mühe erhalten hatte.

Inzwischen hatte er dem Pfarrer auch einige Aufklärung über sich und seine Verhältnisse gegeben. Er nannte sich Baron von Denin, hatte das Ludwigskreuz, war im Jahre 1791 aus Frankreich ausgewandert und theils durch eigenes gerettetes Vermögen, theils durch das Erbtheil seiner erst kürzlich geheiratheten Frau in großem Wohlstande und angenehmer Unabhängigkeit. Durch die Kriegsunruhen war er aus seinem bisherigen Wohnort — einer süddeutschen Residenz — aufgeschreckt und nach diesem Landestheil gereist, wo er zur Regulirung einer kürzlich seiner Familie zugefallenen Erbschaft sich in der nächsten kleinen Stadt ein Rendezvous mit einem dort durchreisenden Vetter gegeben hatte. Auf dem Wege dahin war ihm der Unfall begegnet. Sein Kammerdiener, den er gleich am folgenden Tage mit einem Briefe in die Stadt geschickt, hatte den Verwandten nicht getroffen und dummer Weise den Brief, der nur auf dessen Anwesenheit berechnet war, nach dem bisherigen Aufenthaltsort desselben auf die Post gegeben, so daß der Baron jetzt gezwungen war, hier eine Antwort abzuwarten, die aber keinenfalls lange ausbleiben könnte.

Der alte Prediger begnügte sich mit dieser Erklärung, obgleich ihm mehr als ein Punkt in derselben als ziemlich unklar auffallen mochte. Er wußte jedoch einerseits, wie viele seltsame Verhältnisse es im Leben und Treiben der Emigranten gab, von denen auch in diesen Winkel einige gedrungen und sich sogar in den nächsten Städten niedergelassen hatten; und andrerseits war er ein gutmüthiger, rücksichtsvoller Mann, der um alles in der

Welt nicht einen Menschen betrüben oder verletzen mochte, indem er sich neugierig oder mißtrauisch in dessen Privatverhältnisse eingedrängt hätte. Uebrigens schienen ihm auch die Hauptpunkte: Ehre, Vermögensverhältnisse und die Respektabilität des Barons — über jeden Zweifel erhaben zu sein, und alles Uebrige ging ihn im Grunde wenig an; er gestattete den Fremden bereitwillig den verlängerten Aufenthalt in seinem einsamen Hause und war nur schwer zu bewegen, endlich das Kostgeld anzunehmen, welches der Baron ihm zu einigem Ersatze aufdrang, als der Aufenthalt sich unerwartet nach und nach über zwei Monate ausgedehnt hatte und auch für's Erste noch nicht enden zu wollen schien.

Mehr Anstand als bei ihm fand der Aufenthalt der Fremden dagegen bei seiner Schwester, die gleichfalls verwittwet, seit dem Tode ihrer Schwägerin bei dem Bruder ein Unterkommen gefunden und seine kleine Wirthschaft verwaltete. Die alte Dame war mit den Gästen gar nicht zufrieden und ward es von Tag zu Tag weniger. Sie machten ihre Ersparnißpläne zu Schanden, sie stellten ihre Hausordnung auf den Kopf; mit dem Diener konnte sie nicht reden, da er zu ceremoniell und vielleicht verschwiegen war; mit der Dienerin nicht, da sie ihren Dialekt kaum verstand und das junge Ding ihr bei jedem Wort in's Gesicht lachte. Noch weniger sagte ihr die Herrschaft selbst zu — der zwar artige, aber stolze und hie und da gar lockere Grundsätze verrathende Baron, die bald stille, bald aber auch einmal ausgelassene, nun weinende, dann aufjauchzende junge Frau. Die Alte war es gewesen, die dem Bruder Zweifel einzuflößen versucht hatte, ob das Paar auch wirklich verheirathet sei. Sie erinnerte an die vielen derartigen Verhältnisse, die unter den Emigranten existiren sollten. Sie meinte, einen solchen Verkehr und Umgang zwischen *Eheleuten* habe sie nie bisher gesehen, so zärtlich, so heiß und innig, so hingegeben an einander, — weder zwischen

sich und ihrem seligen David, noch in der Ehe des Bruders, noch sonst irgendwo. Das sei nichts Christliches, behauptete sie, es sei etwas Sündiges dabei; und bei dieser Behauptung blieb sie, obgleich ihr der gutmüthige Bruder mehr als einmal vorhielt, daß die Leute jung verheirathet, daß die Frau fern von den Ihren nur ihren Mann zum Halt habe, und daß nicht alle Herzen und Gemüther so ruhig und kühl geartet seien, wie es bei ihm und ihr der Fall gewesen.

Auch gegen die allgemeine Ehrenhaftigkeit des Ehepaars hatte die alte Dame Zweifel erhoben; ihr Kopf war voll von den Gauner- und Abenteurergeschichten, mit denen man sich damals, und zwar nicht mit Unrecht, in Deutschland trug. Es gab nicht nur große, weitverzweigte Banden von Räubern und Dieben, sondern auch eine Menge einzelner Industrieritter und Abenteurer, die in vornehmer Gestalt auftretend und in den ersten Kreisen verkehrend, hie und da unter dem Anschein der größten Ehrenhaftigkeit längere Zeit verweilten und ihre Geschäfte im Geheimen abmachten. Für einen solchen Mann hielt die Alte den Baron und war weder durch den anscheinend geordneten und offenen Gang seines Lebens, noch durch die Widerlegung ihres Bruders von diesem Glauben abzubringen. Ja sie wähnte sogar die junge Frau darin verwickelt, wenn dieselbe auch nur um die Verbrechen des Gatten wisse, ohne selbst daran Theil zu nehmen.

Inzwischen verfloß Woche auf Woche in ungestörter Ruhe, bis Denin im August einen bedeutenden Wechselbrief erhielt und, nachdem Francois denselben in der Residenz einkassirt hatte, eines Morgens beim Pfarrer erschien, um demselben mitzutheilen, daß er und seine Frau entschlossen wären, für's Erste im Dorf zu bleiben, wo ihnen alles — Menschen, Gegend, Clima, Ruhe und Abgelegenheit — auf's äußerste gefiele. Er habe daher, weil ihm die Wohnung im Pfarrhause doch zu eng und er auch seinem

freundlichen Wirth nicht länger zur Last fallen dürfe, dem jetzigen Bauern Martin Engelhardt das Häuschen abgemiethet, welches durch den Tod des Vaters nun leer stehe. Er wolle Handwerker aus der Stadt kommen lassen, um die Wohnung auszubauen und einzurichten, und zum Herbst werde er sie beziehen.

Und also geschah es. Die Fenster wurden vergrößert, die Wände mit hübschen Stoffen überspannt, die Möbel kamen aus der Stadt und an ihre Plätze, die Küche ward unter die Aufsicht einer tüchtigen Köchin gestellt, welche gleichfalls aus der Stadt gekommen war, und als die Wohnung von ihren Miethern endlich bezogen wurde, war sie trotz ihrer Beschränktheit so zierlich und zugleich behaglich, wie man es dort zu Lande selbst in den reichsten Stadthäusern kaum ähnlich fand, und wie es die Dorfbewohner und die Arbeiter aus der Stadt mit Staunen erfüllte. Einige Zeit hindurch ward daher viel über die Fremden und ihren Aufwand geredet, bis man sie über andere Dinge vergaß und von ihnen sowohl als vom ganzen Dorf draußen wieder so wenig erfuhr, wie bisher. Denn, obgleich mitten im Lande und nicht fern von den großen Straßen, war das Dorf doch stets unendlich einsam und abgeschlossen gewesen und stand mit den nächsten Städten nur im nothdürftigsten, seltensten Verkehr.

Die Fremden lebten still weiter, richteten ihr Häuschen ein, legten ihren Garten an, verkehrten wie bisher allein mit dem Pfarrer und seiner Schwester und sahen außerdem nur noch einen der hie und da durchziehenden Krämer und Händler oder den jungen Bauern Martin in ihrem Hause, mit dem seit der ersten Begegnung stets ein gewisser Verkehr im Gange geblieben, obgleich der Mann weder sehr offen, noch sehr hingebend war. Scheu und vorsichtig, kalt und schlau, wie ein ächter Bauer, hielt er sein Inneres vor jedermann fest verschlossen und zeigte niemand, welch ein Schatz von Ehrlichkeit, Treue und Biederkeit hinter

der rauhen Außenseite ruhe — ein Schatz, von dem Martin selbst am wenigsten wußte. Ungestört und in kühler Ruhe war er bisher seinen Weg gegangen, unbekümmert um alles, was ihn nicht selbst betraf, und das erste Wesen, das ihm ein wahrhaftes warmes Interesse einflößte, war die Baronin Denin. Um ihretwillen und auf ihren Wunsch hatte er ihrem Gatten das Haus abgetreten, um ihretwillen verkehrte er in diesem Hause, dessen Bewohner ihm sonst keineswegs gefielen. Den Diener würdigte er selten der Rede und Antwort; es war, wie er es nannte, ein hochmüthiger, frecher Patron. Der Nane, wie die Zofe hieß, drehte er meistens den Rücken zu, denn sie war ein spottsüchtig, eingebildet Ding. Und Baron Denin endlich war ein Mann, dessen herrische oder eiskalte Weise den Bauern tief verletzte, und dem die Selbstsucht und Falschheit aus den Augen blickten. „Es sind treulose Augen," dachte Martin oft, „und wehe dem armen Weibe, das auf sie vertraut und in ihren Blicken ihr Glück lesen will."

„Wehe dem armen Weibe!" dachte er oft und sah dabei mit einer Art von Wehmuth auf das liebreizende junge Wesen, das diesem Manne gehörte, sich an sein Herz gelegt hatte und an seinen Augen hing, das sich mit seinem ganzen Herzen und Gemüth, mit all seinen Kräften an ihn geschlossen. Es war ein Geschöpf, wie Martin es bis dahin noch nie kennen gelernt und wie es, seiner Auffassung nach, nirgends ein zweites geben konnte — von solcher Schönheit war Helene, von solcher Lieblichkeit, so heiter, so sanft und gut. Dem Bauern war es oft, als könne man solch ein Wesen gar nicht genug ansehen, als müsse man es immerdar festhalten mit dem vollen Herzen, es immerdar herzen und pflegen, daß es sich wohl fühle auf der Erde und sich nicht voll Heimweh zurückschwinge in die Himmelsräume, aus denen es stamme. Und wenn er ihre Umgebung ansah, so schnitt

ihm die Gleichgültigkeit und Kälte durch's Herz, mit der man der jungen Frau nach seiner Ansicht von allen Seiten begegnete, und es ward ihm bang und zugleich zornig, wenn er, wie zuweilen geschah, ihr Auge und ihre Stirn trüb fand. „Ich habe so etwas nie gesehen," sagte er in seiner Erzählung; „ich kann das auch nicht bezeichnen und benennen. Allein zu solchen Stunden war ihr Gesicht, ihr Kopf, ihre ganze leichte Gestalt wie in trüben, schweren Schleiern, als sähe man hinein in einen stillen grauen, traurigen Tag, und es ist nichts da von Himmelblau und Sonnenglanz, nichts von Freude und Heiterkeit; und wer das so vor sich sieht, dem zieht es sich ebenso bang und trübe bis in's tiefste, warme Herz."

Diese Stunden vermehrten sich gegen das Ende des Winters auf das sichtbarste, und je heller und lichter es draußen ward, je frischer es sich überall zu neuem Leben regte, desto stiller und trüber wurde es in dem kleinen Hause. Die Zeiten, wo die Pfarrersschwester den Umgang der Eheleute übertrieben und sündig genannt, waren längst vorüber; man sah sie kaum noch neben einander und dann jedesmal in der ruhigsten, um nicht zu sagen kältesten Weise von der Welt, und dem Baron zum wenigsten schien dies nicht einmal schwer zu werden, sondern durchaus seine Natur zu sein. Helenens Auge freilich erhob sich in solchen Momenten zuweilen wie mit stummer Bitte zu seinem Gesicht, als sehne sie sich mit aller Glut ihres Herzens nach einem einzigen freundlichen Blick, nach einem einzigen liebkosenden Wort. Allein Erfüllung fand ihr Wunsch nicht; bang und traurig zog ihr Auge sich wieder zurück unter die langen weichen Wimpern, und ihr Leben floß einsam im kleinen Hause, im abgeschlossenen Gärtchen, in der ganzen ruhigen, engbegrenzten Gegend dahin. Denn wann man sie auch sah, nur sehr selten fand man die Gatten zusammen. Der Baron ging viel auf die Jagd oder

verweilte lesend und schreibend in seinem Zimmer oder brachte viele Stunden dort am Klavier zu, das er gleichfalls angeschafft; und niemals durfte er bei solchen Beschäftigungen gestört werden, kein Mensch außer François durfte dann sein Zimmer betreten. Und als der Frühling kam, war er auch ziemlich häufig mehrere Tage auf Reisen entfernt, von denen er weder heiterer noch geselliger zurückkehrte.

Damals begann Helene zuerst ihre Spaziergänge über den Raum des Gärtchens auszudehnen, und bald war ihr Ziel fort und fort jener stille Friedhof, und ihr Lieblingsplatz die Stelle unter dem Apfelbaum. Da saß sie in den Morgenstunden und an den milden Abenden oft und oft und schaute hinaus in die friedlichen Fluren, das Köpfchen müde auf die Hand gelegt und die eingesunkenen Augen zuweilen voll schwerer Thränen. Aber sie klagte gegen niemand, und obgleich sie an dem alten Prediger mit fast kindlicher Liebe und Verehrung zu hängen schien, erfuhr doch auch der nichts von dem, was ihr Herz bedrückte. Nur ihre Stimmung war oft plötzlich bitter und herbe.

Eines Abends, als Martin, wie häufig in seinen Freistunden, im kleinen Garten arbeitete, die neuangelegten Rabatten reinigte und die Pflanzen aufband, die der Gewitterregen niedergedrückt, kam die Köchin zu ihm. „Was gibt's?" fragte der junge Bauer, als er aufschauend ihr Gesicht zornig geröthet und ihre Augen finster sah. — „Was sollt' es geben?" war die heftige Antwort. „Das ist immer dasselbe. Sie quälen unsere arme gnädige Frau, die doch wie ein Engel vom Himmel ist und so wenig Freuden hat. Mich braucht sie nur anzusehn, und ich laufe für sie durchs Feuer; aber den beiden andern kann sie sagen, was sie will — die thun nur so viel ihnen gefällt, und sind noch trotzig und grob in Worten und Geberden. Sie sind des Brodes nicht werth, das sie essen, und der Thränen nun

gar nicht, die unsre Frau darum weint." — „Sagt denn der Herr Baron nie etwas dazu?" fragte Martin. — Sie lächelte verächtlich. „Der, hm! Den wickelt der Franz um den Finger nach seinem Plaisir. Und nun ist er ja auch seit vorgestern wieder fort." — Martin wunderte sich darüber, da er doch keinen Wagen gesehen, und die Köchin erzählte, daß er zu Fuß davon gegangen, um in einem der nächsten Orte erst Post zu nehmen. „So läuft er seinem Vergnügen nach," setzte sie hinzu, „und denkt nie an die arme Frau, die hier allein und von Gott und Welt verlassen sitzt. Was nimmt er sie nicht mit? Was sitzt die hier eingesperrt? Sie muß ja hier ganz melancholisch werden, wo sie keinen Menschen hat als Seine Ehrwürden, mit dem sie verkehren kann. Denn das alberne Weibsbild, die Schwester, thut ja immer, als spräche sie mit uns nur um Gotteswillen." — „Und was ist denn jetzt vorgefallen?" fragte Martin nach einer Pause. „Weßhalb sind die beiden Geschöpfe widersetzlich?" — „Weiß ich das?" sagte die Köchin. „Ich merk's nur — sie stecken die Köpfe zusammen und lachen spöttisch —"

Ein heller Schrei vom Hause her unterbrach das Gespräch und trieb die beiden Menschen schnell dahin: sie fanden alles einsam und still, nur die Baronin lehnte der kleinen Treppe gegenüber an der Wand des Flurs, als sei sie bis auf den Tod erschöpft, und zwischen den Händen durch, die sie vor das Gesicht gelegt, sah man ihre Züge mit einer solchen Blässe überdeckt, daß die Köchin allen Respekt vergessend herzueilte und ihre Arme um die leblose Gestalt schlang, damit sie nur nicht völlig zusammensinke.

Da fielen die Hände vom Gesicht, und sich aufrichtend sah Helene sich so verwildert um, als erwache sie aus einem schrecklichen Traum. Ihr Gesicht schien anders geworden, die weichen Linien fest und die Stirn streng, ihre Augen maßen die beiden Anwesenden zuerst mit einem fast unheimlich starren Blick, der

nur nach und nach gleichsam ins Leben zurückkehrte, und dann sprach sie mit einer Stimme, die, wie es dem Bauern erschien, ganz den süßen hellen Laut verloren, der sie sonst dem Ruf eines Waldvogels ähnlich sein ließ: „Es ist gut, daß ihr da seid. Babette, du gehst mir nicht von der Seite; du, Martin, geh' hin zum Herrn Pfarrer und bitte ihn herzukommen, und komme auch selbst wieder mit; ich habe euch etwas zu sagen.“ Es war nichts von der Schüchternheit in ihren Worten, die sich sonst in all ihren Reden verrieth; sie sprach kalt und entschlossen, als habe sie plötzlich alle Kindesheiterkeit und Kindesschwäche abgelegt, die bisher hie und da noch aus ihrem Wesen und Sein hervorgeleuchtet. Bis dahin hatte sie gehorcht und sich gefügt — nun befahl sie und fand Gehorsam.

Als Martin mit dem Pfarrer zurückkam, trafen sie Helene in ihrem Zimmer auf- und niedergehend. Sie hatte den schönen Kopf in die Hand gelegt, ihre Züge waren noch unverändert, der Blick der Augen, mit dem sie die Eintretenden streifte, noch kalt und starr, und nichts an ihr sprach von der süßen Freundlichkeit, mit der sie sonst einen Besuch aufzunehmen pflegte. Die Veränderung war so groß, daß der Pfarrer, obgleich von Martin darauf vorbereitet, unwillkürlich wie vor einer fremden Erscheinung zurücktrat.

„Sie haben recht, Herr Pfarrer,“ sagte sie, dies bemerkend, und blieb vor ihm stehen und ein seltsames, halb schwermüthiges, halb verächtliches Lächeln brach zum erstenmal den Ernst und die Kälte ihrer Züge. „Sie haben recht, die Helene Denin, die Sie bisher kannten, ist fort und diese hier ist eine andere, fremde! O, Sie glauben nicht, wie das thut, wenn man plötzlich im vollen Leben fühlt, wie ein Wesen in uns stirbt und ein anderes dafür entsteht! Das ist bös, Herr Pfarrer, das ist bös!“ setzte sie hinzu und schüttelte heftig den Kopf.

Der alte Mann betrachtete sie immer erschrockener; war sie wahnsinnig geworden? Was war denn geschehen, das einen so furchtbaren Eindruck zu machen im Stande gewesen? Und als läse sie auf seinem Gesicht diese Gedanken, schüttelte sie nochmals den Kopf und sprach: „Fürchten Sie nichts, lieber Herr Pfarrer; ich bin nicht krank, sondern bei all meinen Sinnen, obgleich ich vielleicht ein Recht gehabt, sie zu verlieren." — „Beruhigen Sie sich nur, Frau Baronin," bat der Alte, den diese ganze Weise ängstigte; „was auch geschehen sein mag — Sie haben an uns treue Freunde; und wenn erst der Herr Baron, der, wie ich höre, verreist ist, wieder zurückgekehrt sein wird —"

„Das gehört dazu," unterbrach sie ihn, „und ich muß auch davon reden. So hören Sie denn," fuhr sie dann fort, und nachdem sie wie mit sich ringend ein paarmal auf und ab gegangen, blieb sie vor dem Prediger stehen, stützte die Hand auf den Tisch und sagte mit unnatürlicher Fassung: „Francois hat mir vorhin gesagt, daß der Baron Denin ein Betrüger und Gauner und Gott weiß, was noch weiter, und gar nicht mein Mann sei — unsre Trauung sei auch nur ein Betrug gewesen. Und, Herr Pfarrer — der Schein, welchen der uns trauende Geistliche über diesen Act ausgestellt — der ist aus dem Etui, wo ich ihn aufbewahrte, verschwunden."

Die beiden Zuhörer waren entsetzt aufgefahren; Martin ballte zornig die Fäuste, der Prediger faltete die Hände und sah vor sich nieder; endlich aber schaute er auf und fragte: „und glauben Sie das, Frau Baronin?" — „Muß ich es nicht?" versetzte sie mit dumpfem Tone, indem sie die Hände vom Gesicht gleiten ließ, die sie nach ihren obigen Worten langsam davorgelegt. „Es spricht alles für die Wahrheit dieser Angabe!" — „Und Sie glauben der Anklage eines frechen schlechten Menschen gegen den, den Sie bisher für Ihren Gatten hielten und, wie ich gesehen und

erkannt, von Grund ihres Herzens liebten?“ fragte er nochmals so ernst und streng, daß es sogar den Bauern durchbebte und auch er seine Augen unter einem zweifelnden Kopfschütteln auf die leichenblasse junge Frau richtete, die ihm bis dahin als der Inbegriff aller irdischen Wahrheit und Reinheit erschienen war.

Aber sie stand da vor ihnen am Tisch in ruhiger, unerschütterter Haltung, den blonden Kopf leicht zur Seite geneigt, die Lippen halb geöffnet und die Augen mit einem schwermüthigen Lächeln zum Himmel erhoben, den das Tageslicht immer mehr und mehr verließ. „Ob ich ihn geliebt!“ sagte sie leise nach einer Pause und schüttelte leicht das kleine Haupt. Aber sie setzte kein Wort weiter hinzu, sie rührte sich nicht mehr, eine lange, lange Zeit, und es war das eine Stille und ein Schweigen, welche die beiden Andern nicht zu unterbrechen wagten; denn die Erinnerung an ein großes und schönes Glück, das man unrettbar verloren, heiligt den Trauernden in den Augen seiner Zuhörer und läßt sie schweigend seinen Schmerz ehren.

„Ich habe ihn so geliebt,“ sprach sie endlich plötzlich und senkte ihre Augen mit einem dunklen Blick auf den Prediger, „ich habe ihn so sehr geliebt, daß ich um ihn die Heimat verließ und die Meinen, daß ich nicht auf den Widerstand achtete, den meine Liebe dort fand, daß ich alles um ihn aufgab, was dem Herzen eines Mädchens theuer ist, daß ich in seinem Herzen und in seiner Liebe alles tausendmal schöner und süßer wiederzufinden glaubte, was ich daheim verließ. Ich habe um seinetwillen mit meinem ganzen früheren Dasein gebrochen und mein ganzes Erdenloos nur auf ihn gebaut. — Das ist nun alles vorbei,“ setzte sie dann hinzu und schüttelte heftig den Kopf und preßte die Augenlider so fest zusammen, als wolle sie die aufquellenden Thränen verbergen. Doch war dieser Augenblick der Schwäche bald überwunden, nnd dann erzählte sie auf den Wunsch des Predigers

mehr von den Vorgängen in ihrem anscheinend so stillen und friedlichen Leben.

Sie faßte sich indessen kurz; von ihrer Familie sagte sie nur, daß ein Versuch, sich mit derselben auszusöhnen, hart zurückgewiesen, dagegen ihr unaufgefordert das kleine Vermögen verabfolgt sei, welches sie als Erbe eines Verwandten selbständig besaß. Davon hätten sie bisher gelebt, außerdem von einigen Summen, die Denin von Zeit zu Zeit, sie wüßte nicht woher, erhalten. Denin sei ein französischer Emigrant, welcher in ihrer Heimat einige Zeit gelebt und dann aufgebrochen sei, um an einem nordischen Hofe die Interessen der verbannten Prinzen zu vertreten. Die Reise ward auf Nebenstraßen fortgesetzt, bis ihnen der Unfall begegnete, der den Aufenthalt im Dorf veranlaßte. Seitdem war von der Mission des Barons keine Rede mehr; sein Wesen und Benehmen gegen die junge Frau änderte sich, Barschheit, Kälte und Zerstreutheit traten an die Stelle der früheren Liebe und Zärtlichkeit; er verkehrte heimlich auf das seltsamste mit allerlei Leuten, die anscheinend zufällig das Dorf passirten — Krämern, Frachtfuhrleuten, wandernden Jägern und Handwerksburschen. Er machte hie und da kleine Reisen ohne ausgesprochenen Zweck, ohne angegebenes Ziel, oder schickte auch Francois hinaus. Er war daheim viel oder fast immer einsam in seiner Stube beschäftigt, meistens Briefe lesend oder schreibend. Ein paarmal hatte er Helenen ein Blatt zum Abschreiben gegeben, von dessen Inhalt ihr nur so viel klar geworden, daß es die Instruktion zum Angriff eines Hauses oder Forts zu sein schien. Sie dachte dabei an nichts Uebles, da sie von dem Gatten erfahren, daß er mit den Königlichen in der Vendee in Verbindung stehe. — Ein andermal hatte sie auf seinem Schreibtisch ein Blatt gefunden, auf dem sich ihr Name nachgeahmt fand, und zwar so vortrefflich,

daß sie selbst fast in Zweifel gerieth, ob nicht ihre eigene Hand diese Buchstaben geschrieben. Der Baron hatte es lachend als einen Liebesscherz bezeichnet und das Blatt weggelegt.

Die empfindlichste Veränderung war aber mit dem Diener und der Jungfer eingetreten, deren Einverständniß, der Baronin stets anstößig, in der neueren Zeit immer sichtbarer geworden war. Den geringen Respekt, den Beide der Herrschaft früher noch erwiesen, schienen sie nach und nach ganz aus den Augen setzen zu wollen; gegen Denin traten sie, und zumal Francois, in einer Weise auf, welche selbst die sanfte Helene unerträglich fand; und gegen diese letztere zeigten Beide einen Grad von Richtachtung oder gar Frechheit, daß die arme Frau endlich angstvoll jeden Verkehr mit ihnen so viel wie möglich floh. Denn von dem Gatten erhielt sie keinen Schutz und Beistand; im Gegentheil führten ihre gelegentlichen Klagen nur dazu, ihn zu verstimmen und sich noch barscher oder kälter zeigen zu lassen.

Dies alles theilte die Baronin den Zuhörern viel rascher und gedrängter mit, als wir es wieder zu erzählen vermögen; man spürte, wie schwer ihr dieser Bericht ward, und selbst Martin empfand, wie viel die arme Frau gelitten, wie schwer sie getragen haben, wie tief ihr Herz und Gefühl verletzt sein mußte, bis sie sich dazu entschloß, den fremden Männern solche Eröffnungen zu machen, die immerhin nur das volle Leid bloßlegten, ohne von seinem qualvollen Werden und Wachsen Kunde zu geben. Was sie verschwieg, schien noch schwerer zu sein, als was sie entdeckte.

Und nun gar der Schluß! — Der Gatte hatte sich vor drei Tagen wieder einmal entfernt, aber diesmal ohne Abschied und heimlich. Die beiden Dienstboten waren seitdem frecher gewesen als je, und da die Dame sich endlich mit mildem Vorwurf dagegen erhoben, war die Dirne mit einem höhnischen Gelächter davongeeilt, und der Diener hatte mit ebensolchem Hohn ausge-

sprochen, was Helene zum Eingang ihrer Erzählung berichtet. „Geht in Gottesnamen zu den Euren zurück," waren seine letzten Worte gewesen. „Wie ich Denin kenne, kommt er sicher nicht wieder; das Spiel hat so schon zu lange gedauert, und zu verbergen brauchen wir uns auch nicht mehr. Und so, Madame, geht auch Ihr — Nanon und ich werden morgen oder übermorgen reisen. Der Krämer in L. will die Hauseinrichtung übernehmen, und Ihr sollt auch Euer Reisegeld haben."

Helene hatte nach diesen schrecklichen Mittheilungen rasch das Portefeuille untersucht, in dem der Trauschein aufbewahrt gewesen; er war, wie gesagt, verschwunden. Da war das entsetzte und erstarrte Weib in jenen Schrei ausgebrochen, der Martin und die Köchin herbeizog. Während der Erstere auf ihr Geheiß zum Pfarrer eilte, hatte Francois sich nochmals einzudrängen versucht, war aber von der entrüsteten Babette derb zurückgewiesen worden und mit einer zornigen Drohung entwichen.

„So steht es, Sie wissen nun alles," schloß sie endlich und erhob die sonst so sanften Augen mit einem düstern Blick zu den beiden bestürzten und entrüsteten Zuhörern. „Vor der Welt bin ich vielleicht ein gesunkenes und verächtliches Geschöpf — aber ich schwöre es euch: vor Gott und mir selbst weiß ich von keiner Schuld als der meiner zu großen Liebe! — Glaubt an mich, bis es sich weiter aufklärt. Stoßt mich nicht fort — ich weiß nirgends hin! — Gebt mir Rath und Schutz — ich fürchte mich vor den Elenden, sie sind zu allem fähig."

Martin stand auf. „Ich will zum Schulzen laufen," sagte er, „daß wir die Bagage droben fest kriegen. Babette kann die Thür schließen, und ich will auch meinen Knecht herschicken, daß er so lange Wache steht." — „Ja, mache es so," meinte der Prediger, der bisher nur mit einem theilnehmenden Blick auf die junge Frau zuweilen mitleidig den Kopf geschüttelt. „Ich werde

auch hier bleiben. Nachher kommen Sie für heut Nacht zu mir in's Pfarrhaus hinüber, armes Kind." — Aber Helene widersetzte sich. „Treibt sie fort, aber laßt die Gerichte aus dem Spiel," meinte sie finster. „Ich will den Mann nicht verfolgt sehn, den ich so sehr geliebt, den ich so lange für meinen Gatten hielt." — „Und doch," sprach der Pfarrer ernst dazwischen, „wer sagt Ihnen denn, daß der elende Mensch droben die Wahrheit redete, nicht vielmehr seinen Herrn verläumdete, nicht etwa selbst das Papier stahl?" — Sie sah ihn mit einem bittern Lächeln an. „Lassen Sie es gut sein, Herr Pfarrer," versetzte sie. „Ich weiß es jetzt nur zu gut, daß es keine Verläumdung ist. Aber ich kann Ihnen das alles nicht sagen." —

Martin schüttelte ungeduldig den Kopf; er begriff den Prediger nicht. Wie konnte man zweifeln an den Worten dieser Frau, wie an ihnen mäkeln? Das war in seinen Augen ja alles so fest und sicher wie das Evangelium! Er begriff mit seinem einfachen, nicht lange klügelnden Verstande viel besser als der alte Prediger, daß Francois sich durch irgend einen, den Andern verborgenen Grund hatte über's Maß fortreißen lassen und wahrhaftiger und offener geredet, als ihm jetzt selbst lieb sein mochte. Dafür sprach nicht nur die ganze, brutale Weise seines Auftretens, sondern auch sein Versuch, nochmals zu der Baronin zu dringen. Und als Martin nun das Haus verlassen wollte, sagte ihm Babette, daß sie vernommen, wie Nane dem Diener droben auf dem Boden die bittersten Vorwürfe wegen seines Plauderns gemacht, und wie Francois darauf mit wilden Flüchen und zornigen Drohungen sie zum Schweigen verwiesen.

Der junge Bauer eilte nur um so schneller zu seinem nahe gelegenen Hause und dann zum Schulzen. — Der Mann runzelte auf die Mittheilung finster die Stirn. „Das ist schon recht," sagte er, „aber es ist kurios. Vor einer Stunde hat mir der

Landjäger die Ordre gebracht, daß ich das Gesindel im Auge behalte — weiß nicht, weßhalb? Aber wenn ich was Besondres merke, soll ich gleich an's Amt berichten, und morgen will er wieder kommen. Was soll ich nun? Sie festnehmen?" — „So sollst du!" war Martins Antwort. „Haben sie nicht mit Entlaufen und Beraubung gedroht? — Komm, Schulz, wir wollen das Ding gleich in Ordnung bringen; mein Knecht ist dort, und wir sind Manns genug für die Beiden."

Es war während aller dieser Begebenheiten lange schon und völlig Nacht geworden, und es war eine stille dunkle Nacht, als wolle dem Gewitter, welches am Nachmittage über die Gegend gezogen, noch ein neues folgen. Schwere Wolken gingen im trägen Zuge über den grauen Himmelsgrund und dunkelten noch mehr, aber sie schickten keinen Tropfen Regen herab und keinen Hauch, so daß es zu dieser Stunde im Dorf und auf den Feldern unheimlich still war. Und hätte nicht hie und da ein lang hinfahrender Blitz vom Horizont her sein fahles Licht über die Straße und die Gärten geworfen, so möchten selbst die beiden im Dorf geborenen Männer nicht ohne Aufenthalt dem verwickelten Wege gefolgt sein, der sie am schnellsten zu Denins Wohnung zurückführte.

Sie gingen stumm neben einander, da das Gespräch sie nachdenklich gemacht, und auf Martins Herzen lag es wie ein schwerer Druck, ohne daß er eigentlich begriff, was und woher er etwas befürchten müsse — durch Francois' voreiliges Plaudern hatten sie ja das Heft in Händen und konnten vorbeugen. Doch wünschte er, daß die Baronin erst drüben im Pfarrhause sein möchte, denn in dem kleinen Hause fürchtete er heut Nacht für sie — er wußte selbst nicht was.

Sie stiegen über einen Zaun und gingen über den Rasen des Grabenufers mit unhörbaren, raschen Schritten gegen den

kleinen Garten des Denin'schen Hauses zu. „Horch," sagte da der Schulz gedämpft und blieb an dem Stamm einer Weide stehn, so daß selbst der nahefolgende Martin die Gestalt im tiefen Dunkel nicht mehr bemerken konnte. „Horch — hörst du?" Und durch die Todtenstille umher klangen leise, wenn auch noch nicht verständliche Worte zweier Redenden zu ihnen herüber. — Martin legte stumm die Hand auf des Andern Schulter und zog ihn mit sich zuerst auf den Rasen, dann in den feuchten Graben nieder, und ein paar Schritte führten sie an den dichten mit frischen Ranken durchwachsenen Zaun, welcher hier den Garten gegen den kleinen Wiesengrund zu begrenzte. Da hörten sie die Stimmen ganz nahe, wenn sie die Redenden auch nicht zu sehn vermochten. Das Gespräch hatte augenscheinlich erst vor einem Augenblick begonnen.

„Weßhalb seid ihr abgesperrt? Wer thut das?" fragte hastig die eine Stimme, und Martin hätte seinem Erstaunen beinah in einem lauten Ruf Luft gemacht, denn es war der fremdartige und unverkennbare Accent des Barons. — „Martins Knecht und Babette," war die Antwort, die ebenso unverkennbar aus Nanons Munde kam. — „Wozu aber? Wo ist Francois?" — „Er packt droben ein — er wird mich schon erwarten, daß er mir die Bündel zuwerfen kann. Er ist dumm gewesen, Herr Baron — er hat der Frau gesagt, Ihr wärt fort und mit dem Dienen sei's aus, das Hausgeräth verkauft und sie könne auch gehn, woher sie gekommen. Er dachte, sie würde ganz still nachgeben, aber sie schrie auf wie toll und hat Hülfe gesucht und alles —." — „Bist du wahnsinnig, Nanon?" unterbrach er sie heftig und beinahe laut. — „So habe ich ihn auch gefragt, Herr Baron; aber er meinte, er habe all die Fratzen nach und nach satt, und es sei Zeit zum Ende; er könne in dem Nest hier nicht länger leben. Und dagegen kann ich nichts sagen, Herr Baron,"

setzte sie mit einer Stimme hinzu, der man trotz der Dämpfung die volle Frechheit der Dirne anhörte; „mir scheint's auch lange genug für den Spaß. Was sollen wir noch hier?"

Ein hellerer Blitz als bisher zeigte den beiden Lauschenden die Gestalten und zugleich eine leidenschaftliche Geberde Denins. Er stieß ein paar französische Worte aus, die den Männern unverständlich blieben, und sagte dann mit tiefer, vor Zorn bebender Stimme: „Fluch über euch, Gesindel! — Aber beim Teufel — wenn ihr die dummen Köpfe selbst in die Schlinge steckt — so laßt euch hängen! Ich wasche meine Hände!" fügte er höhnisch hinzu, und als Nane spöttisch meinte: „o Herr Baron, Ihr Hals ist nicht sicherer als unsrer!" — da sprach er im gleichen Ton: „o doch, mamie! — Weißt du, daß Francois' letzte Reise nach R. entdeckt ist und die Polizei euch beobachtet?" Es folgte ein leiser Schreckensruf der Dirne, und ein neuer Blitzstrahl zeigte den Männern, daß der Baron sich abgewandt hatte und dem Hause zuschritt.

„Merkst du was?" fragte der Schulz leise seinen Begleiter, und mit einem ebenso gedämpften: „Komm!" sprang dieser aus dem Graben über den Zaun und hatte im nächsten Augenblick die Dirne gefaßt und ihr die breite Hand auf den Mund gedrückt, ohne jedoch den grellen Schrei ganz zurückhalten zu können, den die Erschrockene ausstieß. Da rauschte es durch die kleinen Fruchtbüsche, welche die Wege in diesem Theil des Gartens einfaßten, eine dunkle Gestalt sprang zu ihnen heran, der Schulz ward zur Seite gestoßen, ein heftiger Schlag traf Martins Kopf, so daß er zurücktaumelte und die Dirne losließ, und obgleich er sich augenblicklich wieder aufraffte, war der Platz dennoch bereits leer. Gegen den sich aufhellenden Horizont sahen die beiden überraschten Männer die Gestalten der Fliehenden einen Augenblick über die Wiese gegen das Holz hineilen.

„Die sind fort," meinte der Schulz achselzuckend. „Das hab' ich nun von dem Befehl, sie zu beobachten! Das sind alles so verfluchte dumme Kommissionen, die sie uns aufladen. Warum packen sie das Gesindel nicht zur rechten Zeit?" — Martin sagte kein Wort; schweigend zog er seinen Begleiter fort zum Hause, in welches sie erst nach mehrmaligem Klopfen und nach Angabe ihres Namens Einlaß fanden. Sie trafen den Knecht allein, da nach seiner Angabe der Pfarrer mit Helenen und der Köchin gleich nach seiner Ankunft heimlich das Haus verlassen und zum Pfarrhofe geeilt waren. Vor einigen Minuten — denn alles dies folgte sich in schnellster Eile — war, wie er aus der Stimme schloß, der Baron an der Thür gewesen, allein der Knecht hatte ihm nicht geöffnet, sondern mit seinem Knittel die Treppe bewacht. Zum nicht geringen Erstaunen hörte er jetzt, daß die Vögel droben doch ausgeflogen und durch's Fenster entwichen seien.

Martin ließ den Schulzen zum Schutz des verödeten Hauses bei dem Knecht zurück und eilte, so schnell er konnte, zum Pfarrhause hinüber. Der Knecht des Predigers ließ ihn in die Thür. „Gottlob, daß Ihr kommt," sagte er, „da drinnen sieht's graulich aus. Der Baron ist da und zankt mit dem Herrn —." — Martin ballte die Faust und ging zum Zimmer, aus dem er die laute Stimme des Fremdlings sich entgegenschallen hörte. Die Abneigung, die er stets gegen den Mann empfunden, war seit Helenens Mittheilungen in ihm zum vollen Haß geworden. Er erwartete von dem Baron so oder so noch mehr und noch herberes Weh für die arme junge Frau, und so klopfte er ungestüm an die Thür und trat unmittelbar darauf ein, ohne das „Herein" abzuwarten.

Der Baron brach mitten in seinen heftigen Worten ab und wandte sich gegen den Eintretenden. „Was will der Bauer hier?" rief er zornig. „Packe dich hinaus, Bursche! Wir brauchen dich

hier nicht.“ — Martin gab den blitzenden Blick, der ihn traf, mit Entschlossenheit zurück und sah sich dann schweigend im großen Zimmer um, welches durch das dürftige Licht auf dem Tisch nur schwach erhellt wurde. — Der Pfarrer stand an seinem Arbeitspult, Helene nahe bei ihm an eine Kommode gelehnt; sie hatte Arme und Brust fest in ein großes, dunkles Tuch gehüllt und bisher anscheinend regungslos und schweigend dagestanden.

Auf die barschen Worte des Barons sah sie auf, und da sie bemerkte, daß Martin nach seinem Umblick sich zum Gehen wenden zu wollen schien, sprach sie plötzlich mit fester, klarer und kalter Stimme: „Du bleibst hier, Martin. Ich will einen Beistand haben gegen den Mann da, der sich gegen meinen Willen eingedrängt, und mich auf's neue — Gott weiß weßhalb! — in seine Netze ziehen möchte!“ Und als Denin hierauf mit verächtlichem Ton ein paar französische Worte sprach, fuhr sie eben so kalt fort: „Reden Sie deutsch, mein Herr, daß der Herr Prediger und der ehrliche Mann dort Sie verstehen, wenn Sie überhaupt noch etwas zu sagen haben.“ — „Madame,“ versetzte er finster, „Sie nehmen einen seltsamen Ton an.“ — „Den Sie selbst verschuldet haben,“ unterbrach sie ihn. „Lassen Sie dies enden, mein Herr; es ist vergeblich; ich bin entschlossen — ja ich fühle die Pflicht von Ihnen zu scheiden.“

Er fuhr wie zu einer heftigen Antwort empor, aber sich schnell beherrschend, faltete er die Arme über die Brust und sagte mit sanfter Stimme: „Und auf die Anklage eines Elenden hin verdammst du mich und stößest mich von dir, Helene?“ — Sie schüttelte den Kopf. „Lassen Sie dies Gespräch enden, Herr Baron,“ erwiderte sie unbewegt. „Der Herr Prediger so gut wie Sie selbst haben alles gehört, was uns für ewig trennt. Es ist nicht nöthig, daß ich es wiederhole — Martin dort wird auch so an mein Recht glauben. — Sie haben mich ruinirt, mein Herr,“

fuhr sie erregter fort, „in den Augen der Welt nicht nur, sondern auch in denen der Meinen. Sie haben mir alles Glück der Erde gelogen und mich dann darum betrogen. Ich verzeihe Ihnen das — Sie haben mich vielleicht geliebt, und meine Liebe hat mich fortgerissen. Und ich will Gott bitten, daß er Ihnen auch verzeiht. Aber jetzt, da ich sehe, folge ich Ihnen nicht mehr; ich will mich nicht auch in meinen eigenen Augen entwürdigen, wie ich's von Ihnen ohne mein Wissen und ohne meine Schuld in den Augen der Menschen ward."

Er fuhr sich über die Stirne. „Helene," entgegnete er nach einer Pause bittend, „ich habe Schuld — ich weiß es ja; aber sie läßt sich gut machen. Dein Herz verlangte die Trauung — sie war dort nicht möglich zu machen, denn der Geistliche weigerte sich. Da, um dich zu beruhigen, ward jene Ceremonie angestellt und der Schein besorgt, den Francois jetzt gestohlen. Wir können ja alles noch gut machen, Helene!" — Sie erwiderte kein Wort, sondern wandte sich stumm von ihm ab und dem dunklen Fenster zu. — „Herr Pfarrer," fuhr Denin nach einer Pause fort, in der er vergeblich eine Antwort der Dame erwartet, und wandte seine Augen von ihr zum alten Herrn. „Es ist Ihr Amt, zu versöhnen — sagen Sie ihr, daß sie unchristlich handelt, wenn sie sich so von mir trennt und nicht an die Liebe denkt, die ich ihr so lange bewiesen, sondern nur auf die Worte hört, die ein Elender ihr vorgelogen, ein Elender, der mich so gut wie sie betrogen, der hinter meinem Rücken an Verbrechen Theil gehabt zu haben scheint, die er jetzt — Gott weiß aus welchem Grunde — auch mir zuschieben möchte!"

Er hatte fließend, mit großem Ausdruck, mit Pathos gesprochen, aber seine Worte blieben ohne die beabsichtigte Wirkung. Das ist einmal ein frecher Patron! dachte der Bauer; der Pfarrer schüttelte ernst den Kopf, vielleicht mit demselben Gedanken,

— und Helene drehte sich plötzlich um, und die sonst so glatte und klare Stirn leicht gerunzelt, und die Augen mit dunklem Blick fest auf den Baron gerichtet, sprach sie: „Sagen Sie mir wenigstens das Eine, Denin — aus welchem Grunde kamen Sie noch einmal hieher zurück? Aus welchem Grunde suchen Sie noch einmal die Verbindung mit mir anzuknüpfen, die Sie doch schon zerrissen?“ — Es zuckte wie eine leichte Verlegenheit durch sein Gesicht, aber schnell gefaßt antwortete er fast augenblicklich: „Helene — Helene — wie habe ich dies Mißtrauen, diesen Glauben an die Lügen dessen verdient, von dem ich nichts weiß, mit dem ich nichts zu thun habe?“ —

Martin vermochte seine Entrüstung nicht länger zu unterdrücken und stieß ein murrendes: „Hoho!“ aus. Und als darauf alle ihm ihre Augen zuwandten, drehte er sich gegen den Pfarrer und meinte: „Und doch sagte die Nane eben noch zu dem Herrn da im Garten, daß sein Kopf nicht sicherer sei als der seines Dieners —.“ — „Schurke!“ brach Denin aus. — Der Bauer sah ihm kalt in die funkelnden Augen und fuhr ruhig fort: „Und doch erzählte der Herr da, daß Franzens Reise nach R. entdeckt und die Polizei ihm auf dem Nacken sei.“

Der Baron stand mit erhobenem Arm, aber wie gebannt und stumm — war er so erschrocken oder horchte er? Denn auch Martin kam es vor, als flüsterten draußen auf dem Flur mehrere Stimmen; doch bevor er sich darüber klar ward, trat Helene zum Tisch und Licht, zog ein dünnes zusammengelegtes Papier aus dem Busen und reichte es dem aufschauenden Denin hin. — „Ist das genug?“ fragte sie nach einer Pause, als der Baron, der das Papier genommen und auseinandergeschlagen, jetzt sichtbar zusammenschrack. „Geben Sie zu, daß Sie an dem armen Weibe, das nichts gethan, als Sie geliebt, nicht nur schlecht, sondern auch ehrlos gehandelt?“ — Denin murmelte etwas,

was aber unverständlich blieb, und sah wild im Zimmer umher und von Einem zum Andern.

„Mein theures Kind!“ sagte der Pfarrer mit milder, theilnehmender Stimme. „Lassen Sie dies enden!“ — Sie winkte wie ablehnend mit der Hand, als wolle sie keine Unterbrechung, und mit festem Ton fuhr sie fort: „Fliehen Sie, Denin! Ich will weder Ihren Tod, noch Ihre Schande. Fliehen Sie, bevor es zu spät ist. Verbergen Sie sich vor aller Welt; und wenn Sie's können auch vor dem Gedanken an mich,“ setzte sie bitter hinzu. „Gehen Sie hin — ich verzeihe Ihnen!“ — Und als habe man nur auf den Schluß ihrer Rede gewartet, so öffnete sich jetzt die Thür und ließ den Schulzen mit einem Landjäger herein. „Entschuldigen Sie, Herr Pastor,“ sprach der Letztere, „aber ich habe Befehl erhalten, den Herrn da und seinen Diener —“

Denin war aus seiner Erstarrung aufgefahren. Das Papier in der Linken zusammenknitternd, griff er mit der Rechten unter den Rock und stürzte jetzt, ein Pistol hervorreißend und erhebend, auf die Eingetretenen zu. „So seid verflucht!“ schrie er. — Es erfolgte ein Ringen — es fiel ein Schuß — und im nächsten Augenblick glitt die schlanke Gestalt des Barons den Männern, zu denen auch Martin und der Knecht des Pfarrers gesprungen, wie ein Schatten aus den Händen, auf den Flur hinaus. Man hörte die Hausthür schmetternd zuschlagen.

Obgleich die Männer fast augenblicklich nachstürzten, konnten sie doch nichts mehr vom Fliehenden entdecken. Der Regen fiel jetzt in dichten Streifen, und das Geräusch desselben verdeckte jeden andern Ton, so daß man vergeblich suchte und in die Nacht hinaushorchte. — Im Zimmer aber lag Helene, von der Kugel in die Schulter getroffen, in den Armen Babettens und der jammernden Schwester des Predigers. Ob der Schuß absichtlich,

ob nur durch einen unglücklichen Zufall sie verwundet, ist nie erklärt worden.

Als sie wiederhergestellt war, mußte sie in der Untersuchungssache gegen Denin und seine Dienerschaft vor Gericht erscheinen. Man ging sehr schonend mit ihr um und ließ sie bald ganz in Frieden. Von den Verhandlungen vor Gericht, den Aussagen u. s. w. erfuhr man bei dem damaligen Verfahren so gut wie gar nichts. Nur das verstand Martin, der gleichfalls als Zeuge vorgefordert wurde, daß Denin und Francois zu einer der großen Gaunerbanden gehörten, die damals nicht in Deutschland allein hausten. Bei irgend einem Unternehmen gar zu sehr kompromittirt, waren sie von ihrem frühern Aufenthaltsort entwichen und hatten sich hieher zurückgezogen. Denin mochte dabei auch noch den Zweck gehabt haben, sich des jungen Mädchens, dessen Liebe er sich erworben, und ihres selbständigen Vermögens zu versichern. Genug, seine Pläne waren gelungen, und hätten er und Francois, gar zu sicher geworden, sich endlich nicht fortreißen lassen, auch hier Verbindungen anzuknüpfen und einträgliche Streiche mit nachgekommenen Kameraden zu unternehmen, so würden sie unbezweifelt in diesem stillen Winkel ungestört und unentdeckt haben leben können bis an ihr Ende. Was endlich die Verbrecher entlarvt, was sie gegen das arme Weib alle Rücksicht vergessen ließ und dasselbe plötzlich von Denin abwandte — davon erfuhr Martin und, wie er meinte, auch der Pfarrer nichts außer dem, was Helene selbst vor ihnen an jenem letzten Abend ausgesprochen.

Von Denin und den beiden Andern hat man in dieser Gegend nie wieder etwas gehört.

Helene blieb im Dorf, zuerst beim Pfarrer, sodann in dem kleinen Hause, das Martin ihr und der alternden Babette willig überließ. Zu den Ihren, wie der Prediger ihr vorschlug, wollte

sie nicht zurück, auch nie ihnen Kunde von sich geben. „Ich bin ihrer nicht mehr werth," sprach sie finster, wie sich denn ihre Heiterkeit und ihr Lebensmuth seit dem bösen Tage ganz verloren hatten. „Sie müssen glauben, daß ich ehrlos oder todt sei. Ich kann mich nicht reinigen. Und so will ich todt für sie sein. Wär' ich's erst!" setzte sie dann wohl hinzu.

Und der Wunsch ward ihr bald erfüllt; etwa anderthalb Jahre nach den geschilderten Begebenheiten fand Babette sie auf ihrem gewöhnlichen Platz unter dem großen Apfelbaum des Kirchhofs eines Abends still verschieden. Dort ward sie, ihrem oft ausgesprochenen Willen nach, auch begraben, und als der Prediger ihr die Leichenrede hielt, weinte der alte Mann dabei bitterlich, so daß er vor Schluchzen oft kaum sprechen konnte. Auch umher, im Kreise der Dorfbewohner, war viel Jammer, denn die stille, leidende Frau hatte sich aller Liebe erworben. Aber wenn der Schmerz in dem einsamen Dorf auch noch eine geraume Zeitlang und länger, als es in großen Städten geschehen sein möchte, frisch und wahr blieb, allmälig vergaß man ihn doch über alles Neue, was die Zeit mit sich brachte, und bald dachte niemand mehr an die bleiche, junge Frau, und zu ihrem einsamen Grabe verirrten sich nur hie und da noch jauchzende, spielende Kinder.

Nur Einer war da, der vergaß sie nie, und wenn er dereinst stirbt, wird der letzte Ton von seinen bleichen Lippen ihr gelten und sie grüßen. Das ist mein Erzähler — der alte, finstere Martin Engelhardt. Denn der hatte sie fest gehalten in seinem starren, festen Herzen, und ihm lebt sie immerdar als die alte, tiefgeliebte

Helene.

Edmund Hoefer's

Erzählende Schriften.

Fünfter Band.

[illegible] die Haarflechte vom Kopf gelöst. „Ich bin [illegible] noch," sprach sie leiser, wie sich denn ihre [illegible] dem Schlummer, mit dem bösen Tage ganz verlo- [illegible] geglaubt, daß ich droben über todt sei, [illegible] Doch er will ich jetzt hier sie sein. [illegible] sagte sie dann nicht mehr.

[illegible] einer unterhalb [illegible] sie auf [illegible] einen großen Nußbaum des Kirch- hofes [illegible]. Dort ward sie, ihrem oft [illegible] begraben, und als der Prediger [illegible] der alte Mann dabei schluchzte, [illegible] sprechen konnte. Noch lange, [illegible] Jammer, denn die Stille, [illegible] erweckten. Aber wenn der [illegible] Dorf auch noch eine grausame Kunde und länger, als es in großen Städten geschehen sein möchte, [illegible] allmählig vergaß man ihr doch über alles Neue, was die Zeit mit sich brachte, und bald dachte niemand mehr an die blonde, junge Frau, und zu ihrem einsamen Grabe verirrten sich nur [illegible] spielende Kinder.

[illegible] der vergaß sie nie, und wenn er dem [illegible] Ton von seinem [illegible] Das ist mein Großvater — der alte, fin- stere [illegible] Denn der hatte sie sehr geliebt in seinem Herzen, [illegible] nach ihm liebt sie immerdar als die alte, [illegible]

H e i n e.

Edmund Hoefer's

Erzählende Schriften.

Fünfter Band.

Edmund Hoefer's

Erzählende Schriften.

Fünfter Band.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1865.

Hoefer, Edmund,

Edmund Hoefer's erzählende Schriften

Bd.: 4

Stuttgart (1865)